**Die Füchse im Weinberg**

Lion Feuchtwanger

Erstes Kapitel

Das lange Warten

Franklin saß lässig im Garten seines Hauses in Passy, auf der Bank unter der großen Buche. Es war früh im Jahr, das junge Laub ließ noch viel Licht durch, Franklin freute sich der Sonne, die fleckig seinen spärlich behaarten Schädel und seine alten Hände beschien.

Er hatte seine Freude daran, wie gut sich Haus und Park der freundlichen Landschaft einfügten. Das ganze, alte, weite, behagliche Hôtel Valentinois und vor allem der Flügel, den er bewohnte, waren eingebettet in Grün; die Leute sagten ein­fach, Franklin wohne im Garten, sie nannten ihn „den Alten im Garten – le vieux dans le jardin“.

Franklin saß vornübergeneigt, die eisenumrahmte Brille hatte er abgenommen, er kratzte sich den kahlen Schädel; es war besser geworden mit dem Schorf. Überhaupt stand es besser um seine Gesundheit, seitdem er sich, nach den an­strengenden Pariser Tagen, Erholung gönnte. Zu üppige Er­holung vielleicht. Er hatte mit Monsieur Jacques Finck, dem neu eingestellten Butler, genau vereinbart, was alles bei den einzelnen Mahlzeiten aufzutischen sei, es waren reichliche Menüs und seiner Gesundheit kaum zuträglich. Auch nicht seiner Kasse. Aber die elftausend und einige hundert Livres, die er vom Kongreß bezog, reichten sowieso nicht hin und nicht her.

Der Doktor saß da, das große Gesicht entspannt. Über den schönen Park, der sich in Terrassen hinunter zur Seine senkte, schaute er wohlig auf den Fluß und auf die silbriggraue Stadt Paris am andern Ufer. Er hatte sich vorgenommen, die Stu­fen der Terrasse mindestens zweimal des Tages auf und ab zu steigen. Gestern und vorgestern hatte er sich’s erlassen. Er sollte nicht so faul sein.

Monsieur de Chaumont kam vorbei. Er grüßte höflich und verlangsamte den Schritt, darauf wartend, daß Franklin ihn anspreche. Monsieur de Chaumont zeigte bei jedem Anlaß seine Freude darüber, Franklin zu beherbergen, er erwies sich überaus gefällig, man war ihm verpflichtet. Doch der Doktor, nicht gewillt, seine behagliche Einsamkeit zu unterbrechen, erwiderte Monsieur de Chaumonts Gruß, ohne ihn anzureden, und ließ ihn vorübergehen.

Ruhe hatte er hier, herrliche, wohltätige Ruhe. Nur wenige wagten in seine Stille von Passy einzudringen, und der schlimmste Störenfried, Arthur Lee, war noch in Spanien.

Leider freilich wollte auch der andere seiner Kollegen, Silas Deane, nicht begreifen, daß die Allianz nur auf Um­wegen zu erreichen war und nicht im Sturm und daß eifrige Betätigung mehr schadete als nützte. Er, Franklin, hatte sich auf das lange Warten eingerichtet. Jetzt hatte er sich in dem Gartengelaß eine Druckerpresse zurechtgemacht, primi­tiv und leistungsfähig, und er hatte seinen Spaß daran, Broschüren und anderes Kleinzeug selber zu setzen, mit den alten, großen Händen. William half ihm dabei, er stellte sich geschickt an; ja, für das Drucken hatten die Franklins Sinn, alle, sogar der kleine Benjamin Bache.

Er hatte es gut getroffen hier in Passy. Auch die Leute rings um den „Garten“ waren angenehme Leute, mit denen sich leben ließ. Mit Doktor Leroy, dem Akademiker, und mit Doktor Cabanis hatte er eine Menge Interessen gemein, die Abbés Morellet und de la Roche waren gebildet und hatten Witz, und wenn man mit Monsieur Dussault, dem Bürgermeister von Passy, einen kleinen, gemütlichen Spa­ziergang machte, konnte man eine Menge Wissenswertes er­fahren.

Eigentlich sollte er sich jetzt wirklich Bewegung machen und die Terrassen hinauf- und hinuntersteigen, einmal wenig­stens. Aber es saß sich so warm und erfreulich unter der Buche, und wer konnte wissen, ob er morgen die gleiche schöne Sonne haben wird. Um das Versäumnis gutzumachen, faßte er den festen Vorsatz, am ersten Tag, an dem das Was­ser nicht mehr zu kalt sein wird, in der Seine zu schwimmen; er war ein ausgezeichneter Schwimmer. Er schmunzelte bei dem Gedanken, wie er den Damen Helvetius und Brillon beiläufig erzählen wird, er sei heute die Seine hinüber- und zurückgeschwommen.

Er hatte vor sich selber ein wenig geheuchelt vorhin, als er im Geiste Umschau hielt unter der erfreulichen Nachbar­schaft und die Abbés und den Doktor Cabanis aufzählte, nicht aber Madame Helvetius, in deren Hause diese Herren wohnten. Wahrscheinlich würde er sich in seinem Garten nicht halb so wohl fühlen, wenn nicht Madame Helvetius in unmittelbarer Nähe lebte und nicht Madame Brillon. Er hatte es immer verstanden, den Umgang mit Frauen zu genießen, aber ganz auf den Geschmack war er ihnen eigentlich erst jetzt gekommen, zu Beginn seines achten Jahrzehnts. Es hatte lange gedauert, ehe er weise geworden war, und gerade seit­dem er’s war, konnte er sich einen großen Mann ohne starke Erotik nicht vorstellen.

Nein, er war noch nicht alt und abgestumpft. Noch hatte er Freude an der Vielfalt des Lebens, Freude an Wissen­schaft, Frauen, Erfolg, Natur, Schwimmen, Freiheit, Tugend, Freude an der Verschiedenartigkeit der Menschen, an ihren Vorzügen und an ihren Schwächen, Freude an der Einsam­keit und an der Geselligkeit.

Der junge William kam den Fußweg herüber; Franklin hatte ihm Weisung gegeben, ihn um diese Stunde zur Arbeit zu holen. Hübsch sah der Junge aus, wie er frisch und schlank durch die hellen Bäume daherkam.

Sie gingen zurück ins Haus. Machten sich an die Arbeit. Die Post hatte – das war das Übliche – manche widerwärti­gen Geschäfte gebracht.

Das wichtigste war ein Brief Monsieur de Vergennes’. Es ging natürlich um die Affäre des Kapitäns Conyngham. Ka­pitän Conyngham war vom Schlage des Lambert Wickes, des „Seebären“, doch hatte er viel größeres Format. Er hatte schlankweg das Postschiff von Harwich erbeutet mit seiner ganzen, wertvollen Ladung. Der wagemutige oder, wie es die Engländer nannten, überaus freche Streich hatte die Lon­doner Regierung aufs höchste aufgebracht. König Georg selber hatte sich der Sache angenommen, Vergennes hatte sich verpflichten müssen, England den Schaden zu ersetzen und den Schuldigen zu bestrafen. Conyngham war verhaftet wor­den, bald aber, auf Vorstellungen Franklins hin, freigelassen.

Jetzt war der kühne Kapitän Befehlshaber eines neuen Schif­fes, mit vierzehn Sechspfündern und zweiundzwanzig kleine­ren Geschützen. Die französischen Behörden wollten ihn aber nicht auslaufen lassen, wiewohl er feierlich versicherte, es gehe nur um eine Handelsfahrt, und Franklin hatte in Ver­sailles neue Vorstellungen erhoben.

Da lag nun die Antwort, ein Brief Vergennes’ an die ame­rikanischen Delegierten, verärgert und voll ernsten Vorwurfs. Noch einmal zählte der Minister alle die Fälle auf, in welchen amerikanische Kaperschiffe mit ihrer Beute französische Hä­fen angelaufen und dadurch die Regierung von Versailles in Konflikt mit London gebracht hatten. Der König, betonte noch einmal der Minister, sei fest entschlossen, die Verpflich­tungen, welche ihm die Verträge mit England auferlegten, treu und peinlich zu befolgen. „Sie sind zu gute Staatsmänner, meine Herren“, schrieb Vergennes, „und zu weise, um nicht zu erkennen, daß das Verhalten Ihrer Kapitäne die Würde des Königs, meines Herrn, gefährdet und daß es einen Neu­tralitätsbruch bedeutete, wenn wir solches Verhalten dul­deten. Ich darf erwarten, meine Herren, daß Sie als die ersten das Betragen Ihrer Kapitäne verurteilen; denn es widerläuft strikt den Pflichten des Anstands und der Dankbarkeit für eine Nation, die Ihren Schiffen Gastfreundschaft gewährt. Ihr Kapitän Conyngham kann Erlaubnis zur Ausfahrt aus unsern Häfen nur unter der Bedingung erhalten, daß er auf schnellstem Weg nach Amerika zurückfährt und sich nicht abermals durch feindselige Akte gegen englische Schiffe der Notwendigkeit aussetzt, Zuflucht in unsern Häfen zu suchen. Ich muß Sie, meine Herren, um hinlängliche Garantien dafür bitten. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich diesen Brief auf ausdrückliche Anweisung des Königs schreibe, und ich empfehle Ihnen dringlich, die Stellungnahme der Regie­rung- Seiner Majestät nicht nur dem Kapitän Conyngham be­kanntzugeben, sondern allen Seeleuten, die daran interessiert sein könnten, auf daß nicht andere Ihrer Schiffe sich und uns ähnliche Ungelegenheiten bereiten.“

Franklin seufzte; wäre er an Stelle Vergennes’ gewesen, er hätte wohl ähnlich geschrieben. Dann machte er sich daran, den Brief zu erwidern. In schönen, ernsten Wendungen be­dauerte er das Vorgefallene und versicherte, er werde dem Kapitän Conyngham die gewünschte Anweisung geben; auch nach Philadelphia werde er im gewünschten Sinne schreiben, und er sei gewiß, daß der Kongreß schleunigst die erforder­lichen Ordern erteilen werde.

In seinem Innern wußte Franklin, der Kapitän und die Leute, die hinter ihm standen, die William Hodge und die Bankiers Grand und Morel et Fils, werden sich den Teufel um seine Anweisungen kümmern, Kapitän Conyngham wird weiter Seeräubern, die Bankiers werden schmunzelnd ihre Profite einstreichen, die Engländer werden neue Proteste einlegen, in Philadelphia wird man nur lächeln über die Strei­che der Kaperschiffe, und er, Franklin, wird alles auszubaden haben.

Er wies William an, den Brief noch nicht abzuschicken ; es war ein wichtiger Brief, er wollte ihn erst Silas Deane zeigen, und er wollte dem Kollegen ernste Vorhaltungen machen, wiewohl er von der Vergeblichkeit seiner Ermahnungen über­zeugt war.

Er kramte unter der übrigen Post. Da waren schon wieder viele, welche Empfehlungen nach Philadelphia verlangten. Begeisterung für die Sache der Freiheit mochte eines der Motive sein, die diese Leute bewegten, sicher aber waren unter ihnen nicht wenige einfache Abenteurer, Tunichtgute. Eine ganze Reihe der Empfehlungsuchenden berief sich auf Leute, von denen er nie gehört hatte. Einem dieser Schreiber antwortete Franklin individuell, einem zweiten, einem drit­ten. Dann wurde er’s überdrüssig. „Ich diktiere dir jetzt“, sagte er, „einen Text, den wir künftig in allen diesen Fällen verwenden werden.“ Und er diktierte: „Der Überbringer die­ses Schreibens geht nach Amerika und ersucht mich, ihm eine Empfehlung mitzugeben. Nun weiß ich aber von ihm nichts als den Namen. Ich muß Sie somit, wenn Sie Wesen und Ver­dienste des Herrn Überbringers kennenlernen wollen, an ihn selber verweisen ; denn er ist damit sicherlich besser vertraut, als ich es sein kann. Auf alle Fälle ersuche ich Sie, ihm das Wohlwollen entgegenzubringen, auf das jeder Fremde An­spruch hat, von dem nichts Übles bekannt ist. Erweisen Sie ihm, bitte, alle die guten Dienste und Freundlichkeiten, deren Sie ihn bei näherer Bekanntschaft würdig finden.“

Nach Abfassung dieses Briefes glaubte Franklin, für heute der lästigen Geschäfte genug erledigt zu haben ; überdies hatte sich Silas Deane angesagt. Er schickte den jungen William weg und machte sich an erfreulichere Tätigkeit, an die Ord­nung gewisser Schriftstücke, die er aus Amerika mitgebracht hatte; es waren das Manuskripte, Entwürfe, Notizen jeder Art, Briefe von Politikern, von Wissenschaftlern, von Freun­den und von Freundinnen, die zu beantworten und zu ordnen er bei seiner eiligen Abreise aus Philadelphia keine Zeit mehr gefunden hatte. An diese zuweilen sehr intimen Dinge ließ er niemand heran, auch nicht William.

Was sich da alles angesammelt hatte, und von wie ver­schiedener Art es war. Da war ein Schreiben von seiner eige­nen Hand, er hatte es damals nicht abgeschickt. Er erinnerte sich genau der Stunde, da er es geschrieben, es war gewesen, als er von dem Treffen von Bunker Hill gehört hatte. Damals hatte er sein Herz ausschütten müssen gegen seinen Freund und Verleger, William Strahan.

Die großen Augen des Doktors glitten über die schnellen und dennoch klaren Buchstaben. Es lautete aber der Brief: „Herr Strahan, Sie sind Mitglied des Parlaments, Sie gehören zu jener Majorität, die mein Land zur Vernichtung verurteilt hat. Sie haben begonnen, unsere Städte niederzubrennen und unsere Bürger niederzumetzeln. Schauen Sie auf Ihre Hände, sie sind befleckt mit dem Blut Ihrer Verwandten. Sie und ich, wir waren lange Freunde. Jetzt sind Sie mein Feind und ich bin der Ihre*B. Franklin.“*

In den Augen des alten Mannes, während er las, war ein Widerschein des Grimmes, der ihn beim Schreiben des Brie­fes erfüllt hatte. Doch stärker als die Bitterkeit war das ruhig wägende Urteil. Er sah, wie kunstvoll verschnörkelt seine Unterschrift war. Er nahm wahr, daß er zuerst geschrieben hatte: „Ihre Hände sind befleckt mit dem Blut von Verwand­ten“, und daß er das „Ihrer“ erst später eingefügt hatte. Das war eine gute Änderung; „mit dem Blut Ihrer Verwandten“ las sich zweifellos besser. Es war ein ausgezeichneter Brief, er gab haargenau wieder seinen kalten Grimm und seine Ver­achtung für den Mann, der die Folgen seiner Taten nicht hatte absehen können.

Er, Franklin, konnte die Folgen seiner Taten absehen. Er war zufrieden mit sich, daß er damals den Brief nicht ab­geschickt hatte. William Strahan war ein guter Freund, Wil­liam Strahan hielt sogar jetzt Verbindung mit ihm, trotz des Krieges. Es war vorteilhaft, Freunde in London zu haben. Es war gut, daß er sich damals in Philadelphia von seinem Zorn und von der Freude an dem wohlgeglückten Brief nicht hatte hinreißen lassen, ihn abzuschicken. Er lag jetzt gut hier in Passy, der Brief. Ein kleines Lächeln um den langen Mund, ordnete Franklin ihn sorgfältig ein in jene Schriftstücke, die zusammengefaßt waren unter der Aufschrift: „Persönliches.“

Er sonderte aus die Briefe, die zu beantworten waren, legte beiseite jene, die er für erledigt hielt. Seine Tätigkeit wurde unterbrochen durch die Ankunft Silas Deanes.

Der dicke, imposante, fröhliche Herr war in der Zwischen­zeit etwas weniger fröhlich geworden, die befremdliche Hal­tung des Kongresses, der seine und Beaumarchais’ Zahlungs­aufforderungen ständig überhörte, machte ihm Sorge, sein fleischiges Gesicht zeigte kleine Falten, und die geblümte Atlasweste saß nicht mehr ganz so prall um seinen Bauch. Aber er war unternehmungslustig wie immer und begann so­gleich, enthusiastisch zu erzählen, wie sich ganz Paris freue über die Heldentaten des Kapitäns Conyngham, und wie außerordentlich der Überfall auf das englische Postschiff die amerikanische Sache gefördert habe.

Statt aller Antwort überreichte ihm Franklin den Brief Vergennes’. Silas Deane las; er las langsam, er hatte noch immer Mühe mit dem Französischen. Als er begriffen hatte, weigerte er sich, das Schreiben ernst zu nehmen. Derlei Mah­nungen, meinte er, seien nur diplomatische Formalitäten; bestimmt habe Vergennes an der Erbeutung des englischen Postschiffs die gleiche Freude wie er selber. Franklin zuckte die Achseln. Er zeigte Silas Deane den Entwurf seiner Ant­wort. Der hätte es offenbar vorgezogen, wenn man dem Mi­nister weniger ernst erwiderte, doch da er gutmütig war und voll Verehrung für den Doktor, gab er sich zufrieden. Der Kapitän werde die Ausreiseerlaubnis sicherlich erhalten, er­klärte er.

Davon sei auch er überzeugt, antwortete Franklin, aber er fürchte, Conyngham werde den amerikanischen Emissären noch manche Unannehmlichkeit bereiten. Das sei möglich, erwiderte Silas Deane; doch der Stolz auf die Heldentaten

des Kapitäns und ihre Wirkung überall in Europa sei reich­liche Entschädigung für derlei Unannehmlichkeiten. Die eng­lischen Versicherungsraten stiegen von Tag zu Tag, die eng­lischen Kaufleute wagten kaum mehr, englische Schiffe für ihre Ausfuhr zu benutzen.

Der geduldige Franklin versuchte, Deane wieder einmal klarzumachen, daß die kleinen Gewinne den großen politi­schen Schaden nicht aufwögen, den die hemmungslose Ka­perei mit sich bringe. Nicht um die Erbeutung von zwanzig- oder dreißigtausend Livres gehe es, sondern um den Han­delsvertrag und um die Allianz mit Versailles. Aber Deane, beinahe beleidigt, antwortete, Beträge von zwanzig- oder dreißigtausend Livres, wenn sie jede Woche oder doch jede zweite Woche einliefen, seien bei der finanziellen Notlage des Kongresses keineswegs zu verachten. „Lieber, verehrter Dok­tor“, bat er mit der dringlichen Beredsamkeit des Geschäfts­mannes, „bedenken Sie doch, wie ungeheuer der Bedarf des Kongresses ist. Denken Sie doch, bitte, an die Liste, die uns die Herren vor drei Wochen übersandt haben.“

Franklin dachte nicht gern an diese Liste. Sie war lang, sie war endlos. Ein Volk von Landleuten hatte eben einen gewaltigen Bedarf an Industriegütern, und was der Kongreß aus Frankreich zu beziehen wünschte, waren nicht nur Ge­schütze, Gewehre und Uniformen, sondern auch Schafscheren, Vorlegeschlösser, Schuhmacherahlen, Nadeln für Schneider, medizinische Mittel jeder Art, Opium, Aloe und Klistier­spritzen, Pferdekämme und Zelttuch, Musiknoten und Pau­ken. Das alles war in riesigen Mengen angefordert. Doch ge­rade daß dem so war, bestärkte den Doktor in seiner Mei­nung, man könne mit kleinen Mitteln nichts ausrichten. Bei so gewaltiger Not mußte man aufs Ganze gehen, auf die An­erkennung, den Handelsvertrag, die Allianz.

Mit vielem Aufwand an Logik mühte er sich, das dem Kol­legen darzutun. Aber Deane, mit freundlicher Schlauheit, er­widerte: „Lassen Sie mich, verehrter Doktor, Franklin mit Franklin schlagen. Haben Sie nicht im ‚Armen Richard‘ ge­lehrt: Ein Ei heute ist besser als eine Henne morgen?“

Franklin gab es auf. Sprach von andern überflüssigen Un­bequemlichkeiten, die ihm Silas Deane aufbürde. Da waren die Herren, die, sich auf Deane berufend, von ihm Ämter und Anstellungen in Philadelphia verlangten. Man werde, meinte er, dem Kongreß Ungelegenheiten und den Bittstel­lern selber nur Enttäuschungen bereiten, wenn man diese Leute nach Amerika hinüberschicke.

Silas Deane betrachtete nachdenklich seine schöne Weste. Er teilte nicht die Ansicht seines großen Freundes und Kol­legen. Ihm scheine es ein Fehler, erklärte er bescheiden, doch fest, französische Offiziere zurückzuweisen, die voll glühen­den Eifers für die Freiheit ihre Stellung in der Heimat und in der Armee aufzugeben bereit seien. Solche tätige Partei­nahme schüre Begeisterung für Amerika überall in der Welt. „Oder hat uns nicht“, schloß er, „die Ausfahrt Lafayettes einen Ungeheuern Schritt vorwärtsgebracht?“

Mit diesem Lafayette hatte es folgende Bewandtnis. Der junge Marquis Josèphe-Paul-Gilbert de Lafayette hatte, nach­dem ihm Silas Deane ein Patent ausgestellt, überall von sei­ner Absicht gesprochen, in die Armee des Generals Washing­ton einzutreten. Die Engländer hatten vom Ausbruch des amerikanischen Konflikts an das Prinzip vertreten, jegliche Tätigkeit französischer Offiziere für die Rebellen bedeute einen Neutralitätsbruch der Versailler Regierung; sie hatten Vergennes aufmerksam gemacht auf die Absichten Monsieur de Lafayettes und den Minister aufgefordert, die notwendi­gen Schritte zu unternehmen. Auch der einflußreiche Schwie­gervater des jungen Marquis, der Herzog d’Ayen, hatte trotz seiner Sympathie für die Amerikaner das abenteuerliche Vor­haben scharf mißbilligt. Er hatte im Verein mit Vergennes eine Kabinettsorder erwirkt, die dem jungen Mann die Aus­reise ausdrücklich verbot. Die Schwierigkeiten hatten indes Lafayettes Eifer nur erhöht, und laut und hartnäckig hatte er erklärt, er werde seine Absicht durchführen. Durch alle diese Vorbereitungen war für Franklin und seine Kollegen die Einreihung Lafayettes in Washingtons Armee zu einer Prestigefrage geworden, und mit Spannung hatte man in den Salons von Paris und Versailles darauf gewartet, ob das Un­ternehmen des jungen Offiziers glücken werde. Es war ge­glückt; Lafayette hatte, mit Hilfe Beaumarchais’, auf eigene Kosten ein Schiff ausgerüstet und war heimlich von einem spanischen Hafen in See gestochen.

Die Pariser hatten seine Ausfahrt mit Enthusiasmus be­grüßt, und Silas Deane war im Recht, wenn er Lafayettes Unternehmen für nützlich erklärte. Auch Franklin hatte sich darüber gefreut. Leider aber war seine Freude nicht un­getrübt geblieben. Nicht nur hatte er Mühe, den Unmut des Herzogs d’Ayen zu beschwichtigen, der argwöhnte, die ameri­kanischen Emissäre hätten seinem unbesonnenen Schwieger­sohn bei seinem Vorhaben geholfen; es hatte sich überdies herausgestellt, daß der Marquis einen ganzen Haufen fran­zösischer Offiziere mitgenommen hatte, lauter von Silas Deane angeworbene, und Franklin dachte mit Sorge an die Gesich­ter, welche die amerikanischen Militärs machen würden, wenn sie diesen zum Teil sehr jungen und hochnäsigen Herren un­terstellt werden sollten. Er gab sich aber nicht lange damit ab, Silas Deane die Schattenseiten der Affäre Lafayette aus­einanderzusetzen, sondern begnügte sich mit der Bitte, der Kollege möge nun aber bestimmt keine weiteren Offiziers­patente ausstellen. Silas Deane, immer ein wenig verwundert und gekränkt, versprach es.

Dafür hatte er jetzt eine Bitte an Franklin. Wo immer sie etwas ins Werk zu setzen hätten, sagte er, ob es nun die Be­schaffung der unendlich vielen Dinge sei, die der Kongreß an­fordere, oder die Ausreise Lafayettes, immer, im großen und kleinen, sei man angewiesen auf die Hilfe des erfinderischen Monsieur de Beaumarchais. Der sei bisher der einzige, der nennenswerte Quantitäten von Waffen nach Amerika trans­portiert habe, und niemals wäre ohne seine Hilfe Lafayette weitergekommen. Er, Silas Deane, habe aber den Eindruck, daß Franklin diesen unendlich hilfreichen Mann nicht mit der ganzen Freundlichkeit behandle, die er verdiene. Mon­sieur de Beaumarchais verehre Franklin, und es schmerze ihn, daß er so selten Gelegenheit habe, ihm von seiner Tätigkeit Rechenschaft abzulegen.

Silas Deane hatte recht; Franklin gab es sich in seinem Innern zu. Hatte er nicht selber seinem Enkel William er­klärt, er habe diesen Monsieur Caron nicht herzlich und höf­lich genug behandelt? Hatte er nicht dem Enkel und sich sel­ber die Geschichte von der Egge erzählt? So unlieb ihm der Mann war, er mußte sich dazu bequemen, ihn öfter zu sehen. „Solange ich hier noch nicht fertig eingerichtet bin“, sagte er, „empfange ich nur vertraute Freunde, Sie und wenige andere.

Aber später wird es mir eine Freude sein, mich einmal wieder mit Ihrem findigen Monsieur de Beaumarchais zu unterhal­ten. Er hat Ideen, das ist keine Frage, er ist ein Geschäfts­mann, er ist ein Débrouillard, wie sie hier sagen, ein Tau­sendsassa. Ich unterschätze seine Dienste nicht. Sagen Sie ihm das, bitte, so herzlich, wie es Ihr Französisch zuläßt.“

Er überlegte eine kleine Weile. „Wird es nicht Anfang Juli ein Jahr“, sagte er dann, „daß der Kongreß die Unab­hängigkeitserklärung beschlossen hat? Ich denke, ich werde unsere Freunde zu einer kleinen Feier zusammenbitten, und da wird dann natürlich auch Ihr Tausendsassa nicht fehlen.“ Silas Deane fand es noch ein wenig lange bis zum Juli; aber er war froh auch an dieser Zusage, dankte dem Doktor sehr herzlich und verabschiedete sich.

Später am Tage, zur Freude Franklins, kam Doktor Du­bourg. Franklin hatte den würdigen, geschwätzigen, gebilde­ten, freundschaftlichen, wichtigmacherischen Herrn in diesen letzten Monaten immer lieber gewonnen. Franklin ließ sich von ihm bei der Überfeilung seiner französischen Briefe und kleinen Schriften helfen, hörte seine tausend großen und klei­nen, manchmal recht interessanten Klatschereien an, ver­wendete ihn für die mannigfachsten Dienste. Auch vergaß er’s ihm nicht, daß er ihn auf Passy, auf den „Garten“, auf­merksam gemacht hatte. Und es belustigte den wohlausgewo­genen Amerikaner immer wieder, wie sich der lebhafte fran­zösische Freund schnell in Hitze redete, in der Debatte keine Grenze kannte und höchst verwundert war, wenn der Partner seine Maßlosigkeit übelnahm.

Doktor Dubourg erzählte stolz, der Verleger Rouault werde in zwei Wochen eine vierte Neuauflage von Franklins „Bonhomme Richard“ auf den Markt bringen können. Er, Dubourg, habe dieser Tage mit dem Baron Grimm von der „Encyclopédie“ eine lange Diskussion gehabt über seine, Du­bourgs, Übersetzung, eine, wie er sagen müsse, manchmal sehr erregte Diskussion. Der neugebackene Herr Baron habe näm­lich getadelt, daß da immer wieder die Wendung „sagt der arme Richard“ gebracht werde. Dabei komme die Wendung auf den achtzehn Seiten nur vierundachtzigmal vor. Er habe denn auch dem dreisten Kritiker deutlich zu verstehen ge­geben, daß es nicht Aufgabe des Übersetzers sei, dem Autor ins Handwerk zu pfuschen. Ein Werk von der Bedeutung des Franklinschen müsse mit Demut, Ehrfurcht und Treue über­setzt werden, aber das seien Eigenschaften, die dem Herrn Baron Grimm wohl sehr ferne lägen.

Franklin dachte nach. Wenn er sich’s reiflich überlege, sagte er dann, müsse er dem Baron Grimm recht geben. Wahr­scheinlich wirke die Wendung „sagt der arme Richard“ durch ihre stetige Wiederholung in dem raschen, witzigen Franzö­sisch ermüdender als im Englischen.

Doktor Dubourg sah den Freund verständnislos an. „Sie werden mich doch nicht im Stich lassen?“ entrüstete er sich. „Sie werden doch nicht diesem Neugebackenen recht geben?“ – „Vielleicht“, überlegte Franklin, „sollte man den Versuch machen und dieses ‚sagt der arme Richard‘ ein paarmal strei­chen.“ Dubourg lächelte breit und verschmitzt übers ganze Gesicht. „Dann habe ich also Ihre Zustimmung, lieber Freund“, freute er sich. „Ich habe nämlich, um dem Baron Grimm keinen Vorwand zu gedruckten Besserwissereien zu geben, für die Neuauflage die Wendung sechsundzwanzigmal gestrichen, so daß sie jetzt nur mehr achtundfünfzigmal vor­kommt. Ich bin keine von den Korkseelen, die immerzu auf ihrer vorgefaßten Meinung schwimmen. Ich habe überhaupt die Neuauflage meiner Übersetzung einer gründlichen Über­arbeitung und, wie ich glaube, Verbesserung unterzogen.“ Und er nahm das Manuskript und las Franklin die Verbesse­rungen vor. Der fand eigentlich die Unterschiede nicht be­trächtlich, ja, er bemerkte sie nicht. Doch Dubourg, schnup­fend, viel schmatzend, arbeitete sich ab, ihm deutlich zu machen, wie sehr das Werk durch die Überfeilung gewonnen habe, und Franklin sah es am Ende, dem bemühten Freund zuliebe, ein.

Dann erging sich Franklin in Meditationen über die Schwierigkeiten und Gefahren, denen passionierte Übersetzer zuweilen begegneten. Er erzählte von dem Schweiß und Blut, die es gekostet hatte, die großartige englische Bibelübertra­gung herzustellen. Er erzählte von dem Übersetzer William Tyndale, der viele schöne und volkstümliche Fassungen gefun­den habe, zum Beispiel die schöne Fassung des Dreiundzwan­zigsten Psalms, der aber, weil er die gemeine logische Ver­nunft an die Stelle der nicht immer logischen Autorität set­zen wollte, schließlich verbrannt worden sei. „Ja“, schloß er nachdenklich, „das Los des Übersetzers ist manchmal ris­kant.“

Dubourg schaute ihn unsicher an und sprach von anderem. Und zwar, angeregt vielleicht von dem Worte „riskant“, sprach jetzt auch er von dem Kapitän Conyngham und seinen Heldentaten. Er bezeigte eine noch größere, noch jugend­lichere Freude an den Listen und Streichen der Freibeuter als Silas Deane. Auf seine naiv verschwörerische Art berichtete er von den schlauen Manövern, welche die Kaperkapitäne machten, um unter den Augen der englischen und der von diesen gehetzten französischen Behörden Beute zu erjagen und zu veräußern. Da konnten Kaperschiffe, die Befehl er­halten hatten, binnen vierundzwanzig Stunden den französi­schen Zufluchtshafen zu verlassen, beim besten Willen nicht auslaufen, weil ein Leck nach Sachverständigengutachten sich durchaus nicht reparieren lassen wollte. Da fuhren auf Signale hin französische Käufer hinaus auf See und übernahmen dort von den Piraten die Waren. Da verwandelten sich über Nacht Farben und Formen der Schiffe, die „Clarendon“ und die „Hanover Planter“ wurden zur „Hancock“ und zur „Boston“. Und bei aller Strenge, welche die Versailler Regierung nach außen zeigte, konnte man sich auf ihre augenzwinkernde Hilfe verlassen. Vergennes – das wußte Dubourg aus zuverlässig­ster Quelle – hatte, als ihm Stormont nachwies, wie Ameri­kaner und Franzosen bei der Weiterveräußerung der Beute zusammen gearbeitet hätten, lediglich die Augen gen Himmel gerichtet und kopfschüttelnd gejammert über die Habgier pri­vater Unternehmer.

Übrigens, fuhr Dubourg fort, habe er eine Bitte an seinen großen Freund. Der Kapitän James Little habe unglücklicher­weise einen spanischen Hafen angelaufen, den er für einen französischen hielt, und sei jetzt von den spanischen Behörden interniert. Er, Dubourg, sei an dem Fall interessiert, weil er selber ein wenig Geld in dem Unternehmen des Kapitäns Little stecken habe. Ob Franklin nicht in Madrid intervenie­ren könne.

Franklin beschaute Dubourg, der, leicht verlegen, mit sei­nem Stocke spielte. In Madrid, meinte Franklin nachdenklich, sei jetzt Arthur Lee; da könne er, Franklin, wenn er schlimme Verwicklungen vermeiden wolle, schwerlich intervenieren. Aber soviel er wisse, gebe es hier in Paris einen Mann, der viele Fäden nach Madrid laufen habe, unsern Débrouillard, unsern Beaumarchais. Dubourg schnaubte unlustig. Er möchte seinem Kapitän Little gern helfen, meinte er schließlich, aber ob er sich so weit werde demütigen können – er vollendete den Satz nicht.

Dann, neu belebt, eifrig, erzählte er, gestern habe er im Marineministerium gehört, man wolle ein Kriegsschiff außer Dienst stellen, „L’Orfraye“, den „Seeadler“, ein schönes, gro­ßes Schiff, von fünfzig Metern Kiellänge und mit zweiund­fünfzig Kanonen. Er beabsichtige nun, ein Konsortium zu­sammenzubringen, um dieses Schiff zu erwerben, überholen zu lassen und auf Kaperfahrten auszuschicken. Das Unter­nehmen verlange eine hohe Investierung; vielleicht könnte Franklin seinen Hausherrn daran interessieren, Monsieur de Chaumont. Er könnte natürlich selber mit ihm sprechen, aber wenn der Anstoß von Franklin komme, wenn gewissermaßen der Genius der Freiheit in Person das Unternehmen beflügele, dann stehe ein ganz anderer Wind dahinter. Und: „Schiff, mein Schiff, nun wird dich neue Flut / Tragen hinaus aufs Meer“, zitierte er lateinisch den Horaz.

Franklin seufzte innerlich über die Abenteuerlust des Freundes. Wenn er seinen Horaz recht im Kopf habe, ant­wortete er, dann sei in dieser Ode vom Schiff viel die Rede von den Sorgen, welche die Meerfahrt begleiteten. Und kei­nesfalls wäre es sehr dankbar, wenn er, Franklin, den hilf­reichen Monsieur de Chaumont nicht nur seines schönen Hauses berauben, sondern ihm auch noch ein abgetakeltes Kriegsschiff anhängen wollte.

Dubourg war ein bißchen gekränkt. Trotzdem ließ er sich nicht lange bitten, als ihn Franklin aufforderte, zum Abend­essen zu bleiben. Der Butler, Monsieur Finck, hatte, wie immer, eine gute und reichliche Mahlzeit vorgesehen, und Franklin aß mit Behagen. Aber er sah mit Bedauern, daß Doktor Dubourg den Speisen nicht mit der früheren Leiden­schaft zusprach. Wieder einmal nahm er wahr, daß der Freund zusehends alterte. Nicht ohne kleinen Schrecken stellte er fest, daß er ein hippokratisches Antlitz hatte, er war ge­zeichnet, sein armer, lieber Freund Dubourg, er wird es nicht lange mehr machen.

Franklin selber hatte die Absicht, noch recht lange zu leben. Doch er wußte, daß es von heute auf morgen aus sein konnte, und beschäftigte sich oft mit dem Tode. Er war un­sentimental. Er hatte viele Menschen sterben sehen, Freunde und Feinde. Da er Schriftsteller war von den Nieren bis an die Poren, hatte es ihn getrieben, was er von Freunden und Feinden hielt, in Worte zu fassen; er hatte zahlreiche Epita­phien geschrieben. Allmählich war es ihm zur Gewohnheit geworden, Grabschriften zu verfassen, für seine Freunde, für seine Feinde, für Tote, für Lebende, für sich selber. So jetzt, in Gedanken, während er kräftig aß, suchte er rühmende, treffende Worte zusammen für eine Grabschrift seines Freun­des Dubourg.

Der, in diese Gedanken hinein, sagte unvermutet, besorgt und geschäftig: „Sie sind ja erfreulich rüstig, verehrter Freund, immerhin sehe ich nicht ohne Angst, wie üppig Sie essen. Sollte ein Mann in unserm Alter nicht vorsichtig sein? Der Pommard, den uns Ihr Monsieur Finck vorsetzt, ist ausge­zeichnet. Trotzdem, und wiewohl das geradezu ein Verbre­chen ist, schlag ich Ihnen vor: tun Sie Wasser in Ihren Wein.“

Franklin dachte: Seltsam, daß dieser Arzt von seiner facies Hippocratica gar nichts merkt. Laut, wie Dubourg schon zur Wasserflasche griff, um ihm Wasser zuzuschenken, sagte er, die Hand über sein Glas haltend: „Die Bibel, mein Alter, zitieren Sie nicht so richtig wie Ihre Klassiker. Der Apostel Paulus hat nicht geraten, Wasser in den Wein zu tun, sondern Wein ins Wasser.“

Am nächsten Tag, einem Dienstag, fuhr Franklin in Ge­sellschaft seines Enkels William hinüber nach Auteuil, um den Abend, wie jeden Dienstag, bei Madame Helvetius zu verbringen. Es waren wenig mehr als zwei Meilen Weges, und Franklin hatte vorgehabt, heute, der körperlichen Übung hal­ber, die kurze Strecke zu Fuß zurückzulegen. Aber als er in das hübsche Besitztum der Madame Helvetius einfuhr, war er froh, daß er sich zuletzt doch für den Wagen entschieden hatte; es war angenehm, ausgeruht anzukommen, gleichmäßi­gen Atems und ohne Schweiß.

Farbig und heiter lag der Park. Das Haus selber war, wie immer, voll von Lärm; da waren Hunde, Katzen, Kanarien­vögel, und Madame Helvetius’ lebhafte Töchter sowie die beiden Abbes, die wie ihr Arzt, Doktor Cabanis, im Hause lebten, trugen das Ihre dazu bei, die laute Fröhlichkeit zu vermehren. Auch hatten sich, wie zu jeder Mahlzeit im Hause der Madame Helvetius, einige Freunde eingefunden; Madame Helvetius hatte zahllose Freunde, Staatsmänner, Schriftstel­ler, Künstler.

Madame Helvetius begrüßte den Doktor schallend. So hatte sie ihn begrüßt, als er ihr Haus zum erstenmal betreten. Er hatte die fortschrittliche, einflußreiche Dame der Sache seines Landes noch enger verbinden wollen und sich gerne von dem früheren Finanzminister Turgot zu ihr mitnehmen lassen. Sie hatte aufgestrahlt, als er kam, hatte ihm sogleich herzlich den hübschen, vollen Arm entgegengestreckt. „Küs­sen Sie mir die Hand“, hatte sie gerufen, „und nicht zu kurz“, und sehr rasch war eine enge Freundschaft zwischen den bei­den entstanden.

Auch heute mußte er sich sogleich so nahe zu ihr setzen, wie ihr weiter Rock es zuließ. Freundschaftlich und streng fragte sie ihn, ob er nicht schon wieder sein Versprechen ge­brochen habe und zu Wagen gekommen sei, statt zu Fuß. Er, während er zugab, er sei auch diesmal nachsichtig mit sich selber gewesen, beschaute sic mit Wohlgefallen.

Füllig saß sie in ihrem Sessel, überquellend, eine Dame hoch in den Fünfzig, weiß und rosig, sorglos geschminkt, das Haar von etwas verwitterndem Blond nachlässig gefärbt. Er wußte, daß von den Frauen manche fanden, sie schaue aus wie die Ruinen von Palmyra. Er selber war geneigt, ihren früheren, viel bewunderten Glanz noch um sie zu sehen; ihre Herzlichkeit, ihre Impulsivität, ihr guter Verstand erregten sein inniges Wohlgefallen wie übrigens das vieler anderer Männer, und er hielt cs für durchaus in der Ordnung, daß sie sich auch heute noch, nahe den Sechzig, benahm wie eine verwöhnte Frau von sieghafter Schönheit.

Auf sie herunter, während sie heiter von Belanglosem schwatzten, schaute ein Porträt des Claude-Adrien Helvetius, der vor sechs Jahren gestorben war und den Franklin bei seinem früheren Pariser Aufenthalt kennen- und schätzen­gelernt hatte. Die strahlendschöne Marie-Félicité hatte mit dem sehr reichen Herrn, der als Philosoph nicht weniger an­gesehen war denn als Steuerpächter, über dreißig Jahre einer üppigen, fröhlichen, glücklichen Ehe verbracht. Jetzt hingen Bilder des Toten überall im Haus umher, und eine Nachbil­dung seines Grabmals, eine Trauernde mit einer Urne, stand auf dem Kamin. Ihr geliebter Claude-Adrien hatte Madame Helvetius auf seinem Sterbebett ans Herz gelegt, ihr Leben weiter nach Kräften des Leibes und der Seele zu genießen, und so umlärmte denn ihre und ihrer hübschen Töchter Heiterkeit wunschgemäß seine Bilder und sein Grabmal.

Nach dem Essen, während Doktor Cabanis und der Abbé Morellet unter der Assistenz des Abbé de la Roche eine Par­tie Schach spielten und William mit den Demoiselles flirtete, saß Franklin allein mit Madame Helvetius. Sie fragte unum­wunden: „Haben Sie in der Zwischenzeit Madame Brillon ge­sehen?“ Madame Brillon, eine Dame der Nachbarschaft, war schön, zart und jung und hatte zum Gatten einen bejahr­ten Rat aus dem Finanzministerium. „Gewiß“, antwortete ohne Zögern Franklin, und in seinem langsamen Französisch erklärte er: „Ich habe Madame Brillon gebeten, möglichst oft mit mir zusammen zu sein. Sie will sich bemühen, mein Fran­zösisch zu verbessern.“ – „Ihr Französisch genügt vollkom­men, mein Freund“, erklärte autoritativ Madame Helvetius, „und die Unterrichtsmethoden Ihrer neuen französischen Leh­rerin gefallen mir gar nicht. Ich habe mir erzählen lassen, sie habe sich Ihnen vor aller Welt auf den Schoß gesetzt.“ – „Fin­den Sie was dabei?“ fragte unschuldig Franklin zurück. „Ha­ben Ihnen Ihre Berichterstatter nicht auch erzählt, daß Ma­dame Brillon, die sehr an ihrem Vater hing, mich an Stelle dieses ihres toten Vaters adoptiert hat?“ – „Sie alter Strolch“, sagte schlicht und überzeugt Madame Helvetius. „Ich gebe zu“, fuhr sie fort, „Madame Brillon ist hübsch. Aber finden Sie sie nicht zu mager?“ – „Der Schöpfer“, antwortete Frank­lin, „hat Schönes der verschiedensten Art hervorgebracht. Ich hielte es für undankbar, mich zu sehr zu spezialisieren.“ – „Ich mag keine Weiber“, erklärte bündig Madame Helvetius. „Sie klatschen so gemein. Es gibt welche, die reden überall herum, ich hätte ein loses Mundwerk und die Manieren einer Waschfrau.“ – „Wenn die Pariser Waschfrauen“, antwortete in seinem mühsamen Französisch Franklin, „Ihre Manieren ha­ben, Madame, dann haben sie die Manieren von Königinnen.“

Später, ihm näher rückend, fragte Madame Helvetius: „Hand aufs Herz: Ihren Brief an den Abbé Morellet haben Sie doch nur geschrieben, damit er ihn mir weitersage?“ Es hatte nämlich der Abbé im Auftrag der Madame Helvetius Franklin ein vereinbartes Zusammensein abgesagt, und Franklin hatte in einer langen Antwort beredt geschildert, wie sehr und warum er das bedaure. „Wenn wir alle“, hatte er geschrieben, „Staatsmänner, Philosophen, Dichter, Wissen­schaftler, von Notre Dame d’Auteuil“ – so wurde Madame Helvetius von ihren Freunden genannt – „angezogen wer­den wie Strohhalme vom Bernstein, dann deshalb, weil wir in ihrer liebenswürdigen Gesellschaft Wohlwollen finden, freundschaftliche Beflissenheit, die Bereitschaft, gefällig zu sein und andere für gefällig zu halten, eine Freude aneinander, die wir keineswegs haben, wenn wir ohne Madame zusammen sind.“ – „Hat Ihnen der Abbé diesen Brief gezeigt?“ fragte Franklin und spielte Verlegenheit. „Aber natürlich“, sagte sie. Sie lachte ihr lautes Lachen und fuhr fort: „Ich wünsche Ihnen nur, Sie verschmitzter alter Herr, daß Sie bei den Mi­nistern mit Ihren Bestechungsversuchen ebensoviel Glück haben wie bei mir.“

Dergleichen Konversation machten sie stets, sie, Madame Helvetius, immer beweglich, geräuschvoll, ihn umarmend und küssend, er still, mit spärlichen Gesten, doch mit gravi­tätisch beflissener Ritterlichkeit. Es war ihren lauten und sei­nen leisen Komplimenten eine kleine ironische Übertrieben­heit beigemengt, aber sie waren beide nicht darüber im Zwei­fel, daß unter ihren Worten eine wirkliche Neigung spann. Franklin fühlte sich angezogen von ihrer sichern, weltlichen Klugheit, von ihrem ungeheuren Appetit an Menschen und Dingen, von ihrer jugendlichen Lebensfülle, von ihrer unbe­kümmerten Natürlichkeit, sogar von der vulgär und könig­lichen Art, wie sie sich über die Regeln der Grammatik und der Rechtschreibung wegsetzte. Sie ihresteils, die sich ein Le­ben ohne Männer und ohne Huldigungen nicht vorstellen konnte, fand Labsal an dem Bewußtsein, daß dieser große Mann, dessen Überlegenheit sogar von dem toten Helvetius und von ihrem Freunde Turgot anerkannt war, sie so sichtlich bewunderte und sie der jungen, magern Madame Brillon we­nigstens gleichsetzte; und als er gar einmal, vor vierzehn Ta­gen, seine Förmlichkeit abgetan und zu ihr mit seiner wohl­klingenden, schmeichelnden Stimme an Stelle von „Madame“ Marie-Félicité gesagt hatte, war ihr das tief ins Blut gegangen.

Mittlerweile waren auch Dubourg und Turgot eingetroffen.

Jacques-Robert Turgot, Baron de l’Aulne, ein hochgewach­sener Herr Ende der Fünfzig, sah älter aus als seine Jahre; das schöne Gesicht mit den geschwungenen Lippen und der geraden Nase zeigte starke, harte Falten herunter zu den Mundwinkeln. Turgot und Madame Helvetius waren von Ju­gend an befreundet gewesen. Er hatte sie, als sie noch Made­moiselle de Ligniville hieß, heiraten wollen, aber da sie beide blutarm gewesen waren, hatte sie, der Vernunft folgend, den Antrag abgelehnt. Als sie dann später den reichen, begabten, angesehenen, immer vergnügten Helvetius heiratete, hatte Turgot das stürmisch mißbilligt, doch er war Marie-Félicités Freund geblieben und hatte sie dreißig Jahre hindurch fast täglich gesehen. Als nach Helvetius’ Tod sie beide reich, frei und angesehen waren, hatte Turgot seinen Heiratsantrag wiederholt. Abermals ohne Erfolg. Doch auch diese zweite Zurückweisung hielt ihn nicht ab, sie häufig zu sehen.

Der grundehrliche, leidenschaftlich der Sache der Vernunft ergebene Turgot genoß weithin Liebe und Respekt. Auch Doktor Dubourg war ihm von Herzen freund und zollte ihm hohe Verehrung. Aber er konnte es nicht lassen, ihm täp­pische, gutmütig polternde Vorhaltungen zu machen, daß er während seiner Amtszeit dies hätte tun und jenes hätte nicht tun sollen. Auch heute kam er mit seinem ewigen Tadel, Tur­got hätte damals drei oder fünf Millionen für die Insurgenten herausrücken müssen. Turgot, zunächst beherrscht, setzte ihm das zehnte- oder zwölftemal auseinander, er hätte seine Re­formen gefährdet und seinen Gegnern Anlaß zu berechtigten Attacken gegeben, wenn er auch nur einen Sou für anderes verwendet hätte als für diese Reformen. Dubourg gab sich nicht zufrieden, er stichelte weiter, der reizbare Turgot schlug zurück. Madame Helvetius bemühte sich umsonst, zu ver­mitteln. Turgot erklärte schließlich, man müsse seine Amts­tätigkeit als Ganzes ansehen, das aber wolle Dubourg durch­aus nicht begreifen. Und erbittert über die Verstocktheit des andern, fuhr er fort, immer vergesse Dubourg über den Einzelheiten das Ganze; eine solche Methode möge ange­bracht sein in der Philologie, aber sie tauge nicht für Staats­wissenschaft. Dubourg zitierte aus einem lateinischen Phi­losophen, eine Summe setze sich zusammen aus lauter Summanden, das heiße Einzelposten. Er hatte eine laute Stimme, auch der erhitzte Turgot war nicht leise, die Hunde kläfften darein, es war Aufruhr.

Zuletzt forderte Turgot Franklin auf, er möge ihm bezeu­gen, daß er seine Handlungsweise begriffen, ja, gebilligt habe. „Gebilligt“, antwortete Franklin, „das ist ein wenig viel, aber begreiflich finde ich Ihr Verhalten, das muß ich zugeben.“

Dann – er hatte auf die Gelegenheit gewartet – erklärte Franklin, er habe seine beiden werten und streitbaren Freunde schon seit langem auf eine viel zuwenig bekannte Geschichte aus der Bibel aufmerksam machen wollen, und: „Lieber Abbé“, wandte er sich an de la Roche, „erzählen Sie doch den beiden Herren die Geschichte von der Toleranz aus dem Ersten Buche Mosis.“ Der Abbé, nach einigem Nachdenken, sagte, er wisse nicht, welche Geschichte Franklin im Auge habe; auch dem Abbé Morellet war nicht gegenwärtig, worauf Franklin anspielte. Der Doktor schüttelte den Kopf und meinte, es sei seltsam, wie wenig bekannt diese Geschichte sei; dabei sei sie eine der weisesten unter den mancherlei weisen Erzählungen, welche die Bibel neben vielerlei wüsten und krausen Geschichten enthalte. Die Unduldsamkeit seiner beiden lieben Freunde kennend und das Aufleben ihres alten Streitgespräches voraussehend, habe er seine Bibel mitge­bracht und bitte die Gesellschaft um Erlaubnis, das Kapitel vorlesen zu dürfen.

Aus der Rocktasche zog er eine kleine Bibel. „Es ist das einunddreißigste Kapitel aus dem Ersten Buche Mosis“, er­läuterte er. Und er begann zu lesen die Geschichte, wie zu Abraham ein fremder Mann kommt, krumm vor Alter, sich stützend auf seinen Stock, aus der Wüste. „Abraham aber saß vor seinem Zelte, und er stand auf und ging dem Frem­den entgegen und sagte zu ihm : ‚Komm herein, ich bitte dich, und wasche deine Füße und verweile die Nacht über, dann sollst du aufstehen, frühe des Morgens, und weitergehen.‘Und der Mann sagte: ‚Nein, ich will meinen Gott anbeten unter diesem Baum.‘ Abraham aber bestand und drang groß in ihn, und der Mann wendete sich, und sie gingen in das Zelt, und Abraham buk Brot, und sie aßen es. Und als Abra­ham sah, daß der Mann keinen Dank und Segenspruch für Gott hatte, sagte er zu ihm: ‚Warum verehrest du nicht den allmächtigen Gott, Schöpfer des Himmels und der Erden?‘ Und der Mann antwortete und sprach: ,Ich will deinen Gott nicht verehren noch ihn bei seinem Namen rufen; denn ich habe für mich selber einen Gott gemacht, der weilet immer in meinem Haus und versorgt mich mit aller meiner Notdurft.“ Und Abrahams Eifer entzündete sich gegen den Mann, und er stand auf und fiel über ihn her und schlug ihn und trieb ihn hinaus in die Wüste. Da erschien Gott dem Abraham und sagte: ‚Abraham, wo ist dein Gast?‘ Und Abraham erwiderte und sprach: ,O Herr, er versagte es, dir Ehre zu geben und dich bei deinem Namen zu rufen. Da habe ich ihn ausgetrieben von meinem Antlitz in die Wüste.‘ Und Gott sagte: ,Habe ich ihn ertragen diese achtundneunzig Jahre hindurch und ihn ge­nährt und ihn gekleidet, wenngleich er sein Herz verstockt hat gegen mich, und du, der du selber ein Sünder bist, konntest es nicht aushalten mit ihm eine einzige Nacht?““

Franklin klappte das Buch zu. „Das ist keine schlechte Ge­schichte“, sagte Doktor Cabanis. „Es ist merkwürdig“, grü­belte der Abbé Morellet, „ich kann mich des Kapitels nicht entsinnen.“ Ebenso ging es dem Abbé de la Roche. Franklin gab ihnen seine Bibel, die beiden Abbés beugten sich darüber. Da stand es klar und deutlich in altertümlichen Lettern: Ge­nesis, Kapitel 31.

„Sagen Sie ehrlich“, sagte Madame Helvetius zu Franklin, als sie wieder allein waren, „wer hat dieses Kapitel geschrie­ben, der liebe Gott oder Sie?“ – „Wir beide“, erwiderte Franklin.

Turgot, im weitern Verlauf des Abends, vertrug sich gut mit Dubourg, und Franklin fühlte sich ihm sehr freund. Natürlich wäre es der amerikanischen Sache höchst nützlich gewesen, wenn Turgot seinerzeit Geld angewiesen hätte, aber Franklin achtete Turgot gerade deshalb, weil der niemals Kompromisse schloß. Praktische Politik machen konnte man freilich auf solche Art nicht, aber man stellte klare, unver­rückbare Ideale hin für die Zukunft und für die Lesebücher.

Schriftsteller, der er war, suchte Franklin, was er über Turgot dachte, in einen Satz zu pressen, und während er an­geregt mit Madame Helvetius flirtete, fand er die Formel: Jacques-Robert Turgot war kein Staatsmann für das acht­zehnte Jahrhundert, aber der erste des neunzehnten.

Pierre saß ungewohnt nachdenklich an seinem wunderbaren Schreibtisch. Er war nicht der Mann, sich von den Sorgen des nächsten Tages anfechten zu lassen; er lebte für das Heute und für die Ewigkeit, nicht für das Morgen. Aber er verhehlte sich nicht, daß diese nächsten Tage ernsthafte Schwierigkeiten bringen würden. Als er heute von seinem Sekretär Maigron lumpige achttausend Livres aus der Kasse der Firma Hortalez verlangte, hatte der Mühe gehabt, sie zusammenzukratzen, und als er ihm schließlich das Geld übergab, war ihm das graue Gesicht des Mannes noch grauer vorgekommen. Wie soll das weitergehen in der nächsten Zeit? In drei Tagen ist der Wechsel von Testard und Gaschet fällig, am Siebzehnten muß die erste Viertelmillion an Monsieur Lenormant zurück­gezahlt werden, und wenn er den Vertrag über das Kriegs­schiff, über die „Orfraye“, zustande bringen will, muß er so­gleich mindestens hunderttausend Livres flüssigmachen.

Für ein Butterbrot ist sie zu haben, die „Orfraye“. Soll er auf sie verzichten, bloß weil er zur Zeit dieses Butterbrot nicht bei der Hand hat? Er ist doch kein Narr. Vom ersten Augen­blick an, da er davon gehört hat, daß die „Orfraye“ aufgelegt werde, war er entschlossen, sie zu kaufen. Er hat sich verliebt in das wunderbare Schiff. Ein Dreidecker mit zweiundfünfzig Kanonen, fünfzig Meter lang. Und diese herrliche Galion. Das Herz wird ihm warm, wenn er daran denkt, wie der ge­waltige krummschnäbelige Vogel seinen Transporten voran­fliegen wird.

Aber er muß das Geld in den allernächsten Tagen haben, morgen muß er’s haben, mindestens hunderttausend Livres, sonst schwimmt ihm das Schiff fort. Die andern, die Kon­kurrenten, sind scharf dahinter her, das hat ihm sein Ge­währsmann im Marineministerium zuverlässig berichtet. Der Dubourg ist der Konkurrent. Aber er wird sich schneiden, der gelehrte, wichtigmacherische Esel, der nichts für sich ins Feld zu führen hat, als daß er der Freund des großen Frank­lin ist. Er, Pierre, weiß genau, wie er’s anstellen muß, diesen „Seeadler“ zu fangen, er weiß, wo da die richtigen hohlen Hände sind.

Es ist lächerlich, daß er, der Chef der Firma Hortalez, sich den Kopf zerbrechen muß, wo er das Geld hernehmen soll, die schäbigen hundert- oder zweihunderttausend Livres. Aber wer hat auch voraussehen können, daß die Freiheits­kämpfer in Amerika so miserable Zahler sein würden? Nur der ewige Pessimist Charlot hat dergleichen geunkt, und es war eine Schande und grotesk, daß vorläufig Chariot recht behielt.

Dabei hatten die Amerikaner, als die ersten drei seiner Schiffe in New Hampshire einliefen, sie mit Jubel begrüßt und mit großen Ehrungen. Aber Geld oder Wechsel hatten die Schiffe nicht zurückgebracht, sondern nur ein paar Ballen Tabak, die noch nicht acht Prozent der Rechnung des Hauses Hortalez deckten. Die Ladung, die der zweite Transport zu­rückbrachte, hatte gar nur vier Prozent der Rechnung gedeckt. Silas Deane, der sein Bestes tat, wand und drehte sich und meinte verlegen, schuld an der Saumseligkeit des Kongresses seien einzig und allein die bösartigen, verleumderischen Be­richte des Arthur Lee, denen zufolge die Lieferungen als ein getarntes Geschenk der französischen Regierung anzusehen seien. „Diese Amerikaner, diese Amerikaner“, sagte Pierre vor sich hin und kraulte der Hündin Caprice den Kopf.

Er hatte aber, wenn er so klagte, nur *einen* Amerikaner im Sinn, und der war nicht Arthur Lee. Dessen Angriffe wären bestimmt wirkungslos geblieben, wenn sich nur ein ge­wisser anderer die Mühe genommen hätte, den Mund aufzu­machen. Dieser andere aber nahm sich nicht die Mühe. Dieser andere verharrte in einer unbegreiflichen, kränkenden Gleichgültigkeit. Dieser andere erklärte, die Verträge lägen vor seiner Zeit, sie seien durch Silas Deane abgeschlossen, man möge sich an Silas Deane halten. Silas Deane aber, bei all seinem guten Willen, war machtlos, wenn er nicht unter­stützt wurde durch den gewissen andern.

So offenherzig Pierre gemeinhin seine Dinge mit seinen Nächsten erörterte, über seine unbefriedigenden Beziehungen zu Franklin sprach er mit niemand, nicht einmal mit Paul. Jetzt aber, vor dem Ankauf der „Orfraye“, wird er wohl die gesamte Geschäftslage mit Paul offen durchsprechen müssen, und dann wird er nicht umhinkönnen, auch die dumme Frank­lin-Geschichte mit ihm zu bereden.

Paul, als ihm Pierre seine Absicht eröffnete, die „Orfraye“ zu kaufen, sagte: „Sie spielen ein hohes Spiel.“ – „Soll ich den ‚Seeadler‘ den andern überlassen“, fragte Pierre zurück, „den Chaumont und Dubourg und Genossen?“ Paul verstand ihn, ohne daß er diese Vorstellung weiter hätte ausführen müssen. Es ging um mehr als um ein Schiff. Vorläufig war die Firma Hortalez unentbehrlich, vorläufig war Pierre der einzige, der über genügend viele Schiffe und Waffen ver­fügte, um die Amerikaner vor einer Kapitulation zu bewah­ren. Wenn aber diejenigen, welche ständig um Franklin wa­ren, ihresteils Schiffe und Waffen in hinlänglicher Menge nach Amerika zu schicken imstande waren, dann werden sie ihn rasch an die Wand drücken und das Haus Hortalez zu einem Firmenschild machen mit nichts dahinter.

„Maigron ist außerordentlich“, sagte Paul. „Kein anderer hätte es zustande gebracht, daß bisher jeder Wechsel ein­gelöst wurde. Aber ich frage mich, wie er die Wechsel von Testard und Gaschet und wie er Lenormants Viertelmillion zahlen will.“ – „Auf Silas Deane können wir uns verlassen“, antwortete Pierre. „Ja, auf Silas Deane“, sagte Paul. Mehr sagte er nicht, aber Pierre wußte, daß Paul im Bilde war.

Seitdem sich Paul in Nantes von Franklin verabschiedet, hatte er ihn nur zweimal in großen Gesellschaften zu Gesicht bekommen. Wiewohl sonst nicht schüchtern, hatte er nicht gewagt, sich an ihn heranzumachen ; die seltsame und beleidi­gende Art, auf welche der Doktor seinen Freund und Chef behandelte, schmerzte ihn und machte ihn befangen. Daß der sonst so beredte Freund seine Bitterkeit in seiner Brust ver­schloß, zeigte Paul, wie tief Franklins Kälte ihn mußte getroffen haben. Jetzt, da Pierre sogar in der heutigen Erörte­rung um die schlimme Sache, die Ur-Sache aller Widerwärtig­keiten, vage herumredete, beschloß Paul, zu Franklin zu gehen, schlankwegs, ohne Pierre lange davon zu sprechen, und den Doktor zu fragen, warum er nicht mit Pierre zusam­men arbeiten wolle.

Pierre seinesteils wartete darauf, daß Paul anfange, von Franklins Verstocktheit zu reden. Es verdroß ihn, daß er’s nicht tat. Schließlich, ungeduldig, zornig fast, sagte er selber: „Einmal werden die amerikanischen Gelder ja hereinkom­men.“ – „Aber kaum, bevor auch die letzte Zahlung für die ,Orfraye‘ fällig wird“, antwortete Paul. „Sie belieben heute besonders schwarzzusehen, mein Freund“, sagte Pierre. „Ich an Ihrer Stelle“, beharrte Paul, „würde keine amerikanischen Eingänge in die Kalkulation für den Erwerb der ,Orfraye‘ miteinsetzen.“ – „Ich kann mir nicht vorstellen“, sagte finster Pierre, „daß auch die nächsten fünf Transporte kein Geld zurückbringen sollten.“ – „Die Hoffnung ist ein schlechter Ratgeber“, sagte Paul. „Sie sind sehr weise für Ihre Jahre“, entgegnete Pierre. „Das Sprüchlein könnte eine der Kalender­weisheiten unseres Freundes in Passy sein, in der Übersetzung von Dubourg.“ – „Sie können die ,Orfraye‘ nur kaufen“, sagte bündig Paul, „wenn Ihnen Monsieur Lenormant neuen Kredit einräumt oder zumindest den alten prolongiert.“

Im Grunde hatte Pierre vom ersten Augenblick an ge­wußt, daß er, wenn er das Kriegsschiff kaufen wollte, Le­normant um Zahlungsaufschub werde angehen müssen, aber er hatte es nicht wahrhaben wollen. Jetzt, da Paul die un­angenehme Tatsache knapp und klar in Worte faßte, stieg in Pierre die Erinnerung auf an die Warnung Désirées. Da Paul sah, wie peinvoll dem Freund der Gedanke an Lenor­mant war, erbot er sich: „Soll ich mit Monsieur Lenormant sprechen?“ Pierre war versucht, den Vorschlag anzunehmen. Aber: „Nein, nein, mein Freund“, sagte er, „ich spreche mit Chariot.“

Monsieur Lenormant, als er sich bei ihm ansagte, lud ihn für den andern Tag zu einer Gesellschaft ein. Es war eine kleine, auserlesene Tafelrunde großer Herren und Damen, Pierre war der einzige ohne Geburtsadel. Er zeigte sich höchst aufgeräumt und hatte immer neue, lustige Einfälle. Man hatte Aug und Ohr nur für ihn, und ganz deutlich hörte er, wie der Herzog von Montmorency zu dem Hausherrn sagte: „Ihrem Beaumarchais könnte ich bis morgen früh zuhören.“ Monsieur Lenormant schien mit dem Erfolg seiner kleinen Gesellschaft sehr zufrieden.

Als er die Tafel aufhob, hielt ihn Pierre zurück. „Einen Augenblick, mein Alter“, sagte er, sehr beiläufig, sein Glas Armagnak noch in der Hand. „Ich glaube, es wird in abseh­barer Zeit einer unserer Wechsel fällig aus dem amerikani­schen Darlehn. Ich nehme an, es wird Ihnen nichts ausmachen, uns den Wechsel auf ein paar Monate zu prolongieren.“

Monsieur Lenormant schaute mit seinen schleierigen Augen Pierre freundlich an. Er hatte diese Bitte längst erwartet; wahrscheinlich hatte er Pierre das Darlehn nur deshalb ge­geben, weil er sich ein Gespräch wie dieses davon versprochen hatte. Jetzt also war es genauso gekommen, wie er’s dem andern vorausgesagt. Das Geschäft mit den Amerikanern hatte sich erwiesen als ein Unternehmen, das nur ein Mann mit einem langen Atem wagen konnte, und diesen langen Atem hatte nun einmal er, Charlot, und nicht Pierre. Da stand dieser Pierrot vor ihm, ein sehr begabter Mensch, ein liebenswerter Mensch, aber einer, dem es nicht gegeben war, zu leiden, und also auch nicht, wirkliche Erlebnisse zu haben. Die Dinge waren ihm immer leicht von der Hand gegangen, alles fügte sich ihm, er hielt es für selbstverständlich, daß die Menschen wetteiferten, ihm Gefälligkeiten zu erweisen. Da war Désirée. Er, Chariot, mühte sich um sie ab, er litt um sie, doch alles, was er erreichen konnte, war, daß sie mit ihm schlief; gehören tat sie dem andern, diesem seinem Freund Pierrot, den liebte sie, und der machte sich das nicht einmal recht bewußt. Da stand er vor ihm und verlangte, er möge ihm die Viertelmillion weiterleihen, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen. Er sprach beiläufig, er zweifelte gar nicht daran, daß er, Chariot, ihm den Dienst erweisen werde. Er gönnte es Pierre, daß der so leicht mit dem Leben und mit den Menschen fertig wurde, aber es kann ihm nur dien­lich sein, wenn auch er einmal ein bißchen zu zappeln hat.

Die ganze Zeit her hatte Charlot nicht gewußt, ob er, wenn es soweit sein wird, Pierres Bitte erfüllen werde oder nicht; nicht einmal, als Pierre die Bitte gestellt hatte, hatte er’s ge­wußt. Jetzt, im Verlaufe der drei Sekunden, da er Pierre in das hübsche, jugendliche, selbstzufriedene Gesicht blickte, kam er mit sich ins reine. Seine Lippen verzogen sich zu jenem kleinen, fatalen Lächeln, welches Pierre so aufzubringen pflegte, und gleichmütig, mit seiner leisen, fettigen Stimme, erwiderte er: „Sie haben heute eine Menge ausgezeichneter Witze gemacht, Pierrot. Aber das ist der beste.“ Und neigte leicht den Kopf und ging seinen Gästen nach.

Pierre stand allein in dem prunkvoll und mit Geschmack eingerichteten Speisesaal, der Geruch der herunterbrennenden Kerzen und des übriggebliebenen Weines war um ihn, die Lakaien begannen, die Tafel abzudecken. Mechanisch nahm er ein Stück Konfekt aus einer Schale, knabberte daran, mechanisch.

Er war sicher gewesen, Chariot werde ihm die Prolongie­rung bewilligen. Er begriff nicht, was ihm da geschehen war. Er begriff nicht, warum ihm Chariot das antat. Ihm selber war Schadenfreude völlig fremd. Chariot freilich gehörte zu den großen Herren, die ihre Anfälle frechen, spielerischen Hochmuts zu haben pflegten. Vielleicht auch war er eifer­süchtig.

Die Lakaien, welche die Tafel abdeckten, beschauten er­staunt den großartigen Herrn, der dastand, sichtlich erschüt­tert, verloren in Gedanken, an seinem Stück Konfekt knab­bernd. Doch sie lachten nicht. Caron de Beaumarchais, der Dichter des „Barbiers“, war beliebt bei den kleinen Leuten. Sie verargten ihm nicht seinen Prunk, sie dankten es ihm, daß er ihre Partei nahm gegen die Privilegierten, und ins­besondere die Lakaien, Kellner, Barbiere sahen in dem Schöpfer des Figaro ihren Dichter und Schutzheiligen.

Er raffte sich zusammen, fuhr nach Hause. Aufrecht saß er im Wagen, elegant, erwiderte Grüße. Aber sein Geist war abwesend. Chariot wollte ihm den Atem abschnüren. Chariot wollte Désirée und der Welt zeigen, Pierre Beaumarchais sei ein Großsprecher und Versager. Er wird ihm beweisen, daß er sich geirrt hat. Jetzt gerade wird er den „Seeadler“ kaufen und Chariot seine schäbige Viertelmillion vor die Füße werfen.

Allen wird er es zeigen, diesen verdammten, hochnäsigen Aristokraten. Auch dem Vergennes; denn der war aus dem gleichen Holz. Seitdem Franklin hier war, behandelte er ihn wie Luft. Offenbar glaubte der Graf, er könne ihn jetzt weg­werfen wie einen abgetragenen Handschuh. Er war keines­wegs abgetragen. Glaubten die Herren wirklich, der Hohl­kopf Chaumont und der alte Esel Dubourg könnten ihnen ihre Geschäfte besorgen? Zu ihm, zu Pierre, hatte Dubourg laufen müssen schon wegen dieses traurigen Kapitäns Little, der ihm in Spanien gestrandet war, weil er die spanische Küste nicht von der französischen unterscheiden konnte. Wenn sie nicht einmal den flottzumachen imstande waren, wie wollten sie Schiffe und Waffen aufbringen für Amerika? Und auf solche Leute verließ sich Vergennes. Erst hetzte er ihn hinein in dieses gefährliche Unternehmen, und dann ließ er ihn im Stich wegen eines Chaumont und eines Dubourg. Glaubte, auf ihm herumtreten zu können, weil er kein Aristo­krat war und kein Freund des großen Franklin. Aber er soll sich verrechnet haben, der Herr Graf de Vergennes.

Grimmig entschlossen begab sich Pierre ins Außenmini­sterium. Nicht in das Pariser Gebäude des Ministeriums ging er, am Quai des Théatins, sondern in Versailles fuhr er vor, in großem Aufzug, mit livrierten Lakaien und seinem Neger­knaben, und er verlangte, den Grafen Vergennes zu sprechen. Allein es empfing ihn nur Monsieur de Gérard und erklärte korrekt und höflich, der Minister sei sehr beschäftigt; ob nicht er entgegennehmen könne, was Pierre zu sagen habe. Nein, erwiderte mit Nachdruck Pierre, das könne er nicht. Es handle sich nicht nur für ihn selber um Leben oder Tod, es gehe auch um wichtigste Angelegenheiten der Krone. Nach einigem Hin und Her wurde er vorgelassen.

Wenn Pierre geglaubt hatte, der Minister habe vor ihm ein schlechtes Gewissen, so war das ein Irrtum. Graf Vergennes war ein freundlicher Skeptiker. Er glaubte es Monsieur Caron, daß der die Geschäfte für Amerika auch aus Interesse an der guten Sache besorgte, aber vor allem doch wohl tat er es um des eigenen Profites willen. Da der Regierung die Tätigkeit Monsieur Carons erwünscht war, hatte sie ihm einen erheb­lichen Beitrag zugeschossen. Ein gewisses Risiko aber, so war es von Anfang an gedacht, mußte Monsieur Caron auch selber auf sich nehmen; dafür hatte er die Ungeheuern Gewinn­chancen. Wenn die Amerikaner mit ihren Zahlungen im Rück­stand blieben, so mußte sich Monsieur Caron schon mit eigener Kraft aus der zeitweiligen Klemme helfen. Graf Ver­gennes würdigte Monsieur Carons Verdienste, er hatte den witzigen, geistreichen Menschen gerne, aber keineswegs über­sah er seine unangenehmen Eigenschaften; seine Großspurig­keit und Breitmäuligkeit hatten der Regierung Unannehm­lichkeiten zur Genüge bereitet. Es war ein Glück, daß jetzt Doktor Franklin die amerikanischen Geschäfte übernommen

hatte. Monsieur Caron war ein Windhund, den man sich gern anschaute, der Doktor Franklin ein Staatsmann und Gelehr­ter größten Formats und von überlegener Ruhe.

Vergennes also, wie jetzt Pierre vor ihn hintrat, schaute ihm mit klugen, runden Augen entgegen, höflich abwartend. Pierre wollte nicht sogleich von seinen Gelddingen anfangen und sprach zunächst von dem Kampf um seine Rehabilitie­rung. Der wohlbekannte, bürokratische Schlendrian, meinte er, zögere die Wiederaufnahme des Verfahrens endlos hin­aus; er wäre dem Minister sehr verbunden, wenn der durch ein gelegentliches Wort den Schimmel in Trab setzen wollte. Vergennes erwiderte, er glaube, durch sein Schreiben an den Generalstaatsanwalt die Sache Monsieur de Beaumarchais’ zur Genüge gefördert zu haben, aber er werde, wenn er den Kollegen von der Justiz treffe, ihn an diesen Brief erinnern. Pierre hörte aus den Worten des Ministers jenes leise Un­behagen heraus, das er selber verspürte, wenn er lästige Bitt­steller abfertigte.

Um so grimmiger wurde seine Entschlossenheit, Vergennes aus seiner gelassenen Höhe herunterzuziehen. Wenn sich der Graf ihm gegenüber diese Geste leistete, dann sollte er zu­mindest dafür bezahlen. Er, Pierre, wird sein Geld heraus­holen aus dem Manne, der da so hochmütig und zugesperrt vor ihm saß.

Er ging ein auf seine Finanzschwierigkeiten, auf die un­begreifliche Saumseligkeit des Kongresses in der Beantwor­tung seiner Briefe und in der Erledigung seiner Rechnungen. Dramatisch stellte er dar, wie er in kürzester Frist mit un­säglichen Mühen größte Quantitäten Kriegsbedarfes auf­gebracht und unter Gefahren, die dem Minister nicht un­bekannt seien, über See und in die Hände der Insurgenten geschafft habe. Wie aber vom Kongreß außer einer dürren Bestätigung kein Sterbenswörtchen verlautet sei. Er, Pierre, stehe jetzt vor dem Äußersten. Er habe in die Lieferungen, welche die Regierung von ihm gefordert, alles investiert, sein Vermögen, seine Ehre, sein Talent, und nun sehe er sich um die Frucht seiner edelsten, schier übermenschlichen Anstren­gungen gebracht.

Der Minister spielte mit seinem Federkiel und schaute Pierre mit lahmem Bedauern ins Gesicht. „Warum wenden Sie sich nicht direkt an die Amerikaner?“ antwortete er schließlich. „Die haben doch jetzt hier ihre Vertreter.“ Auch diese Art, einen Bittsteller mit einem schwunglosen Rat ab­zufertigen, war Pierre nicht unbekannt, auch sie hatte er zu­weilen angewandt. Aber niemals einem Manne gegenüber, dem er so verpflichtet war wie dieser Vergennes ihm. War nicht ein solcher Ratschlag der reine Hohn? Franklin sagt ihm: „Halten Sie sich an Deane.“ Deane sagt: „Gehen Sie zu Franklin.“ Und nun sagt ihm Vergennes: „Gehen Sie zu den Amerikanern.“

Der Minister spielte noch immer mit dem Federkiel, und diese harmlose Bewegung brachte Pierre noch mehr auf als seine Worte. Die ganze Zeit hatte er gezögert, von seinem wirksamsten Mittel Gebrauch zu machen; es war kein vor­nehmes Mittel. Aber sie zwangen ihn dazu, die andern, die Aristokraten, durch ihre Niedertracht. Und wenn es kein vor­nehmes Mittel war: mein Gott, er war eben kein Aristokrat.

Es seien, erklärte er, nicht nur eigene Gelder, die er im Interesse des Vaterlandes in die Firma Hortalez und Com­pagnie gesteckt habe; vielmehr habe er, um die Ungeheuern Lieferungen beschaffen zu können, auch ungeheure Verpflich­tungen auf sich nehmen müssen. Ein Teil dieser Verpflich­tungen werde jetzt fällig. Er wisse sich keinen Rat mehr, er stehe vor dem Ruin, es drohe ihm Bankrott und Skandal, und er werde sich schwerlich rechtfertigen können ohne un­freiwillige, sensationelle Indiskretionen.

Der Minister sah hoch ; für einen Augenblick kam ein klei­nes, böses Flimmern in seine runden Augen. Doch sogleich nahmen sie wieder die frühere, lässige Ruhe an, er spielte mit dem Federkiel wie vorher, und: „Man wird Sie vor dem Äußersten retten, Monsieur“, sagte er, dies aber in einem Tonfall, wie ihn Pierre kaum je vorher gehört und wie er ihn bestimmt noch niemals angewandt hatte. Eine untadelige Höflichkeit lag in diesem Tonfall, aber eine geringschätzige Höflichkeit, etwas wie Ekel, ein unsäglicher Hochmut, der eine scharfe Grenze zog zwischen dem Sprecher und dem Angesprochenen, ein angewidertes Rührmichnichtan.

„Man wird Sie vor dem Äußersten retten, Monsieur“, sagte also in diesem höflichen, verächtlichen Tonfall Vergennes. „Wieviel verlangen Sie?“

Pierre war, als schlüge ihm der Mann mit der wohlgepfleg­ten Hand ins Gesicht. Er schluckte. Er war hergekommen mit der Absicht, dreihundertfünfzigtausend Livres zu fordern, zweihundertfünfzigtausend für Lenormant und die hundert­tausend für den „Seeadler“, und er war darauf gefaßt ge­wesen, daß der Minister den Betrag reduzieren werde. „Fünf­hunderttausend Livres“, sagte er jetzt und war gewiß, es werde ein scharfes Feilschen anheben zwischen ihm und Ver­gennes.

Nichts dergleichen geschah. Vielmehr sagte der Minister, immer in demselben unnachahmlich hochmütigen, eine hohe Mauer errichtenden Tonfall: „Gut.“ Er sagte nicht einmal: „Gut, Monsieur“, er sagte schlicht, höflich und angewidert: „Gut“, und, nach einer kleinen Weile: „Sonst noch etwas?“

Nein, es gab sonst nichts mehr. „Danke, Herr Graf“, sagte Pierre; es sollte gleichmütig, sachlich klingen, doch Pierre konnte nicht verhindern, daß es demütig herauskam und sehr erleichtert. In seinem Innern, gleich darauf, dachte er etwas ungeheuer Unflätiges. Ach, wie er den Minister haßte und beneidete um seinen Tonfall.

Er ging. Er fuhr zurück mit seinen livrierten Lakaien, sei­nem Negerknaben und der Zusage der halben Million. Und voll von maßloser Wut.

Er hatte erreicht, was er gewollt hatte. Mehr als das. Wahr­scheinlich wird sogar das Prozeßverfahren beschleunigt wer­den. Und bestimmt konnte er die Forderung Lenormants be­friedigen und hatte die Mittel, sich den „Seeadler“ zu sichern. Aber er hatte keine Freude an dem Erreichten. „Wir sind sehr schlechter Laune, meine Freundin“, sagte er zu der Hündin Caprice.

Das französische Wort „Bagatelle“ bedeutete und bedeu­tet vielerlei. Es bedeutet: Kleinigkeit, Lappalie, und es be­deutet: Nebensache. Die Narrenpossen, mit denen die Gauk­ler ihre Spiele einleiten und umrahmen, sind „les bagatelles de la porte“, und : „Ce sont les bagatelles de la porte“ bedeu­tet: Das ist noch gar nichts, es kommt noch weit besser. Fer­ner bedeutet „Bagatelle“: Steckenpferd, Liebhaberei, und insbesondere bedeutet es: Tändelei, Liebschaft, Flirt. „Ne songer qu’à la bagatelle“ bedeutet: nur an Liebeleien denken.

Es waren zwei französische Wendungen, welche der Dok­tor Franklin mit Vorliebe gebrauchte. Die eine war: Ça ira, die andere: Vive la bagatelle.

In diesem frühen Sommer des Jahres siebenundsiebzig, da er in Passy saß und nichts tun konnte als warten, vertrieb er sich die Zeit mit Bagatellen. Es waren sinnvolle Bagatellen, solche, welche die Beziehungen zu seinen Freunden und Freundinnen förderten, und solche, die seine große Sache förderten.

Seit den Siegen von Trenton und Princetown hatte man wenig mehr über die militärische Lage gehört, Franklin hatte Grund zu der Annahme, daß es nicht zum besten stehe. Die Engländer hatten große, neue Truppentransporte nach Ame­rika geschafft, neue Schiffsladungen von Deutschen, von „Hessen“, die von ihren Fürsten als Söldner verkauft worden waren. Das hatte Franklin angeregt zu einer seiner Bagatellen.

Da saß er unter seinen Büchern, am Schreibtisch, nackend, am frühen Morgen, und schrieb. Arbeitete an einem Brief, an einem französischen Brief, an dem Brief eines erfundenen Absenders an einen erfundenen Adressaten.

Er überlas, was er bisher geschrieben hatte. „Der Graf von Schaumberg an den Baron Hohendorf, Kommandeur der hes­sischen Truppen in Amerika. Rom, 18. Februar 1777.“ Ja, das war gut, Graf Schaumberg war ein guter Name für einen jener kleinen deutschen Fürsten. Und auch das Datum war glaubwürdig gewählt. Schwerlich konnte die Nachricht der Niederlage von Trenton diesen Grafen Schaumberg vor Mitte Februar erreicht haben, und es war glaubhaft, daß der Herr, der seine Untertanen verhökerte, den Erlös nicht im rauhen deutschen Winter, sondern in dem lieblichen Italien ver­zehrte.

Franklin las weiter: „Mein lieber Baron, bei meiner Rück­kehr aus Neapel erhielt ich hier in Rom Ihren Brief vom 27. Dezember des vergangenen Jahres. Mit großer Genug­tuung erfuhr ich, welchen Mut unsere Truppen bei Trenton entfaltet haben, und Sie können sich gar nicht vorstellen, wie erfreut ich war, als ich gar noch vernahm, daß von den ein­tausendneunhundertfünfzig Hessen, die an der Schlacht teil­nahmen, nur dreihundertfünfundvierzig entkamen. Es wur­den also genau eintausendsechshundertfünf Mann getötet, und ich kann Sie nicht dringlich genug ersuchen, meinem Gesand­ten in London eine genaue Liste der Toten zu schicken. Diese Vorsicht ist um so notwendiger, als der offizielle Bericht an das englische Ministerium die Zahl der Toten mit nur ein­tausendvierhundertfünfundfünfzig angibt. Das wären vier­hundertdreiundachtzigtausendvierhundertfünfzig Gulden an Stelle der sechshundertvierundfünfzigtausendfünfhundert, die ich nach unserm Abkommen zu fordern habe. Sie begreifen, mein lieber Baron, wie sehr dieser Irrtum meine Revenuen beeinträchtigt, und ich zweifle nicht, daß Sie sich die Mühe nehmen werden, dem englischen Ministerpräsidenten nach­zuweisen, daß seine Liste falsch ist und die unsrige rich­tig.“

Ein tiefes Lächeln, vergnügt und zornig zugleich, zog den langen Mund des Lesenden noch mehr in die Länge. Dann schrieb er weiter: „Die Londoner Regierung“, schrieb er, „wendet ein, es seien da an die hundert Mann, die nur ver­wundet und somit weder in die Liste aufzunehmen noch auch bei der Zahlung zu berücksichtigen seien. Ich rechne aber da­mit, daß Sie die Instruktionen, die ich Ihnen vor Ihrer Abreise von Kassel erteilte, befolgt und sich nicht durch Humanitäts­duselei haben verleiten lassen, das Leben jener Unglücklichen zu erhalten, deren Tage nur durch Verlust eines Beines oder eines Armes hätten verlängert werden können. Das würde sie nur zu einem traurigen Vegetieren verurteilen, und ich bin sicher, diese Leute sterben lieber, als daß sie in einem Zustand lebten, der sie für meinen Dienst unbrauchbar machte. Das bedeutet nicht etwa, mein lieber Baron, daß Sie sie umbrin­gen sollen; wir müssen human sein. Aber Sie können den Ärzten mit dem gebührenden Nachdruck zu verstehen geben, daß ein krüppelhafter Soldat eine Schande für den ganzen Stand ist und daß, wenn ein Krieger nicht mehr kampffähig ist, nichts besser angebracht ist, als ihn sterben zu lassen.

Ich schicke Ihnen neue Rekruten. Gehen Sie mit ihnen nicht zu sparsam um. Denken Sie daran, daß das Höchste auf der Welt der Ruhm ist. Ruhm ist der wahre Reichtum, und nichts entwürdigt den Soldaten so sehr wie Geldgier. Der Krieger darf auf nichts achten als auf Ehre und Ruhm, und sein Ruhm kann nur inmitten von Gefahr erworben wer­den. Eine Schlacht, gewonnen ohne großen Blutverlust, ist ein unrühmlicher Erfolg, während selbst die Besiegten sich mit Ruhm bedecken, wenn sie mit den Waffen in der Hand unter­gehen. Erinnern Sie sich der dreihundert Lakedämonier, die die Thermopylen verteidigten. Keiner von ihnen kam zurück. Ich wäre stolz, wenn ich das gleiche von meinen tapfern Hes­sen sagen dürfte.“

Der Alte schrieb weiter in diesem Ton. Er schrieb den Brief rasch nieder, ein Satz entstand aus dem andern, folge­richtig und giftig, er schrieb französisch, und wenn er nicht gleich das rechte Wort fand, setzte er’s englisch hin.

Er sah, daß, was er geschrieben hatte, gut war, und er schmunzelte bös und erfreut. Gewissenhafter Arbeiter auch in Kleinigkeiten, schrieb er das Ganze nochmals, diesmal in sorgsamerem Französisch. Dann schloß er das Manuskript fort und ging, sein Bad zu nehmen. Lange lag er in dem hei­ßen Wasser, zweimal heute ließ er sich heißes Wasser nach­gießen, er kratzte sich und war vergnügt.

Am Nachmittag kam der Abbé Morellet herüber. Franklin, mit der Bitte um Verschwiegenheit, zeigte ihm den Brief über die „Hessen“ und bat ihn, sein Französisch etwas zu überfeilen. Sie machten sich an die Arbeit, es war ein Ver­gnügen, mit wieviel Verständnis der Abbé auf den Spaß ein­ging, und Franklin war mit der endgültigen Fassung des Brie­fes sehr zufrieden. Mit eigener Hand, ohne die Hilfe der Enkel, heimlich, setzte er das Opusculum und druckte es auf der kleinen Presse, die er sich im Gartengelaß eingerichtet hatte, in wenigen Exemplaren.

Als er den „Brief des Grafen Schaumberg“ gedruckt las, wollte ihm scheinen, das Pasquill sei nun doch zu giftig aus­gefallen. Das Schreiben war so gedacht, daß sich der un­befangene Leser eine kleine Weile fragen sollte, ob es echt sei oder nicht. Für solchen Zweck, fürchtete er jetzt, sei es zu bösartig geworden.

Als am Abend Doktor Dubourg kam, wollte er das mit ihm bereden. Er gab ihm einen der Abzüge, er selber nahm einen zur Hand, roch mit Behagen den Geruch des Papiers und der frischen Druckerschwärze, und während er nochmals das Werkchen überflog, beobachtete er die Miene des andern.

Doktor Dubourg las langsam, sorgfältig, sein vorgewölbter Mund formte lautlos die gelesenen Worte mit, seinem ganzen, fleischigen Gesicht sah man an, wie sehr er bemüht war, zu verstehen. „Nun“, fragte Franklin, als Dubourg zu Ende war, „was sagen Sie dazu?“ Der alte Dubourg schüttelte mehr­mals den großen, schweren Kopf. „Ich habe ja gewußt“, ant­wortete er, „jedermann hat gewußt, daß diese deutschen Fürsten Lumpen sind, aber für so verlumpt hätte ich sie doch nicht gehalten.“

Franklin, dies hörend, freute sich seiner literarischen Ge­schicklichkeit. Aber leid war es ihm um seinen Freund Du­bourg. Früher wäre ihm der auf seinen Spaß nicht so schnell und glatt hereingefallen. Er wurde alt, sehr alt, der arme Dubourg.

Dubourg seinesteils hatte Franklin etwas mitgebracht, ein kleines, hübsch ausgestattetes Buch, eine soeben erschienene Neuausgabe der Fabeln des Lafontaine; er hatte Franklin den Lafontaine mehrmals rühmen hören. Der hatte ehrliche Freude an dem Geschenk; er pries den schönen Druck, er pries den anmutigen Weltverstand des Autors.

Dubourg meinte, Franklin, der viel mit Lafontaine gemein habe, werde leider nicht alle Reize des Autors würdigen kön­nen; insbesondere die Feinheit gewisser sprachlicher Nuancen müsse einem Fremden entgehen, selbst wenn der den ent­wickelten Sprachsinn Franklins habe. „Welche Schmiegsam­keit“, schwärmte er, „welche Eleganz“, und er begann, aus den Versen vorzulesen.

Las eine der Fabeln, sich ergötzend an der Schärfe, Anmut und Leichtigkeit der Verse. Las eine zweite. Kam an die neunte des siebenten Buches, an die Fabel von der Kutsche und der Fliege. Schnaufend, enthusiastisch, mit der fleischi­gen Hand den Schwung der Verse nachahmend, las der fette Mann, zierlich kamen die zopfig beschaulichen Zeilen aus seinem vorgewölbten Mund.

Es erzählt aber diese Fabel, wie sich sechs schwere Pferde abmühen, eine Reisekutsche einen steilen, heißen Weg hinauf­zuziehen. Die Insassen sind ausgestiegen, und wer kann, hilft mit den Wagen schieben. Um die Pferde aber schwirrt eine Fliege, summt um sie herum, sticht das eine, sticht das andere, setzt sich auf die Deichsel, auf des Kutschers Nase, bildet sich ein, sie sei es, die die Kutsche weiterbringt. Beklagt sich, daß niemand außer ihr den Pferden hilft, daß man ihr allein die ganze Arbeit aufbürdet. Schwirrt hierhin, dorthin, macht sich wichtig, ist überall zugleich, und wie die Kutsche schließlich oben ist, strahlt sie: „Jetzt aber, meine lieben Pferde, ruhen wir aus, jetzt hab ich’s geschafft.“

Ein immer breiteres Schmunzeln ging, während Doktor Dubourg mit Ausdruck und Freude die kleine Fabel las, über das weite Antlitz Franklins. Dubourg ließ die Hand mit dem Buch sinken, und aus dem Kopf rezitierte er die Moral, wel­che Lafontaine seiner Fabel angehängt hat:

„Ainsi certaines gens, faisant les empressés, S’introduisent dans les affaires.

Ils font partout les nécessaires, Et, partout importuns, devroient être chassés.“[[1]](#footnote-1)

So langsam im Beobachten Dubourg war und so hingege­ben an seine Fabel, er merkte gleichwohl, daß Franklins Ent­zücken nicht der Fabel allein und seinem Vortrag galt, son­dern es mußte etwas jenseits der Fabel sein, was den Freund derart erheiterte. Und langsam kam ihm das Licht, und er brach aus: „Daß ich daran noch nicht gedacht habe. Wahr­haftig, Lafontaine hat ihn vorausgeahnt, unsern Wichtig­macher, unsern Monsieur Caron.“ Und die beiden alten Her­ren freuten sich ausführlich.

Den Tag darauf stellte sich ein unerwarteter Besucher ein, Paul Theveneau.

Franklin pflegte unangemeldete Kömmlinge nicht vorzu­lassen. Paul Theveneau empfing er sofort. Nicht nur hatte er den anständigen, hilfsbereiten, für die Sache Amerikas be­geisterten jungen Menschen gerne, es war ihm auch lieb, daß er die Vernachlässigung des Monsieur Caron durch Freund­lichkeit gegen einen Angestellten des Hauses Hortalez zum Teil gutmachen konnte.

Es schien ihm, als sei der Junge, seitdem er ihn zuletzt ge­sehen, noch magerer geworden; der Anzug schlotterte noch kümmerlicher um ihn herum, die Augen strahlten noch grö­ßer aus dem krankhaft starkfarbigen Gesicht. Paul seinesteils war sichtlich bewegt von Franklins Anblick, und es kostete ihn Mühe, zu sprechen.

Wieder, wie schon früher, war der Doktor angenehm über­rascht von Pauls klarem, gesundem Urteil. Viel deutlicher als die Herren Arthur Lee und Silas Deane hatte dieser Mon­sieur Theveneau begriffen, daß die Vereinigten Staaten den Endsieg nicht erreichen konnten ohne die volle Unterstüt­zung Versailles’ und der französischen Armee. Wiewohl doch im wesentlichen nur mit Lieferungen beschäftigt, hatte dieser Junge klar erkannt, daß nicht durch die Lieferungen einzelner Firmen, sondern nur durch die Allianz mit Frankreich das große politische Ziel erreicht, die Freiheit gesichert werden konnte.

Es bewegte den Doktor, mit diesem tapfern Jüngling zu­sammen zu sein, der die Sache Amerikas mit gutem Verstand und ganzer Seele verfocht und der noch geringere Aussicht hatte als er, der Greis, die große Sehnsucht erfüllt zu sehen.

Benjamin Franklin pflegte bei aller freundlichen Offenheit seine tiefsten Gedanken und Gefühle wohl im Herzen zu be­wahren. Er zweifelte nicht am guten Ausgang des großen Kampfes, doch besorgte er, es könnte lange Jahre und viele Menschenleben kosten, ehe der Sieg erreicht wurde. Der Welt zeigte er nichts als Zuversicht, die Welt sah nichts als einen wohlhäbigen, weisen, seiner Sache sichern alten Herrn. Nicht sah sie die Sorge und Bitterkeit, die unter dieser heitern Ruhe verborgen war; kaum je sprach er von seinen Zweifeln und von dem zermürbenden Elend des ewigen Wartens.

Zu diesem jungen Soldaten der Freiheit, der nicht mehr lange leben wird, sprach er. Sprach zu ihm wie ein älterer Bruder von den gemeinsamen Sorgen. Sprach von der mili­tärischen Überlegenheit der englischen Truppen, von der politischen Zerrissenheit der Vereinigten Staaten, von den vielen Amerikanern, die, sei es aus Geldgier, sei cs aus Tor­heit, den Engländern anhingen, sprach von der Geldlosigkeit des Kongresses. Sprach von dem langen, harten Weg, der vor den Freiheitskämpfern lag. Sprach mit Abscheu vom Krieg. Sprach mit resignierter Beredsamkeit von seinen Anstrengun­gen, ihn zu vermeiden. Sprach mit Bitterkeit vom blinden Starrsinn der Männer in London, welche dieses wüste Blut­vergießen dauern und dauern machten.

Gierig trank Paul die Worte Franklins ein. Es erschütterte ihn, daß der große Mann so ohne Rückhalt zu ihm redete.

Wie aber konnte er nach diesen aufwühlenden Eröffnun­gen von den Geldgeschäften der Firma Hortalez sprechen? Waren sie nicht läppisch angesichts der gewaltigen Dinge, mit denen sich dieser ehrwürdige alte Mann abzuschleppen hatte? Wäre es nicht eine unerhörte Dreistigkeit gewesen, ihm auch noch seine persönlichen Sorgen aufzuladen? Gleich­wohl, treuer Freund, der er war, setzte Paul an, von Pierres Nöten zu sprechen. Aber die Worte wollten ihm nicht über die Lippen.

Hin und her gezerrt von solchen Erwägungen, hörte er nur mit halbem Ohr zu, während Franklin weitersprach. Er riß sich zusammen, verscheuchte die Gedanken an seine persön­lichen Nöte, lauschte mit erhellter Aufmerksamkeit. Er hörte: „Wie anders sehen sich die Dinge von dieser Seite des Oze­ans an, wie anders von jener.“

Scharf und tief hakten diese Worte in ihn ein. Und mit einemmal kam ihm eine Idee. *Die* Idee. Er mußte selber hin­über nach Amerika.

Das war es. Anders ließen sich die Schwierigkeiten des Hauses Hortalez nicht beheben. Franklin, ohne daß er ihn hätte befragen müssen, hatte ihm Rat und Weisung gegeben. Er, Paul, mußte selber hinüber, um an Ort und Stelle, in Philadelphia, die läppischen Beschuldigungen dieses Mr. Ar­thur Lee zu widerlegen. Jene Männer in Amerika sahen offen­bar mit andern Augen, als man hier sah. Es mußte einer kommen, mit der Sache vertraut und Pierre ergeben, um sie zu belehren. Das war seine, Pauls, Aufgabe. Und was konnte er Besseres anfangen mit den Tagen, die ihm blieben, als mit eigenen Augen sehen, was sich dort drüben ereignete, als mit­zuerleben die harten Kämpfe, unter denen die Neue Welt, die neue, vernünftige Ordnung aufgerichtet wurde?

Schnell von Entschluß, legte er sich sogleich fest. Erwi­derte, er hoffe, bald selber teilzunehmen an den großen und harten Dingen, von welchen Franklin spreche. Er werde nach Amerika gehen, in Geschäften des Hauses Hortalez. Er sprach von dieser Reise nicht etwa als von einem vagen Pro­jekt; vielmehr erklärte er bündig, er werde den nächsten Transport der Firma nach Amerika begleiten.

Aus seinen großen Augen betrachtete Franklin den schmäch­tigen Jungen. War er den Strapazen der Reise gewachsen und der Durchführung der schwierigen Aufgabe in dem Lande, das, wie Franklin wußte, den Franzosen im Grunde feind war? Der Junge hatte das nicht überlegt, der Junge wird das nicht überstehen. Auf behutsame Art riet Franklin ihm ab.

Paul merkte wohl, daß es die Sorge um sein Leben war, die den Alten bewegte. Aber er hatte sich in seine Idee ver­bissen. Er konnte die Zeit, die noch vor ihm lag, nicht schö­ner und edler anwenden als im Kampf für die Freiheit und für seinen Freund. Er wollte nicht sterben, ohne gesehen zu haben, wonach er sich sein Leben lang verzehrt hatte. Er ant­wortete bescheiden, doch entschlossen, sein Plan stehe fest, er werde fahren.

Franklin ließ ab, sprach von anderem. Hatte einen Einfall. „Lesen Sie, Monsieur“, sagte er und gab ihm das kleine Druckwerk, den „Brief des Grafen Schaumberg“. Paul las, und so wie Franklin gestern die Miene des Doktor Dubourg beobachtet hatte, beobachtete er jetzt das Gesicht Paul The­veneaus.

Um dessen Mund war vom zweiten Satz an ein böses, grim­miges, triumphierendes Lächeln. So, dachte Franklin, müsse er selber ausgeschaut haben, während er an dem Brief schrieb. „Das ist großartig“, rief Paul, als er zu Ende war. „Sie haben sie wundervoll getroffen, diese Leute, Doktor.“ – „Wer sagt Ihnen, daß ich das geschrieben habe?“ schmunzelte Frank­lin. Aber: „Niemand anders als Sie kann so schreiben“, er­eiferte sich Paul. „Nur jemand, der sein Land liebt wie Sie und diese Leute haßt und verachtet wie Sie, kann so schrei­ben.“ – „Es freut mich, daß meine Bagatelle Ihnen gefällt“, sagte Franklin, „sic hat mir viel Spaß gemacht.“ – „Bagatelle, Spaß“, entrüstete sich Paul, und: „Dieser Brief“, rief er be­geistert, „macht so viele Hessen unschädlich wie die Schlacht von Trenton. Dieser Brief bewirkt, daß neue Hessen gar nicht erst hinüberkommen.“ – „Da überschätzen Sie leider die Wirkung der Literatur“, sagte Franklin.

Ein Nichtkundiger hätte finden müssen, daß es beim Lever Monsieur de Beaumarchais’ jetzt genauso großartig und prunkvoll zuging wie damals, da er das Haus Hortalez und Compagnie gründete. Genauso viele Freunde und Bittsteller fühlten das Bedürfnis, Monsieur schon am frühen Morgen zu sagen, wie sehr sie ihn liebten und verehrten, Schauspieler und Sänger legten Proben ihrer Kunst ab und baten um Pro­tektion, Kaufleute kamen, ihm erlesene Waren anzubieten. Der Sekretär Maigron, der zu dieser Stunde seinem Chef Vor­trag halten sollte, konnte kaum zwei Sätze sprechen, ohne von Beflissenen unterbrochen zu werden. Pierre selber aber nahm wahr, daß sein Lever trotz des Gedränges nicht mehr den im­ponierenden Glanz hatte wie vor einigen Wochen. Da war kein Baron de Trois-Tours mehr und kein Monsieur Regnier vom Höchsten Gericht und kein Chevalier Clonard von der Compagnie des Indes. Man gab ihm wieder einmal zu spüren, daß er „bemakelt“ war.

Pierre wußte natürlich, daß das zusammenhing mit der Kassenlage der Firma Hortalez, und er tat es stolz und mit leichter Geste von sich ab. Aber der Kammerdiener Emile, der seinen Herrn liebte und sein Gesicht und seine Bewe­gungen besser zu deuten verstand als irgendwer sonst, merkte, daß heimlicher Ärger an Monsieur fraß, und er bediente ihn noch sorgsamer, mit noch zarterer Einfühlung in jeden ge­ahnten Wunsch.

Da, mit beleidigender Promptheit, traf das Geld ein, das jener stolze Hund von Vergennes versprochen hatte. Zwar verspürte Pierre nicht die himmelhohe Freude wie bei der ersten Geldsendung, immerhin füllte ihn Genugtuung, daß er, der Débrouillard, es wieder einmal geschafft hatte.

Sogleich, wiewohl es zwei Tage vor Fälligkeit war, schickte er Chariot dessen schäbige Viertelmillion. „War er erstaunt, unser Chariot?“ fragte er rachsüchtig und triumphierend, als ihm Maigron die Quittung brachte. „Wenn er es war, dann hat er es nicht gezeigt“, erwiderte trocken der Sekre­tär.

Dann begab sich Pierre in gewisse Ämter, füllte gewisse hohle Hände und erwarb sich die Sicherheit, daß der stolze „Seeadler“ seinen Transporten voranfliegen werde und nicht denen eines Chaumont oder eines Dubourg.

Dies getan, atmete er auf. Jetzt erst genoß er so recht seine Wut über die großen Herren, die ihn wieder einmal, als sich das Glück auf kurze Zeit zu wenden schien, so schnöd behandelt hatten. Dieser Chariot, dieser Vergennes, diese Trois-Tours, Regnier und Clonard.

Es fühlte sich aber Pierre in jenen Jahren seiner Lebens­mitte lebendiger als je, und er genoß, was immer ihm in den Weg kam. Begeisterte sich an seiner Kraft und an seinem Glück. Die Gefühle, welche die Menschen ringsum ihm bezeigten, ihre Bewunderung, ihre Liebe, ihre Freundschaft, ihr Neid, ihr Zorn und ihr Haß, der wilde Wirrwarr seiner Geschäfte, die Größe der Sache, in deren Dienst er arbeitete, die Höhe des Gewinns, der trotz allem am Ende winkte, die­ser ganze Wirbel versetzte ihn in einen währenden Zustand leichten Rausches.

Er war mit seinen Fünfundvierzig nicht mehr der Figaro des „Barbiers“. Wohl liebte er, wie früher, Geld und In­trige um des Geldes und der Intrige willen, aber dahinter, stärker als früher, stand die Überzeugung von der eigenen Bedeutung. Er war nicht mehr nur der Hanswurst, und wenn man ihn trat und ihn tanzen ließ, dann konnte er zwar lachen über das Schicksal und über sich selber und über das Gro­teske der Situation, aber viel grimmig lustiger lachte er über den dummen, verbrecherischen Hochmut jener andern, die ihn traten.

Nun er die erstickenden Sorgen des nächsten Tages los war, drängte es ihn, das auszudrücken, was ihn anfüllte. Die Herren Lenormant und Vergennes, glaubend, daß er in der amerikanischen Sache hereingefallen war, hatten ihm nicht nur nicht geholfen, sie hatten ihn obendrein verlacht. Schön, meine Herren, vielleicht werde ich in der amerikanischen Sache der zuletzt Betrogene sein. Aber wenn das ein Anlaß zum Lachen ist, dann ist Ihr Verhalten ein noch viel besserer Grund. Und wenn Sie sich erdreisten, fern, böse und aus der Höhe auf mich herunterzulächeln, dann will ich Ihnen zeigen, daß ich noch besser, schärfer und aus noch viel größerer Höhe auf Sie hinunterlachen kann.

Lange schon war ihm der Plan einer Komödie im Kopf herumgegangen, einer Fortsetzung seines „Barbiers“. Jetzt wurde ihm das Projekt Form und Figur. In seinem großen, prunkvollen Arbeitszimmer lief er hin und her, herum um den mächtigen Schreibtisch, und die feuchten Augen der Hün­din Caprice folgten ihm. Er sprach vor sich hin, pfiff, summte, blieb stehen vor dem Fleck an der Wand, dem fehlenden Porträt. Er sah Figaro. Figaro ist älter geworden seither, seine Erfahrung hat zugenommen, sein Glanz ist tiefer, sein Witz bitterer. Diesen neuen, alten Figaro galt es festzuhalten. Und Pierre setzte sich nieder und schrieb, hielt ihn fest, den neuen, alten Figaro.

Schrieb nieder die Rede Figaros an die großen Herren, in deren Dienst er steht, für die er kuppelt und hundert zwei­deutige Geschäfte verrichtet und denen er sich hundertfach überlegen fühlt. Schrieb nieder die Geschichte Figaros, sein ganzes, eigenes, wirbelndes, listiges, glänzendes, verfluchtes, gesegnetes Leben, seine wilde Umgetriebenheit, seine trauri­gen, spaßhaften Kämpfe mit der Justiz und mit der Zensur, alles in heiteren, blitzenden, tänzerischen, eleganten, leicht giftigen Sätzen.

„Man sagte mir“, schrieb er, „es gebe jetzt Pressefreiheit in Madrid, ich könnte alles schreiben, was ich wollte, vor­ausgesetzt, daß ich es von zwei oder drei Zensoren prüfen lasse und daß es sich nicht um die Regierung handelt oder um die Religion oder um die Politik oder um die Moral oder um hohe Beamte oder um große Herren.“ Er schrieb: „Freunde verschafften mir ein Amt bei der Regierung; man brauchte einen Mann mit Ideen. Leider hatte ich Ideen. Nach einer Woche ersetzte man mich durch einen Ballettmeister.“ Er schrieb: „Weil Sie ein großer Herr sind, Herr Graf, bilden Sie sich ein, Sie seien ein Genie. Adel, Reichtum, Titel, Ämter, das macht stolz. Bitte, was haben Sie verrichtet als Gegenleistung für diese Annehmlichkeiten? Sie haben sich die Mühe gemacht, geboren zu werden. Ich dagegen, der ich aus der namenlosen Menge stamme, ich habe, verdammt noch eins, bloß um meine Existenz zu fristen, mehr List und Wissen aufwenden müssen, als man seit hundert Jahren auf­gewandt hat, um Spanien zu regieren mitsamt all seinen Kolonien.“

Er schrieb die ganze, lange Rede in *einem* Zug. Auf ihn, während er schrieb, schauten die Büsten des Aristophanes, des Molière, des Voltaire und seine eigene, auf ihn schaute die Hündin Caprice, auf ihn schaute der leere, für das Por­trät des Monsieur Duverny bestimmte Fleck, auf ihn schaute sein eigenes Bild in spanischer Tracht.

Er überlas, was er geschrieben hatte. Ja, das saß, das traf. Mechanisch streichelte er die Hündin Caprice. Lächelte. War glücklich. War hingerissen von dem, was er gemacht hatte. Er mußte es gleich jemand zeigen.

Er nahm das Blatt, auf dem die Tinte kaum getrocknet war, und lief in das Zimmer seines Vaters. Der Alte lag im Bett, unendlich mager und abgezehrt, aber aus dem hagern Gesicht unter der Zipfelhaube strahlten hell die Augen, und als er jetzt, da er seinen Pierre sah, freundlich grinste, zeig­ten sich weiße, starke Zähne.

„Ich habe da etwas geschrieben, Vater“, sagte Pierre, „was dir gefallen wird. Ich mache nämlich einen zweiten Teil zu dem ‚Barbier‘, der wird noch viel besser. Jetzt paß einmal auf, und dann sag selber: ist das nicht großartig?“

Er begann zu lesen. Der Alte hörte begierig zu. Immer stärker packten ihn die frechen, höhnischen und ach! so wah­ren Sätze. Er dachte an seine eigene Vergangenheit, an seine bürgerlich stolzen, hugenottischen Zeiten, er richtete sich hö­her, mit der hagern Hand, unwillkürlich, rückte er die Nacht­mütze zurück, um besser zu hören. „Ich, aus der namenlosen Menge, habe für meine bloße Existenz mehr List und Wissen aufwenden müssen, als man seit hundert Jahren aufgewandt hat für die Regierung Spaniens und all seiner Kolonien.“ Der Alte trank die Worte Pierres ein, schlürfte sie in sich, genoß es ganz aus, wie sein Sohn seinen eigenen Empfindungen Wort gegeben hatte. Eine rasende, zornige Freude kreiste in ihm, eine große, wilde, grobe, höhnische Heiterkeit stieg ihm aus dem Bauch ins Herz, füllte seinen alten, magern Körper bis in die Haut, drängte herauf in seinen Mund, daß ein hel­les Lachen herausbrach, ein rasselndes Lachen, das ihn hob, stieß und nicht aufhören wollte. Pierre schaute auf den Alten, strahlend. Lachte mit ihm, schallend, das Lachen der beiden füllte den Raum, stürmisch. Wollte nicht enden.

Unerwartet endete es doch. Erst verwandelte sich das Lachen des Alten in ein Gurgeln, ein Stöhnen. Dann ver­stummte es ganz, und der Alte, zurückgesunken, rührte sich nicht mehr.

Das Blatt, auf dem Pierre die Worte seines Figaro auf­geschrieben hatte, war ihm aus der Hand gefallen. Er schaute auf seinen Vater. Eines der dünnen, behaarten Beine stak steif aus der Bettdecke heraus, die Nachtmütze war weiter heruntergeglitten und gab die kahle Stirn frei.

Pierre stand und schaute. Dann, zögernd, trat er näher, beugte sich herunter. Der Alte rührte sich nicht mehr. Atmete nicht mehr.

Pierre machte ein törichtes Gesicht, wollte es nicht glau­ben. Aber er mußte es wohl glauben: Vater Caron war an dem Gelächter Figaros gestorben.

In der gleichen Woche wurde Pierre von Therese ein Kind geboren, kein Alexandre, doch immerhin eine Eugénie.

Therese fühlte sich wohl, und am zweiten Tag drängte er in sie, nun aber könnten sie nicht länger getrennt bleiben, nun müßten sie heiraten und zusammenziehen. Er sprach mit Feuer.

Aus ihren klaren, grauen Augen beschaute sie ihn. Er hatte sie in den Stunden ihrer Not mit einer Zartheit betreut, wie sie keiner dem stürmischen Manne zugetraut hätte. Jetzt be­trachtete er mit immer neuer, stolzer Rührung den kleinen Menschen, den sie zur Welt gebracht hatte. Sie wußte, er liebte sie, sie wußte, er hing an ihr, es war sein Emst, er wollte mit ihr und dieser winzigen Eugénie zusammen leben, es waren keine bloßen Worte. Aber sie dachte auch daran, wie er die Heirat mit ihr befristet hatte, es kränkte sie nicht, oder doch, ein wenig kränkte es sie, und auf keinen Fall wollte sie ihm Gelegenheit geben, sich später vorzumachen, er habe sich übereilt.

Sie wolle warten bis zu seiner Rehabilitierung, antwortete sie, wie er es vorgeschlagen habe. Ohnedies werde sie sich hier draußen in Meudon künftighin in Gesellschaft ihrer klei­nen Eugénie noch wohler und noch weniger einsam fühlen als bisher. Er, ein wenig betreten, redete noch eine Weile auf sic ein ; aber da sie bestand, gab er nach.

Pierre war alles eher als abergläubisch. Doch hatten das seltsame Ende seines Vaters und das Zusammentreffen dieses Todes mit der Geburt seines Kindes ihn verwirrt. Der sonst so Redselige hatte sich gescheut, seinen Freunden davon zu erzählen, wie Vater Caron gestorben war. Auch den Monolog des Figaro hatte der sonst so stolze Autor niemand gezeigt. Der Tod des Vaters hatte ihn mit echtem Leid erfüllt, die Geburt des Kindes mit echtem Glück. Beinahe war er froh, daß die mancherlei Geschäfte, welche die Bestattung des Vaters und die Sorge um Therese mit sich brachten, ihn von metaphysischen Grübeleien abhielten.

Die Angelegenheiten des Hauses Hortalez ließ er treiben. Selbst mit Paul sprach er darüber nur das Allgemeinste; er sei jetzt nicht in der Stimmung, erklärte er, sich mit diesem Kleinkram zu befassen.

Paul war es recht. Er hatte dem Freunde nichts von sei­nem Besuch bei Franklin erzählt und nichts von seinem Ent­schluß, nach Amerika zu gehen. Er war noch nicht fertig mit dem, was sich in Passy ereignet hatte. Es war seltsam, daß ein Mann von der Weite, Weisheit und Erfahrung Frank­lins die Schwächen Pierres so gar nicht verzeihen wollte, aber es war nun einmal so, daß sich alles in Franklin gegen Pierre sträubte. Man mußte es hinnehmen, jeder Versuch, zu ver­mitteln, wäre sinnlos gewesen. Paul selber legte jetzt schär­fere Kritik an seinen Freund, aber seine Kritik ging unter in Bewunderung. Er hatte Sinn für Pierres Glanz, seine Le­bendigkeit, Beweglichkeit, für die Art, wie er allem Großen aufgetan war, er hatte Sinn auch für seine überstarken Worte und für seine Liebe zum Prunk und zu den Frauen. Er konnte die lärmende Herzlichkeit Pierres genauso würdigen wie die freundlich schalkhafte Verhaltenheit Franklins.

Indessen wurde ein neuer Transport für Amerika zusam­mengestellt, und man wartete nur auf die nächste Nachricht aus Philadelphia, um ihn abgehen zu lassen. Wenn Paul, wie er es dem Doktor so stolz angekündigt hatte, mit diesem Transport reisen wollte, mußte er seine Vorbereitungen tref­fen. Vor allem mußte er mit Pierre reden.

Er suchte den Arzt auf, der ihn seit Jahren behandelte, den Doktor Lafargue. Der hatte ihn, als er aus den nördlichen Häfen zurückgekommen war, um seiner Unbesonnenheit wil­len sehr getadelt; jetzt wollte er ihn für den ganzen Sommer in ein Hochtal der Alpen schicken. Paul sprach ihm davon, daß seine Geschäfte eine Reise über See erforderten. Doktor Lafargue erklärte entschieden, bei Pauls Zustand komme eine solche Reise nicht in Frage. Paul lächelte nur, verloren, ein wenig dümmlich, und bat den Arzt, seinen Freunden, insbe­sondere Pierre, nichts von seinem bedenklichen Zustand zu erzählen.

Er ging durch die lärmenden Straßen der Stadt Paris, starrte mit seinen überglänzenden Augen auf die lichten Früh­sommerkleider der Frauen, hörte die lauten, heftigen Rufe der vielen Hausierer, das Gefluche der Lastwagenkutscher, sah die strotzende Buntheit der von Lebensmitteln über­fließenden Markthallen, sah und hörte den Schimmer und den Lärm und die Fülle der größten, hellsten Stadt der Welt, seiner Vaterstadt Paris. Es gab Augenblicke, da er durch­aus nicht begriff, wie er hatte erklären können, er gehe nach Amerika. Das da verlassen, sein Paris, er, der so jung war, der so wenig vom Leben gehabt hatte, der so viel vom Leben haben wollte, der Sinn und Verstand besaß wie wenige, es zu genießen, wie hatte ihm das in den Sinn kommen können? Wenn er nach Amerika fuhr, dann kam er nicht zurück; Dok­tor Lafargue hatte es ihm bei aller Schonung deutlich genug zu verstehen gegeben.

Er ging zu Therese. Er beschaute den Säugling Eugénie. Sie sprachen von Pierre. Sein Blick war jetzt noch schär­fer als früher, er erkannte, daß auch Therese Pierre nicht ohne Kritik sah. Doch ließ sie sich durch die Erkenntnis seiner Schwächen nicht hindern, Pierre rückhaltlos zu lieben. Es schmerzte ihn, daß sie, die Pierre so gut verstand, nichts ahnte von seinen eigenen Gefühlen, nichts von dem, was er für Pierre tun wollte, nicht tun wollte, tun mußte.

Mittlerweile war aus Amerika auf dem Umweg über Hol­land erstaunliche Nachricht gekommen. Ein trockenes Schrei­ben des Bankhauses Grand in Amsterdam teilte mit, daß die­ses Bankhaus vom Kongreß in Philadelphia Weisung erhalten habe, der Firma Hortalez viertausendsechsunddreißig Livres und sieben Sous auszuzahlen für Taschentücher, Knöpfe und Zwirn, welches besagte Firma dem Kongreß geliefert habe. Es war der reine Hohn. Die Firma hatte Kanonen und Mör­ser und Munition und Zelte und Uniformen geliefert, sie hatte eine Forderung an den Kongreß von über zwei Millionen; man zahlte viertausend Livres, und die über das Bankhaus der Konkurrenz.

Jetzt, nach dem Insult dieses Briefes, fand sogleich die Aussprache statt, die Pierre und Paul solange hinausgezö­gert hatten. Im Gegensatz zu seiner Gewohnheit erging sich Pierre nicht erst in beredtem Klagen und Verwünschen, son­

dern er fragte seinen Freund und Ersten Gehilfen mit grim­miger Sachlichkeit: „Was wollen wir tun? Was schlagen Sie vor?“

Der Brief des Bankhauses Grand und Pierres Frage waren für Paul der letzte Anstoß. Wenn er jetzt nicht von seiner Absicht sprach, selber in Amerika nach dem Rechten zu se­hen, dann wird er nie davon sprechen, dann wird er nie hin­überfahren, dann wird er vor Franklin für immer als Prahler und Großmaul dastehen.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Pierre“, erklärte er. „Es gibt ein einziges Mittel, Ihr Geld von den Amerikanern hereinzu­kriegen. Es muß jemand hinüber nach Philadelphia und mit den Herren von Mund zu Mund reden. Es muß jemand die Lügen Arthur Lees an Ort und Stelle und mit triftigem Mate­rial widerlegen. Es muß jemand die Ladung der Schiffe sel­ber in Empfang nehmen und so lange in Verwahrung und un­ter Verschluß halten, bis Geld oder andere Waren angewie­sen sind.“

„Wer sollte das sein?“ fragte Pierre.

„Ich“, sagte Paul.

Nun hatte Pierre vom ersten Worte Pauls an begriffen, wo der hinauswollte. Er selber, Pierre, hatte zuweilen mit dem Gedanken gespielt, hinüberzufahren. Die Idee, seine Sache vor dem Kongreß mit eigener Zunge zu führen, war ver­lockend. Aber so glühend sich Pierre zu der Weltanschauung und zu dem großen Unternehmen der westlichen Menschen bekannte, die Männer selber waren ihm nach der Erfahrung mit Franklin unheimlich. Er hatte sich höchst sicher gefühlt vor dem Ersten Minister des Königs von England und vor der Kaiserin Maria Theresia: vor den Menschen der Neuen Welt fühlte er sich befangen. Er fürchtete, er werde, wenn er hinüberfahre, seiner Sache mehr schaden als nützen.

Die Idee, an seiner Statt einen fähigen Repräsentanten zu schicken, lag nahe. Doch der einzige wäre Paul gewesen, und den kranken Freund über See und in den sichern Tod zu sen­den, das war ein Gedanke, den Pierre von sich gewiesen hatte, noch ehe er ihn recht ausgedacht. Jetzt kam ihm Paul von alleine mit dem Vorschlag, und es bewegte Pierre, daß ihm der Freund dieses Opfer anbot. Bedenkenlos, mit schö­nem Elan, erklärte er, niemals werde er erlauben, daß Paul nach Amerika gehe; er brauche ihn viel zu dringlich hier in Frankreich. Paul erwiderte verbohrt, sein Entschluß stehe fest, und zwar werde er mit dem nächsten Transport fahren, mit der „Amétie“. Er habe seinen Entschluß auch schon an­dern mitgeteilt.

„Sie haben schon mit andern gesprochen?“ fragte erstaunt Pierre. „Ja“, entgegnete Paul, „ich wollte mich festlegen. Ich wollte mich und Sie zwingen.“ – „Mit wem haben Sie denn gesprochen?“ fragte Pierre, und er nahm an, der andere werde antworten: Mit Maigron, oder: Mit Gudin. – „Mit Doktor Franklin“, erwiderte Paul.

Pierre fuhr zurück. Diesen jungen Menschen ließ der Ame­rikaner vor, ihn ermutigte er so weit, daß er seine intimsten Dinge mit ihm besprach. „Sie müssen begreifen, Pierre“, sagte mittlerweile Paul, „daß ich jetzt gar nicht anders kann, als nach Amerika gehen. Ich möchte mich nicht vor Franklin lächerlich machen.“

Dieser einfache Satz erbitterte Pierre noch mehr. Er, Pierre, war lächerlich vor Franklin aus Gründen, die er nicht aus­findig machen konnte, und dieser junge Mensch wollte eher den Tod auf sich nehmen, als vor Franklin lächerlich sein. „Niemals lasse ich Sie nach Amerika“, rief heftig Pierre, „nie­mals.“ – „Ich werde gehen“, erklärte ebenso heftig Paul und : „Wie wollen Sie denn den ‚Seeadler‘ bezahlen, wie wollen Sie denn die Firma aufrechterhalten, wenn niemand hingeht und Ihnen Ihre Gelder hereinholt?“ – „Das lassen Sie meine Sorge sein“, erwiderte barsch Pierre. Er sprach aber so barsch, weil es herrlich gewesen wäre, einen Mann wie Paul als Vertreter in Philadelphia zu haben, und weil es unmöglich war. Nie­mals, und wenn das Haus Hortalez zusammenbricht, wird er erlauben, daß Paul in den sichern Tod geht.

Mit vielen starken Worten setzte er ihm auseinander, daß er und wie dringlich ihn hier benötige. Paul stand da, ver­stockten Gesichtes.

Die „Amétie“ stach in See, der Transport ging ab, ohne Paul.

Aus Aix in der Provence erhielt Pierre Nachricht, Termin sei angesetzt in jenem Appellverfahren, um welches er die langen Jahre hindurch mit so bitterer Energie gekämpft hatte. Vergennes hatte, trötz allem, Wort gehalten. Eine stürmische Freude erfüllte Pierre.

Für die Dauer des Prozesses war seine Anwesenheit in Aix notwendig. Andernteils erforderten die verwickelten Ge­schäfte der Firma Hortalez beinahe täglich neue Entscheidun­gen, die von Paris aus getroffen werden mußten, und die Überholung der „Orfraye“, deren Ankauf mittlerweile voll­zogen worden war, machte häufige Reisen nach Bordeaux not­wendig; denn die Firma Testard und Gaschet, welche diese Überholung besorgte, wurde schwierig, sie drängte auf hohe Anzahlungen, und wenn das schöne Schiff bald in Dienst ge­stellt werden sollte, mußte ein kundiger, verlässiger und energischer Vertreter der Firma Hortalez in ständigem Kon­takt mit der Werft bleiben. Man kam überein, daß während Pierres Abwesenheit Maigron die Pariser Geschäfte führen, Paul nach Bordeaux gehen solle. „Da sehen Sie“, sagte Pierre zu Paul, „wie gut es ist, daß Sie in Frankreich geblieben sind.“

Dann machte sich Pierre auf den Weg nach Aix; auch auf diese Reise nahm er den guten Philippe Gudin mit, den voll­kommenen Reisebegleiter. Hinter sich ließ er die trüben, ver­wickelten Geschäfte; eine Meile vor Paris hatte er sie ver­gessen und war fröhlichster Laune.

An sich war Pierres Rechtshandel einfach, doch war er absichtsvoll verwickelt worden. Zugrunde lagen zwei ver­schiedene Prozesse. In dem ersten war es um die Hinterlassen­schaft von Pierres Freund und Gönner Duverny gegangen. Pierre hatte ein Dokument vorgelegt, eine Art letzter Ver­rechnung zwischen ihm und Duverny. Die Rechtsgültigkeit dieses Dokuments war von dem Neffen und Erben Duvernys, dem Grafen de la Blache, angestritten worden. Das Gericht hatte dem Grafen recht gegeben. Man hatte das Dokument nicht gerade für gefälscht erklärt, aber doch für ungültig, und man hatte auf diese Art Pierre nicht nur des größten Teiles seines Vermögens beraubt, sondern ihn auch mittelbar als Fälscher gebrandmarkt.

Während der Vorbereitung jenes Prozesses hatte Pierre, wie das der Brauch war, mit Bestechungen gearbeitet. Er hatte der Frau des Richters, dem das Referat in seiner Sache übertragen war, Geschenke gemacht, damit sie ihm einen Be­such bei ihrem Manne vermittle; das alles hatte er vom Gefängnis aus tun müssen, wohin ihn jene alberne Schlägerei mit dem auf Désirée eifersüchtigen Herzog de Chaulnes ge­bracht hatte. Doch alle seine Bemühungen, Bestechungen, Be­suche, hatten ihm so wenig geholfen wie sein gutes Recht.

Als das Urteil gefällt worden und nichts mehr zu verlieren war, hatte sich Pierre in die Öffentlichkeit geflüchtet. Hatte in brillanten Flugschriften dargestellt, wieviel Mühe und Ar­beit ein französischer Bürger auf sich nehmen muß, wenn er um sein gutes Recht kämpft, und wie er dann sein gutes Recht nicht erhält. Pierre hatte in diesen Streitschriften nicht angeklagt, er hatte einfach die Geschichte seines Prozesses er­zählt, aber so beredt, geistreich, tödlich witzig, daß die Kor­ruptheit der französischen Justiz jedem in die Augen sprin­gen mußte. Die Flugschriften hatten das Land, hatten ganz Europa aufgerührt und schließlich eine Reform des franzö­sischen Justizwesens bewirkt. Ihrem Autor aber hatten die Flugschriften nur weiteres Unglück gebracht; das Oberste Pariser Gericht war eingeschritten, es hatte Pierre wegen Ver­ächtlichmachung der Justiz prozessiert und ihm die „Rüge“ aufgebrannt, ihn „bemakelt“, ihm die Ehrenrechte abge­sprochen.

Es war klar, daß die „Bemakelung“ zu Unrecht erfolgt, daß sie ein bösartiger Racheakt war jener Richter, die sich durch die Flugschriften getroffen gefühlt hatten. Immerhin hatten sich diese Richter darauf berufen können, daß der ver­urteilte Autor der Streitschriften vorher schon durch rechts­gültigen Spruch als Fälscher gebrandmarkt und somit ein Mann von zweifelhafter Glaubwürdigkeit war. Pierre kämpfte also vor allem darum, jenes erste Urteil umzustoßen, und in dem Prozeß, der jetzt in Aix angesetzt war, wollte er durch neue Zeugnisse und Schlüsse erweisen, daß das Dokument, das er seinerzeit vorgelegt hatte, jener letzte Wille Duvernys, jene letzte Verrechnung, echt war. Wurde das Dokument als echt anerkannt, dann durfte er sicher sein, daß er auch die Nichtigkeitserklärung der „Rüge“, des „Makels“, erreichen werde.

Kaum in Aix angelangt, stattete Pierre dem Präsidenten und andern Mitgliedern des Appellgerichtes die üblichen Be­suche ab. Nein, diesmal hatten ihn seine hochadeligen Freunde nicht im Stich gelassen. Ohne Frage hatten die Rich­ter in Aix Winke aus Versailles bekommen und waren ent­schlossen, ihm zum Sieg zu verhelfen.

Seiner Richter sicher, lud Pierre diejenigen, die ihm die Nächsten waren, Therese, Julie, Paul, ein, nach Aix zu kom­men und seinem Triumph beizuwohnen. Allein Therese lehnte ab; ohne die kleine Eugénie wollte sie nicht reisen, und sie wagte es nicht, das Kind den Strapazen der langen, heißen Fahrt auszusetzen. Auch Paul schrieb, er könne die Geschäfte in Bordeaux nicht unbeaufsichtigt lassen. Nur Julie kün­digte ihre bevorstehende Ankunft an.

Blieben aber Pierres nächste Freunde fern, so war die Teil­nahme des Landes an seinem Rechtshandel auch jetzt noch ungeschwächt. Aus allen Ecken Frankreichs fanden sich Ju­risten ein, um den Prozeß aus der Nähe zu verfolgen, und alle Zeitungen berichteten darüber.

Pierre hatte damit gerechnet, der Prozeß werde zwei oder drei Wochen dauern. Doch gerade weil der Ausgang fest­stand, hielten es die Richter, um ihre Objektivität zu bewei­sen, für notwendig, die Sache nochmals von allen Seiten zu beriechen. Sitzung um Sitzung wurde abgehalten, Monate ver­gingen, und während dieser ganzen Zeit bekämpften sich die beiden Gegner, vor Gericht in Schriftsätzen, vor der Öffent­lichkeit in Flugschriften.

De la Blache hatte einen Troß von Advokaten und Finanz­sachverständigen mitgebracht, Pierre war allein mit seinem Gudin und einem Anwalt. „Während mein Gegner“, schrieb er in einer seiner Flugschriften, „mich mit einer ganzen Armee gekaufter Söldner aus dem Hinterhalt anfällt, gleiche ich dem wilden Skythen, der sich auf freiem Felde zum Kampfe stellt, nur der eigenen Kraft vertrauend. Wenn dann mein Pfeil, kräftig geschnellt, die Luft durchsaust und den Widersacher trifft, so weiß man, wer ihn abgeschossen hat. Denn dem Sky­then gleich schreibe ich den Namen des Schützen auf die Pfeilspitze. Er heißt Caron de Beaumarchais.“ Und weiter erklärte er: „Ich bin ein friedliebender Mann. Ich trete zum Kampfe an, nur wenn ich angegriffen werde. Ich bin eine Trommel, die nur erklingt, wenn man auf sie losschlägt, dann aber mächtig.“

Und neue Schriftsätze wurden gewechselt, neue Sitzungen abgehalten, neue Zeugen vernommen, die Verhandlungen schleppten sich hin. Sechs Jahre hatte Pierre gewartet; ge­messen an diesen sechs Jahren, war die Zeit kurz, die er noch zu warten hatte. Ihm schien sie endlos.

Alles in der Stadt Aix, dem Zentrum des juristischen Frankreich, atmete den Staub der Juristerei. Dunkel lag die uralte Siedlung mit ihren Ruinen römischer Paläste und Bä­der; verfallen war die Burg der Grafen von Provence, das weite Kloster, in welchem das Tribunal seine Sitzungen ab­hielt, baufällig. Die düstere, melancholische Umwelt machte Pierre das Warten doppelt schwer. Wann immer er einen oder zwei Tage frei hatte, fuhr er mit seinem Gudin hinaus in die Umgebung. Durch die Berge und Hügel der farbigen Pro­vence fuhren sie dann, durch Wälder und Haine von Oliven und Steineichen, durch endlose Weinpflanzungen. Sie be­staunten die riesigen Aquädukte, welche die Römer bei Nîmes errichtet hatten, und den gigantischen, festungsartigen Palast der Päpste in Avignon.

Inzwischen war Julie angekommen. Paul hingegen schrieb neuerdings, er könne leider nicht daran denken, Bordeaux zu verlassen. Er habe sich herumzuschlagen mit den bürokrati­schen Anwälten der Firma Gaschet, die jetzt so weit gingen, seine Vollmacht anzuzweifeln. Er müsse deshalb Pierre bit­ten, die beiliegende Generalvollmacht zu unterzeichnen, die ihn bestimmt in allen Fällen decke.

Paul war als Erster Prokurist der Firma Hortalez regi­striert, das war der Firma Gaschet bekannt; Pierre schüttelte den Kopf, daß auf einmal derartige bürokratische Formali­täten nötig sein sollten. Flüchtig dachte er daran, daß die Ausreise seiner Schiffe „Le Flammand“ und „L’Heureux“ aus Bordeaux für die nächsten Tage geplant war. Vielleicht hatte die Werft Gaschet, um Zahlungen zu erpressen, gegen die Ausfahrt Einspruch erhoben. Er fragte sich, ob er nicht Paul, statt ihm die Vollmacht zu senden, nochmals dringlich bitten sollte, herzukommen. Dann könnte man alles durchsprechen, und er hätte den Freund gerne bei der Urteilsverkündigung an seiner Seite gehabt. Aber Paul war so entsetzlich pflicht­bewußt, er wird nicht von Bordeaux Weggehen. Pierre unter­zeichnete die Vollmacht, sandte sie ab.

Vergaß die ganze Geschichte. Denn jetzt war es soweit. Endlich, nach neunundfünfzig Sitzungen, hatten die Richter die Verhandlung angesetzt, in welcher beide Gegner ihre Schlußreden halten sollten.

Fünf volle Stunden sprach der Graf de la Blachc, Pierre eine Stunde länger. Dann zogen sich die Richter zu einer neuen, allerletzten Sitzung zurück, um das Urteil zu fällen. Diese Sitzung nahm den Rest des Tages in Anspruch und den ganzen nächsten Tag.

Viele Leute waren gekommen, um die Verkündigung des Urteils mitzuerleben. Das verfallene Kloster, in dem das Ge­richt tagte, war voll von Neugierigen. Die ganze Stadt war­tete gespannt auf den Spruch.

Der Graf de la Blache gab sich zuversichtlich. Er hatte für seinen Aufenthalt in Aix einen der alten Paläste gemietet. Am Abend des Tages, da das Gericht über das Urteil beriet, tafelte er mit seinen Anwälten und sonstigen Beratern; alle Fenster des großen Gebäudes waren erleuchtet. Pierre ver­brachte den Abend mit Gudin und Julie bescheiden in der Wohnung seines Anwalts in einer abgelegenen Seitenstraße.

Die Nacht war weit vorgeschritten, als endlich der Spruch verkündet wurde.

Vom Saale des Gerichts aus durch all die verwinkelten Straßen von Aix klang es: „Beaumarchais hat gesiegt.“ Die Lichter in dem Palais de la Blaches erloschen. Aber die schmale Seitenstraße, in welcher Pierre wohnte, war hell von Fackelzügen. „Beaumarchais hat gesiegt“, jubelten die Fackel­träger.

Pierre hatte manchen Sieg in seinem Leben erkämpft, kei­ner hatte ihn so beglückt wie dieser. Jetzt erst, zusammen­gedrängt in *einen* Augenblick, spürte er das ganze Unrecht, das man ihm angetan hatte. Er war unschuldig, jeder hatte es gewußt, seine Flugschriften hatten jeden überzeugt. Doch man hatte seinem Gegner, dem Hocharistokraten, erlaubt, ihn mit allen Tücken zu verfolgen, ihm jede denkbare Schweine­rei und Gemeinheit anzuhängen, Betrug, Fälschung, Gift­mord, und keiner hatte sich für ihn gerührt. Die hochgebore­nen Freunde, die ihm hätten helfen können, hatten sich begnügt, ihm zu sagen, wie brillant seine Verteidigungs­schriften seien, und sie hatten ihm amüsiert den Rücken ge­klopft. Die Schmach aber, die sehr wirkliche Schmach, hatten sie an ihm kleben lassen; da er ja als Bürger geboren war, würde er sie wohl nicht sehr spüren. Aber er hatte sie ge­spürt, sie hatte ihm die Schulter gedrückt und die Haut ge­juckt alle die Jahre her. Jetzt hatte er ihn abgeschüttelt, den „Makel“, jetzt hatte er sie in die Winde geblasen, die „Rüge“. Er hatte gekämpft um Gerechtigkeit nicht nur für sich selber, sondern für alle die, welche unten geboren waren, ohne Pri­vileg. Es war ein guter Kampf, es war ein guter Sieg, einen bessern konnte keiner erfechten.

Dies alles war in ihm, während der Schall in sein Ohr drang: „Beaumarchais hat gesiegt.“ Er hatte es nicht anders erwartet. Die ganzen Jahre hindurch war er überzeugt ge­wesen, daß er sich’s so erkämpfen werde. Aber nun es Wirk­lichkeit wurde, konnte er’s nicht ertragen. Das Übermaß des Glückes sprengte ihm die Brust, er brach zusammen, ohn­mächtig.

Man rieb ihn mit Essenzen, brachte ihn ins Leben zurück, er trank ein Glas Wein. Mehr Musik zog vor seinem Haus auf, Flöten, Geigen, Tamburine. Neue Fackelzüge kamen. Eine Abordnung der Handwerker gratulierte in improvisier­ten provenzalischen Versen. Gudin hockte selig auf seinem Stuhl und schaute den Freund bewundernd an, Julie war die verrückteste von allen.

„Es war eine schöne Reise“, sagte Pierre, als der Wagen hielt vor seinem Hause in der Rue de Condé.

Noch mehr Glanz fiel auf Pierre, als im Anschluß an den Prozeß von Aix die Verhandlung stattfand vor dem Obersten Gericht in Paris, das darüber zu befinden hatte, ob nun jene „Rüge“ annulliert werden solle.

Pierres Freunde in Versailles hatten ihm bedeutet, der Re­gierung wäre es erwünscht, wenn er diesmal schwiege. Demzufolge hatte er sich darauf beschränkt, in einem Flug­blatt zu erklären, er werde „seine Zunge verschlucken und nur die Fakten reden lassen“. So hielt er’s denn auch. Schlicht gekleidet, nur den Brillanten der Kaiserin Maria Theresia am Finger, erschien er in dem übervollen Saal, setzte sich be­scheiden auf seinen Stuhl und sprach kein Wort.

Das Ganze dauerte kurz, viel zu kurz für Pierre. Der Gene­ralstaatsanwalt beantragte in drei Sätzen die Nichtigkeits­erklärung des alten Urteils. Der Senat, nach einer Beratung von fünf Minuten, verkündete die Entscheidung: Pierre Ca­ron de Beaumarchais sei zurückzuversetzen in den gleichen Stand wie vor dem früheren Urteil, die „Rüge“ sei nichtig, er sei frei von jeder Art „Makel“, er sei zu bekleiden mit seinen früheren Ämtern und Titeln. Ohrenbetäubender Jubel brach los, während sich Pierre vor seinen Richtern verneigte. Be­geisterte trugen ihn auf ihren Schultern zu seinem Wagen. Der „Märtyrer Beaumarchais“ feierte einen Triumph, wie er ihn bisher nicht einmal im Theater erlebt hatte.

Am nächsten Morgen, bei seinem Lever, waren alle die Verschwundenen wieder da. Der Baron de Trois-Tours, Mon­sieur Regnier vom Höchsten Gericht, der Chevalier Clonard von der Compagnie des Indes.

Eine Woche später wurde ihm das Urteil des Gerichtes von Aix zugestellt. Es war in den Einzelheiten noch günstiger, als er sich’s erhofft hatte. Zwar erkannte es darauf, daß seine Flugschrift von dem Skythen mit dem Pfeil und der tönen­den Trommel zu vernichten sei, da sie ungerechtfertigte Be­leidigungen des Gegners enthalte. Dafür aber sprach ihm das Urteil alle die Beträge zu, die er verlangt hatte, nebst sehr hohen Zinsen. Weiter zugesprochen wurden ihm dreißig­tausend Livres Entschädigung für die Unbill, die ihm durch nachlässige Verwaltung der Erbmasse des verstorbenen Duverny zugefügt worden sei. Alles in allem floß eine uner­wartet hohe Summe in seine leeren Kassen.

Und dann brachte man ihm das Porträt, das ihm gleichfalls zuerkannt worden war, das Porträt Duvernys von der Hand des Malers Duplessis. Haken wurden in die Mauer geschla­gen, der leere Fleck verschwand. Da hing das Bild, Gleichnis dessen, was sein zäher, energischer Optimismus vermochte, und Pierre saß davor, das Gesicht töricht vor Glück.

In all dem Wirbel, Glanz und Rausch dieser Tage hatte Pierre kaum darauf geachtet, daß seit längerer Zeit keine Nachricht mehr von Paul eingetroffen war. Leid war ihm ge­wesen, daß Paul auch der Verhandlung in Paris nicht bei­gewohnt hatte, und auffällig war, daß die letzten Berichte aus Bordeaux nicht von Paul gezeichnet waren, sondern von Monsieur Peyroux, dem ständigen Agenten der Firma Hor­talez. Jetzt kam eine eilige Anfrage von Monsieur Peyroux, die ohne weitere Umstände an Ort und Stelle von Paul hätte beantwortet werden können. Beunruhigt verlangte Pierre schnellste Meldung, was mit Paul los sei. Erstaunt und mit wendender Post antwortete Monsieur Peyroux, daß sich doch Monsieur Theveneau mit dem letzten Transport nach Ame­rika eingeschifft habe.

Eine Ahnung, die er nicht hatte wahrhaben wollen, hatte Pierre das wissen lassen, seitdem keine Nachricht mehr von Paul eintraf. Jetzt saß er da, aufgerührt, haderte mit sich, rechtfertigte sich. Mit welch hinterlistiger Begründung hatte Paul die Generalvollmacht von ihm verlangt. Trotzdem hätte er nicht darauf hereinfallen dürfen. Er wäre auch nicht dar­auf hereingefallen, wenn ihn nicht der Prozeß so ganz in Anspruch genommen hätte, und damit hatte Paul gerechnet. War er, Pierre, nicht schuldlos, da der hinterhältige Paul solche Mittel gebrauchte? Hatte er nicht getan, was er konnte, um den Freund zurückzuhalten? Hatte er ihm nicht die Ab­reise mit starken Worten untersagt? Hatte sich Paul nicht gefügt? Wahr und wahrhaftig, er hatte cs nicht gewollt, daß Paul hinüberfuhr. Nun wütete er gegen sich, gegen Paul und vor allem gegen den bösen Willen der Amerikaner.

Sogleich nach seinem Triumph im Gerichtssaal war er zu Therese gegangen und hatte ihr strahlend erklärt, jetzt also, da er rehabilitiert sei, stehe ihrer Heirat nichts mehr im Wege; er hatte das so herausgebracht, als ob sie es gewesen wäre, die die Heirat befristet hatte. Sie hatten vereinbart, daß sie noch die Rückkehr Pauls aus Bordeaux abwarten wollten; ihn wollten sie bei der Hochzeit nicht missen. Jetzt, unbehaglich, aufgebracht und doch nicht ohne Stolz, mußte er Therese von dem ebenso edeln wie unverständlichen Unternehmen des Freundes erzählen.

Sie wurde blaß, sie wurde rot, ihre großen, klaren, grauen Augen verdüsterten sich, ihre kühnen Brauen schienen noch höher. „Das hättest du nie zulassen dürfen, Pierre“, sagte sic, und, nach einer Weile, „das war eine Lumperei.“ Sie sprach ruhiger, als er erwartet hatte, aber schärfer, abschließend.

Pierre war während seines bunten Lebens von immer neuen Wellen von Beschimpfungen überschwemmt worden; sie wa­ren, gerecht oder ungerecht, von ihm abgeglitten, er hatte sich immer wieder aus der Flut herausgearbeitet. Was ihm jetzt diese Frau, der er sich unter allen Menschen am eng­sten verbunden fühlte, ins Gesicht warf, das war, gelinde ge­sagt, maßlos übertrieben. Er hatte im Drang seiner Rechts­geschäfte in Aix an einen etwas merkwürdigen Brief Pauls vielleicht nicht die notwendige Aufmerksamkeit gewandt; das war alles. Und da tat Therese, als hätte er den Jungen gerade­zu in den Tod geschickt. Er setzte an, heftig zu erwidern. Aber er sah ihr großes Gesicht, er sah die zornige Gering­schätzung darauf, er brachte kein Wort heraus. Und bevor er sich zusammenreißen konnte, hatte sie das Zimmer verlassen.

Vor dem Tisch, auf dem noch die Reste des Mahles stan­den, hockte Pierre, auf einmal ungeheuer vereinsamt, vor den Kopf geschlagen. Seine Niederlage schien ihm viel grö­ßer als seine Siege in Aix und in Paris, sie kam unerwartet, und von ihr, von Therese. Er hockte da, der immer Findige, ratlos. Stürzte ein Glas Wein hinunter. Dann machte er sich auf, ging ihr nach.

Er fand sie im Schlafzimmer. Er setzte sich zu ihr, er sprach kein Wort von der unseligen Angelegenheit, er wußte, Ver­teidigung war zwecklos. Statt dessen, behutsam, sprach er ihr von der bevorstehenden Heirat, von kleinen, praktischen Din­gen. Sie schüttelte den Kopf. Er nahm sehr sacht ihre Hand, die entzog sie ihm.

Er schwieg eine Weile. Dann, trotz allem, wissend, daß das falsch war, begann er davon zu sprechen, wie heftig er Paul die Reise verboten habe. Da aber kehrte sie sich ab und sagte, nicht laut, doch so, daß kein Widerspruch möglich war: „Bitte, geh.“

Er ging, tiefer geschlagen als jemals in seinem Leben.

Arthur Lee, der unverrichteterdinge aus Madrid zurück­gekommen war, verurteilte in bittern, ironischen Wendungen das träge, lockere Leben, welches der Doktor honoris causa in Passy führte.

In der Tat setzte Franklin den ganzen Frühling und frühen Sommer hindurch sein heiter geselliges Leben fort, sich wenig um die Geschäfte kümmernd, überzeugt, daß jeder Versuch, die Verhandlungen mit Versailles über Anerkennung, Han­delsabkommen und Allianz zu beschleunigen, nur zum Scha­den ausschlagen würde. Man konnte nichts tun als warten.

Aus Philadelphia kamen wenig Nachrichten; die Schiffe, die den Engländern in die Hände fielen, waren offenbar zahl­reicher als diejenigen, die heil an der europäischen Küste an­langten. So viel war gewiß, es stand nicht zum besten. Eine Zeitlang hatte man sogar Philadelphia evakuiert, und der Kongreß hatte in Baltimore getagt. Mittlerweile freilich war der Kongreß nach Philadelphia zurückgekehrt, der feind­liche Vormarsch war offenbar aufgehalten worden, doch die Lage schien weiter bedrohlich. Wenn aber Arthur Lee meinte, man müsse deshalb Versailles mit doppelter Heftigkeit be­drängen, so war das sinnlos. Gerade weil man keine Siege mehr vorweisen konnte wie die von Trenton und Princetown, mußte man abwarten, bis sich die militärische Lage besserte.

Franklin war kein Krieger. In ihm lebte der tiefe Wider­wille des vernünftigen, humanen Mannes gegen etwas so Überflüssiges, abgründig Törichtes, Atavistisches, wie es der Krieg war. Während des ganzen, langen Konflikts mit Lon­don hatte er unendliche Mühe darauf verwandt, offenen Krieg zu vermeiden, und wenn es nicht geglückt war, so trug bestimmt nicht er die Schuld. Unter den vielen dummen Spie­len der Menschen schien ihm das Kriegsspiel das dümmste und kostspieligste, und es dünkte ihm Schande und Spott, daß ihn jetzt die Verhältnisse zwangen, so etwas herbeizuseh­nen wie ein zweites Trenton oder Princetown mit all dem Sterben und Herzeleid, das mit solchen Siegen verbunden war.

Die Herren des Kongresses waren sich offenbar nicht be­wußt, daß, wie die Umstände jetzt lagen, die Allianz einfach unerreichbar war. Sie schrieben, wie Arthur Lee sprach. Am Ende ihrer Briefe stand immer wieder die dringliche For­derung, die Emissäre möchten doch um alles in der Welt den Abschluß des Handelsvertrags und der Allianz beschleuni­gen, man warte darauf wie auf Regen in der Dürre.

Maurepas hatte wahrhaftig recht gehabt damals, als er sich in seiner zynischen Art lustig machte über die freche Eile, mit der man in Philadelphia vergaß. Gewisse Mitglieder des Kongresses, die jetzt mit besonderer Heftigkeit auf Abschluß des französischen Vertrags drängten, hatten vor noch sehr kurzer Zeit donnernde Reden gehalten über die alte Erb­feindschaft mit den Franzosen, den Ketzern, den Anbetern von Götzenbildern, den Sklaven des Tyrannen. Das alles war jetzt in Philadelphia vergessen. Aber nicht in Versailles.

Auch er selber, Franklin, vergaß ihn keineswegs, jenen

Krieg, den die Amerikaner als den Französisch-Indianischen, die Europäer als den Siebenjährigen zu bezeichnen pflegten. Der gute Menschenkenner begriff, daß man drüben in Phil­adelphia Sieg und Frieden vor allem der Wirkung der eng­lisch-amerikanischen Waffenerfolge zuschrieb. Er verstand es aber auch, wenn man hier in Paris glaubte, nur ein besonders unglücklicher Zufall habe Frankreich den sichern Sieg ent­rissen. Wäre damals, so hieß es hier in Paris, wäre damals, als Friedrich von Preußen so gut wie alles verloren hatte, nicht die russische Kaiserin gestorben und ihr romantisch blöder Sohn auf den Thron gekommen, dann wäre Preußen unterlegen, dann hätte Frankreich hier auf dem Kontinent den Frieden diktiert, dann hätten die beiden katholischen Mächte niemals ihre Besitzungen in Amerika preisgegeben.

Oft sinnierte Franklin über die seltsamen letzten Auswir­kungen jenes englischen Sieges von 1763, und wie sich dieser Sieg nun gegen England selber kehrte. Wäre er nicht er­fochten worden, dann lägen jetzt die katholischen Kolonien Frankreichs und Spaniens nach wie vor als ein erstickender Gürtel um das englische Amerika, dann wäre dieses englische Amerika, um sich gegen Frankreich und Spanien zu halten, nach wie vor angewiesen auf den militärischen Schutz des Mutterlandes, dann hätten diese Kolonien niemals daran den­ken können, sich für unabhängig zu erklären.

Amüsiert und trübe schaute der Doktor vor sich hin. Wenn man den Ablauf der Geschehnisse aus großer Höhe be­trachtete, wie er zu Beginn seines achten Jahrzehntes es ver­mochte, dann sah man, daß es trotz allem mit den Menschen aufwärtsging, daß sie klüger wurden oder doch weniger dumm. Die Geschichte machte Umwege, sehr merkwürdige Umwege, man sah nicht immer, wo sie hinauswollte. Aber ein Ziel schien dazusein, und es schien ein vernünftiges Ziel. Nur warten mußte man können.

Franklin, während er dies dachte, saß vor seinem Schreib­tisch, und die weise Ergebung in die Langsamkeit alles ge­schichtlichen Fortschrittes minderte nicht sein Unbehagen an der unangenehmen Post, die er wieder einmal sträflich hoch hatte auflaufen lassen. Mit einem kleinen Seufzer blickte er über das viele Papier. Dann, mit Entschluß, schob er’s zur Seite. Er wird Mr. Arthur Lee wieder einmal Ursache zur

Mißbilligung geben und die Beantwortung dieser ganzen lästigen Post ein überletztes Mal hinausschieben. Vorher wird er sich den Spaß machen, einen Brief zu schreiben an Ma­dame Brillon.

Madame Brillon war nämlich auf Reisen, im Süden. Der Doktor dachte gerne an sie. Er sah sie jetzt, da er sich an­schickte, ihr zu schreiben, deutlich vor sich, auf seinem Schoß sitzend, sich sanft an ihn schmiegend, ihr schönes Gesicht ganz nah dem seinen. Sie war südländisch von Aussehen, blaßbräunlich, dunkel von Haar, ihre zärtlichen, großen, schwarzen Augen standen in merkwürdigem Gegensatz zu dem Flaum über der kurzen Oberlippe, der einen, kaum spür­bar, mild und wärmend kitzelte. Franklin hätte nicht sagen können, wen er vorzog. Madame Helvetius oder Madame Brillon, beide nannten ihn zuweilen mit der gleichen Herz­lichkeit ihren alten Schelm, er verteilte seine Zeit gleichmäßig zwischen beiden, sprach zu beiden mit der gleichen galant frivolen Gravität und hätte keine von beiden missen wollen.

„Ich komme oft an Ihrem Haus vorbei, meine sehr liebe Madame Brillon“, schrieb er, „und es scheint mir verödet. Früher, im Umkreis Ihres Hauses, habe ich oft gesündigt gegen das Gebot: ,Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib.\* Zur Zeit tue ich das nicht. Ich muß aber gestehen, daß ich dieses Gebot immer recht lästig fand, es steht im Wider­spruch zur menschlichen Natur, und ich bedaure, daß es er­lassen wurde. Sollten Sie auf Ihrer Reise gelegentlich dem Heiligen Vater begegnen, wie wäre es, wenn Sie ihn ersuch­ten, es aufzuheben?“ In diesem Sinne schrieb er noch eine Weile weiter, mit Hingabe; solche Briefe schrieb er gern.

Dann aber hatte er auch vor sich selber keine Ausrede mehr, er mußte sich seiner amtlichen Korrespondenz zu­wenden. Mit einem Male wieder schmerzte ihn sein Bein, das bisher Ruhe gegeben hatte. Er zog Schuh und Strumpf ab und massierte ein wenig an den gichtischen Stellen, leicht ächzend.

Schade, daß er an William so wenig Hilfe hatte. Kaum einen der wichtigeren Briefe konnte er ihm anvertrauen. Der Junge war zwar rasch von Auffassung, aber er nahm die Ge­schäfte nicht ernst genug, er hatte zuviel anderes im Kopf. Er war ein reizender Bursch, seine helle, lustige Jugendlich­keit gefiel jedermann, gerade das war die Versuchung und Gefahr. Er war verschwenderisch, spielte, hatte Frauen­geschichten. Wenn er dann zu ihm um Geld kam, machte er das freilich so reizend, daß er es nicht übers Herz brachte, ihm das Geld abzuschlagen. Kaum ernstlich ermahnen konnte er ihn; denn wenn seine Sprüche und Kalendergeschichten auf andere wirkten, diesem eleganten, mit sich und der Welt einverstandenen jungen Herrn gegenüber waren sie schwerlich angebracht.

Schade, daß er für seine Geschäfte nicht jemand hatte wie zum Beispiel diesen Monsieur Theveneau. Der opferte sich für seinen windigen Chef, ging für ihn nach Amerika: er, Franklin, hatte keinen einzigen richtigen Helfer.

So unzuverlässig freilich, wie Arthur Lee behauptete, waren seine Leute auch wieder nicht. Der, seitdem er aus Spanien zurück war, hatte einen neuen Spleen : er roch überall Spione. Einen jeden, der hier heraus nach Passy kam, betrachtete er mit Mißtrauen, ob das nun Bancroft war, den er, Franklin, zuweilen für gehobene Sekretariatsgeschäfte verwandte, oder der junge Geistliche John Vardill. Auch Silas Deane klagte, daß Arthur Lee seine beiden Sekretäre Joseph Hynson und Jacobus van Zandt als Spitzel bezeichnete, dabei scheine ihm, Silas Deane, Arthur Lees vertrauter Sekretär, der gewisse Mr. Thornton, keineswegs geheuer. Ja, es war schließlich zwi­schen den beiden Herren zu einem erregten Gezänk gekom­men, und amüsiert dachte Franklin daran, wie er zwischen den Kollegen hatte vermitteln müssen.

Er wußte nicht, daß beide recht hatten. Die Helfer und Sekretäre, die sie als Spione bezeichneten, arbeiteten wirk­lich allesamt im Auftrag des englischen oder des französi­schen Geheimdienstes.

Angeregt durch die Vorstellung seiner einander beargwöh­nenden Amtsgenossen, suchte Franklin aus der Masse der Briefe einen heraus, der am Tag vorher von einem Unbe­kannten auf geheimnisvolle Art überbracht worden war. Es machte aber in diesem Brief ein mysteriöser Baron Weißen­stein den Führern der Amerikaner lockende Versprechungen für den Fall, daß sie einen Kompromißfrieden mit England befürworteten. Hohe Geldsummen, Ämter und Titel wurden insbesondere Franklin und dem General Washington in Aus­sicht gestellt. Franklin nahm an, daß diese Vorschläge ernst­gemeint und mit Wissen des Königs Georg ergangen seien; sogar den pedantischen Stil des Königs glaubte er zu erken­nen. Er rechnete damit, daß der König selber auch die Ant­wort zu lesen bekommen werde, und ging daran, diese Ant­wort so schneidend und höhnisch zu formulieren, daß sich die Majestät darüber grün und blau ärgern sollte.

Dies getan, las er nochmals die verschwörerische Anwei­sung, wie die Antwort dem geheimnisvollen Baron zuzustel­len sei. Es werde, hieß es da, am nächsten Montag innerhalb des Eisengitters im Chor von Notre-Dame ein Mann erschei­nen, der die Empore abzeichne; er werde, um kenntlich zu sein, eine Rose im Knopfloch tragen. Dieser Bote wisse nicht, worum es sich handle; man habe ihm gesagt, es gehe um eine Liebesgeschichte. Ihm könne die Antwort vertrauensvoll über­geben werden.

Franklin beauftragte mit der Überbringung seiner Antwort einen Burschen, von dem er vermutete, er stehe im Dienst der französischen Polizei. Es konnte nicht schaden, wenn Monsieur de Vergennes erfuhr, die amerikanischen Kom­missare lehnten Geschäfte mit geheimnisvollen englischen Un­terhändlern nicht von vornherein ab. Vielleicht trug das dazu bei, die Herren in Versailles ein wenig in Trab zu bringen.

Es erschien also am festgesetzten Tag zu der festgesetzten Stunde im Chor von Notre-Dame der Abgesandte Franklins, und es erschienen englische und französische Geheimagen­ten. Und jeder hatte was zu bestellen, und jeder hatte was zu berichten, und jeder kam sich jedem überlegen vor.

Die Pariser brachten Franklin nach wie vor Begeisterung entgegen, und der Weltweise und Staatsmann, der in seinem ländlichen Garten am Rande der Stadt und der Geschehnisse philosophisch wartete, blieb ihnen ein großes Symbol. Aber die ungünstige militärische Lage der Amerikaner ließ Frank­lin fürchten, daß diese Schwärmerei nicht mehr lange vor­halten werde; Begeisterung für eine Sache, die im Verlieren ist, verraucht schnell. Schon war ihm, als ob er auf den Por­träts, die man nach wie vor von ihm anfertigte, weniger vor­teilhaft dreinschaute. Häufig jetzt sah ihm aus diesen Bildern ein schlauer, harter, rechenhafter Bauer entgegen ohne Größe und ohne Güte.

Unter diesen Umständen war es ihm willkommen, als ihn sein Hausherr, Monsieur de Chaumont, fragte, ob er, Chau­mont, durch den Maler Duplessis ein Porträt von ihm her­stellen lassen dürfe; Monsieur Duplessis, der meistgeschätzte und höchstbezahlte Porträtist Frankreichs, pflegte seine Mo­delle auf eindrucksvolle, würdige Art wiederzugeben.

Monsieur Duplessis war ein fünfundfünfzigjähriger, lin­kischer Mann. In seinem provenzalischen Dialekt, den zu verstehen Franklin Mühe hatte, setzte er ihm schüchtern aus­einander, er arbeite langsam und schwierig und werde Frank­lin um ziemlich viele Sitzungen bitten müssen. Das hörte der Doktor nicht gerne, er vertrug es nicht, lange stillzusitzen, aber ein Porträt von Duplessis war ihm der Mühe wert.

Der neugierige Franklin wollte schon in der ersten Sitzung sehen, wie das Werk voranging, doch Duplessis liebte es nicht, daß man seine Bilder beschaute, ehe sie fertig waren.

Im übrigen machte Franklin sichtlich Eindruck auf Du­plessis, und der Maler, dem das Wort auch sonst schwer vom Munde kam, war schweigsam. Dann aber, als Franklin ihn merken ließ, daß er ihm gefiel, ging er etwas mehr aus sich heraus. Erzählte von seinen Versuchen, gewisse Lackfarben zu verbessern, Krapp vor allem und Ultramarin. Außerdem hatte er eine neue Methode erfunden, Modellpuppen herzu­stellen, wie man sie in Ateliers benötigte, aus Gummi näm­lich. Da der Doktor an diesen Erfindungen sichtlich inter­essiert war und intelligente Fragen stellte, sprach ihm der Maler auch von seinen andern Sorgen.

Es war kein einfaches Geschäft, die Mächtigen dieser Erde zu malen. Es dauerte lange, bis sie sich zu einer Sitzung ent­schlossen, dann änderten sie die Zeit, fünfmal, zehnmal, und auch dann waren sie häufig nicht zur Stelle, manchmal, ohne abgesagt zu haben. Was war das für ein Hin und Her ge­wesen, als er die Königin gemalt hatte – sie war damals noch Dauphine – für die Frau Mama, die österreichische Majestät. Zwei Sitzungen und eine halbe hatte ihm Toinette schließlich gewährt. Trotzdem, fanden die Kenner, war ihm das Bild geglückt. Doch die Wiener Majestät war unzufrieden, sic er­klärte, das Bild sei nicht ähnlich genug, die Aufmachung war ihr zuwenig vorteilhaft, und überhaupt, meinte sie, sei die lebendige Toinette schöner als die gemalte. Duplessis seufzte, lächelte. Dann, halb amüsiert, halb grimmig, erzählte er von seinen Erfahrungen mit dem König. Dreimal hatte er ihn gemalt. Monsieur d’Angivillers hatte verlangt, daß die Por­träts sehr königlich wirkten, sie waren für fremde Potentaten bestimmt. Damals, als die Majestät weniger Fett angesetzt hatte, war es noch nicht so schwer gewesen, dem Porträt das Königliche zu geben; Krone, Zepter, Hermelinmantel und Ordenstern taten das übrige. Aber den König zum Sitzen zu bewegen, das war immer beinahe unmöglich gewesen. Du­plessis hatte ihm nachreisen müssen, zur Krönung, und noch sechs Tage vor der Eröffnung des Salons hatte ihm Louis die versprochene zweite Sitzung nicht gewährt. Später hatte er ein Bild Louis’ herstellen sollen, das besonders „grandios“ werden mußte; es war ein Geschenk der Compagnie des Indes an den Radscha von Carnatique. Der König sollte dargestellt werden nicht im Krönungsornat, doch mit allen andern In­signien der Macht, und das sehr schnell, da das Schiff nach Indien abging. Aber die Ämter, welche die Insignien der Macht verwahrten, waren langsam und machten bürokrati­sche Schwierigkeiten. Am Ende, erzählte, jetzt noch voll Zorn, der sonst so ruhige Maler, hatte Monsieur d’Angivillers ihn angewiesen, seinen Kopf Louis’ des Sechzehnten dem verewigten Louis dem Fünfzehnten aufzusetzen, den Van Loo gemalt hatte; der Radscha werde vermutlich so genau Be­scheid nicht wissen.

Franklin vergalt die Erzählung des Malers mit einigen seiner eigenen behaglichen Geschichten. Doch waren es der Sitzungen nicht wenige, beiden lag daran, daß das Werk ge­linge; ihre Sätze wurden langsamer, spärlicher, und allmäh­lich hatten sie nichts Rechtes mehr zu reden. Da zog denn Franklin den einen oder andern seiner Freunde zu den Sitzun­gen zu, um mit ihm zu schwatzen oder um sich von ihm vor­lesen zu lassen. Duplessis war froh um jedes Mittel, das den Amerikaner verhindern konnte, ungeduldig zu werden.

Eines Tages, unangemeldet, kam Maurepas. Er habe ge­hört, sagte er, Doktor Franklin unterziehe sich soeben dem Porträtiertwerden. Da habe er es für seine Pflicht gehalten, dem alten Freunde Trost zu spenden.

Franklin saß auf seinem Podium, bequem, doch würdig, die Weste gebauscht und faltig, die Haare fielen auf den

Pelzkragen der Jacke. Er war sich bewußt, daß ihm diese Haltung sehr zum Vorteil war. Maurepas saß elegant ihm gegenüber, unter ihm. Er hatte sich sorgfältig zurechtmachen lassen, und der modisch angezogene, nach vielen Parfüms duftende Sechsundsiebzigjähri­ge stach seltsam ab von dem schlicht und würdigen Einundsiebzigjährigen.

Der Doktor meinte behaglich, er habe in der letzten Zeit oft hören müssen, er sei schlau und durchtrieben; er glaube aber, auch andere Eigenschaften zu haben, von denen er hoffe, daß sie auf dem Bild unseres verehrten Duplessis zutage kommen würden, zum Beispiel Geduld. Maurepas lächelte. „Sie schlau und listig, mein lieber Doktor?“ sagte er, und sprach englisch, damit ihn Duplessis nicht verstehe. „Nein“, fuhr er fort, „schlau und listig sind Sie wahrhaftig nicht, bei allem Respekt vor Ihrer Weisheit. Ihr Manöver zum Beispiel mit diesem Baron Weißenstein, auf so etwas fallen wir Ihnen hier in Paris nicht herein.“ Franklin schmunzelte in seinem Innern. Deshalb also war Maurepas gekommen. Der Doktor war längst darauf gespannt, was man in Versailles zu seiner Korrespondenz mit dem fragwürdigen Baron sagen würde.

„Und wenn Sie’s noch so sehr darauf anlegen“, fuhr der Minister fort, „wir glauben Ihnen einfach nicht, daß Sie ein Fuchs und Machiavell sind. Ich habe mich sogar gefragt, ob ich Ihren Brief an diesen Weißenstein auch nur lesen solle. Ich habe von vornherein gewußt, daß Sie keinen Frieden schließen werden außer auf der Basis Ihrer Unabhängigkeit.“

Franklin freute sich. Der Minister sprach genauso, wie er es gewollt und erwartet hatte.

„Verhandeln Sie also ruhig mit Ihren Engländern weiter“, fuhr Maurepas fort. „Und wenn Sie Ihre Botschaften in Zu­kunft unauffällig weitergeben wollen, dann lassen Sic sich doch von unserer Polizei Mittel und Wege sagen, die weniger dilettantisch sind. Da könnte sich zum Beispiel ein Ver­trauensmann Ihres Weißenstein als Bettler auf den Pont-Neuf hinsetzen, und Sie lassen Ihre Botschaft zugleich mit dem Sou in seinen Hut hineinfallen.“

„Stört es Sie, wenn ich lächle, Monsieur Duplessis?“ fragte Franklin. „Aber durchaus nicht, verehrter Doktor“, antwor­tete beflissen der Maler, und Franklin lächelte ausführlich. „Sie müssen zugeben“, sagte er dann zu Maurepas, „daß Ihre

Politik uns zu Verhandlungen mit London geradezu zwingt. Sie lassen uns über Gebühr lange zappeln.“ – „Ein Franklin zappelt nicht“, sagte liebenswürdig Maurepas. „Das Warten bekommt Ihnen nicht schlecht, man hört, Sie wissen sich die Zeit angenehm und würdig zu vertreiben. Und sicher werden Sie begreifen, daß Ihre militärische Lage es Ihren Freunden in Versailles nicht eben erleichtert, den Abschluß des Ver­trages zu beschleunigen.“ Franklin hielt den Kopf ein wenig nach rechts geneigt, gemäß der Weisung Duplessis’, doch er konnte nicht verhindern, daß seine Miene ernster, finsterer wurde, als es sich der Maler wünschte. „Aber ich bin nicht gekommen“, fuhr, noch ehe er antworten konnte, Maurepas fort, „um Ihnen Ihre Sitzung zu verbittern. Lassen Sie mich Ihnen versichern: im Grunde wird Ihre Situation hier durch die ungünstigen Nachrichten aus Amerika kaum verändert. Wir werden einen Vertrag mit euch nicht überstürzen, aber wir können es uns auch nicht leisten, euch fallenzulassen. So viel ist gewiß“, schloß er höflich, „nicht berührt von den Wechselfällen des Krieges wird Amerikas stärkstes Aktivum: Ihre Popularität, Doktor Franklin.“

„Es wäre bedauerlich“, antwortete mit seiner leisen und dennoch klingenden Stimme von seinem Podium her Frank­lin, „wenn eine so große Sache wie die Errichtung der ameri­kanischen Republik abhinge von der Popularität eines ein­zelnen Mannes.“ – „Wir sind beide alt genug, mein Ver­ehrter“, gab Maurepas zurück, „um zu wissen, welch un­geheure Rolle in der Weltgeschichte ein solcher freundlicher Zufall spielt wie der, daß das Gesicht eines Mannes einem Volke gefällt. Oder glauben Sie, daß in der Geschichte ein tieferes Gesetz regiert als das solcher Zufälle? Ich nicht. Je länger ich lebe – hören Sie ruhig zu, mein lieber Duplessis“, unterbrach er sich, er sprach jetzt französisch, „Sie können von meinen Erkenntnissen nur profitieren –, je länger ich lebe, so deutlicher erkenne ich: die Weltgeschichte hat keinen Sinn. Das rollt und wellt nach allen Richtungen, und wir plätschern und werden mitgetrieben.“ Der freundliche Raum schien kahl zu werden und zu verwittern, als diese Sätze ihn erfüllten; sie klangen aber doppelt moros, weil sie in so freundlichem, selbstverständlichem Gesprächston vorgebracht wurden. Selbst Monsieur Duplessis ließ den Pinsel sinken und schaute unbehaglich auf den liebenswürdig lächelnden Maurepas.

Franklin, auf seinem Podium, rührte sich nicht. „Ich denke“, sagte er, „wir versuchen, der Weltgeschichte Sinn zu geben.“ Es klang keineswegs wie eine Zurechtweisung, es klang bescheiden; gleichzeitig aber auch klang es so zuver­sichtlich und so überzeugt, daß die Sätze des andern mit ihrer ganzen Trübnis verwehten.

Maurepas, höflich, sagte: *„Sie* versuchen, Monsieur.“

Er stand auf, rekelte sich, und, sehr gelenk für seine Jahre, ehe ihn Duplessis verhindern konnte, trat er vor das Bild. Trat ein wenig zurück, trat näher, trat wieder zurück, schaute. Belebte sich. Verglich, wieder und wieder, den Mann auf dem Podium mit dem auf der Leinwand.

„Aber das ist großartig, mein lieber Duplessis“, brach er aus. „Das ist noch besser als Ihr Gluck-Porträt. Jetzt sieht man erst“, wandte er sich an Franklin, „was Sie für ein Mann sind. Oder ich zum wenigsten sehe es erst jetzt. Was für eine breite, mächtige Stirn“, erging er sich hemmungslos, als ob Franklin gar nicht dagewesen wäre, „man sieht ordentlich, wie die Gedanken dahinter arbeiten. Und diese Falten, sie sind tief und stark, aber da ist keine, die auf Mühe deutete oder auf Schweiß. Und was für ein Gleichmut in den Augen. Sie werden uns noch viel zu schaffen machen, mein lieber Doktor. Wieviel, das erkenne ich erst jetzt.“

Von neuem vertiefte er sich in den Anblick des Bildes. „Welch ein Jammer“, sagte er vor sich hin, „daß ich meinen Sallé nicht mitgebracht habe und daß mein erster Eindruck den Späteren verlorengeht.“ Wenigstens an den Maler hielt er eine Ansprache. „Der Mann, den Sie auf diese Leinwand gesetzt haben, der kennt keine Schwierigkeiten. Ihm fällt alles leicht. Ihm, noch im Abstieg seiner Jahre, ist die Begrün­dung einer Republik nicht Arbeit, sondern Spiel. Alles ist ihm Spiel, die Wissenschaften, die Menschen, die Geschäfte. Par mon âme, s’il en fût en moi“, zitierte er seinen Lieblingsvers, „bei meiner Seele, wenn ich eine habe: Sie wissen gar nicht, mein lieber Duplessis, was für ein Meisterwerk Sie da ge­macht haben.

Entschuldigen Sie, wenn ich überschwenglich geworden bin, Doktor Franklin“, wandte er sich an diesen, „aber wir Franzosen, wenn wir begeistert sind, sagen heraus, was uns auf dem Herzen liegt, eilig und hemmungslos.“ Und : „Wissen Sie, was Sie sind, mein verehrter Doktor Franklin“, entzückte er sich weiter, „so, wie Sie dasitzen, und so, wie Sie schauen auf diesem Bilde? Sie sind ein Mann. Voilà un homme“, sagte er, und: „Behold the man“, versuchte er’s zu übersetzen. Aber: „Das kann man nur lateinisch sagen“, beschloß er. „Ecce vir.“

Franklin erhob sich, dehnte sich. „Darf ich jetzt ein bißchen hin und her gehen?“ fragte er den Maler, der, umflutet von den Lobsprüchen des Ministers, ungeschickt und überrötet dastand. Franklin stieg vom Podium, ging hin und her, kratzte sich. „Der Herr Graf gilt als der erste Kenner dieses Landes“, sagte er zu dem Maler. „Sie müssen in der Tat ein Meisterwerk gemacht haben. Darf ich mir’s anschauen?“

Von der Leinwand blickte auf ihn ein Benjamin Franklin, um den er wußte und der ihn trotzdem fremd anmutete. Die Säcke unter den Augen waren da, das Doppelkinn war da, die Falten. Die Stirn war mächtig, der Kiefer stark und ener­gisch, die Augen streng, prüfend, höchst gerecht, der Mund war lang, geschlossen, nicht geschaffen, zu klagen oder zu ver­zichten. Es war ein alter Mann und dennoch nicht alt, ver­traut und dennoch nicht bekannt.

Duplessis schaute ein wenig ängstlich auf Franklin. Der, unwillkürlich, hatte den streng prüfenden Ausdruck des Por­träts angenommen. „Das haben Sie gut gemacht, Monsieur Duplessis“, sagte er schließlich, und diese wenigen Worte machten den Maler stolzer als die lange Lobpreisung des Ministers.

„Sie müssen auch für mich ein Porträt unseres Franklin malen“, sagte Maurepas. „Ich sitze nicht nochmals“, erklärte sogleich Franklin. „Das ist nicht nötig“, beruhigte ihn Du­plessis; „wenn ich das Porträt mit kleinen Abänderungen wiederhole, wird die zweite oder dritte Version die bessere.“ – „Also abgemacht“, sagte Maurepas. „Aber hängen Sie mich nicht unter Ihre heimlichen nackten Damen“, bat Franklin sich aus. Der Minister grübelte. „Wohin ich Sie hängen soll“, sagte er, „bleibt ein Problem. Ich denke, vorläufig kommen Sic besser der Allerchristlichsten Majestät nicht vor Augen. Ich denke, vorläufig hänge ich Sie besser in Paris auf, im Hôtel Phélypeau, nicht in Versailles. Wenn aber die Zeit ge­kommen sein wird, dann bring ich Sie nach Versailles, im edelsten Goldrahmen. Mein junger Monarch hat wenig Sinn für weibliche Schönheit, aber er hat Sinn für Würde und An­stand. Un homme“, wiederholte er, „ecce vir“, und er genoß die Bedeutung des Wortes, das er für den gemalten alten Mann gefunden hatte.

Pierre konnte die Erinnerung an Thereses: „Das war eine Lumperei“, und an ihr großes, zorniges, verächtliches Gesicht nicht aus dem Kopf bringen.

Er fuhr hinaus zu ihr nach Meudon. Die Zofe knickste und sagte: „Madame empfängt nicht.“ Er schrieb ihr, es kam keine Antwort.

Er verstand sie nicht, aber in seinem Innersten verstand er sie, und er liebte sie, weil sie war, wie sie war. Nochmals er­forschte er sich, und er kam zu dem Schluß, es liege auf ihm nicht der Schatten einer Schuld.

Auch seinem Freunde Paul maß er keine Schuld bei. Die Schuld trug ein einziger: Franklin. Dessen feindselige, senile Laune brachte ihn nicht nur um den wohlverdienten Ertrag seiner Ungeheuern Mühe, sondern auch um seine Geliebte und um seinen Freund.

Lange hatte er geglaubt, man habe ihn bei dem Doktor verleumdet, irgendein Mißverständnis sei die Ursache von Franklins seltsamem Verhalten. Jetzt gab er sich keiner Täu­schung mehr hin. Jetzt gestand er sich’s ein: er mißfiel dem Alten, im Gegensatz zu Paul fand er keine Gnade vor seinem Angesicht. Das war unbegreiflich, dergleichen war ihm noch nie vorgekommen. Er konnte sich nicht damit abfinden. Doch brachte er’s bei aller Redseligkeit nicht über sich, andern davon zu sprechen; es wäre zu demütigend gewesen.

So stand es um ihn, als aus Amerika neue, erbitternde Bot­schaft kam. Ein dritter Transport der Firma Hortalez war zurückgekommen, diesmal ganz ohne Waren und ohne Geld. Der Kongreß hatte einen neuen Vorwand gefunden, sich von der Zahlung zu drücken. Er lehnte es ab, sich für die Trans­porte irgendwelche Versicherungssummen in Rechnung stel­len zu lassen, und zwar mit der von Arthur Lee gelieferten Begründung, daß Pierre diese Versicherung nicht bei einem Dritten aufgenommen habe, sondern selber trage. Solange über diese Frage kein Einverständnis herbeigeführt sei, er­klärte man im Kongreß, könne irgendwelche Zahlung nicht geleistet werden.

Pierre wütete. Es war im französischen Überseehandel üblich, daß große Firmen ihre Transporte selber versicher­ten, das hieß, daß sie hohe Risiko-Prämien in Rechnung stell­ten. Andernteils wurde keine Zahlung erwartet für Trans­porte, welche nicht anlangten, und Pierre hatte dem Kongreß keine Lieferungen in Rechnung gestellt, die den Engländern in die Hände gefallen waren. Das alles war Franklin bekannt; es wäre seine Sache gewesen, die niederträchtigen Lügen Arthur Lees richtigzustellen. Statt dessen bestärkte das tük­kische Schweigen des launischen Greises die Männer in Phil­adelphia in ihrer Haltung gegen die Firma Hortalez.

Pierres ganze Wut richtete sich gegen den Alten in Passy. Jetzt konnte er seinen Groll nicht mehr in sich verschließen, jetzt barst ihm die Brust. Vor Julie als erster ließ er sich aus. Da sitze, wütete er, diese große, träge Spinne in ihrem Garten, sauge alle Welt aus, sauge sich voll mit allem Ruhm. Und wer sei das Opfer? Wer bezahle? Er, Pierre, der gut­mütige, ewig hereingelegte Idealist. Derlei großartige Zornes- reden pflegte Pierre mit einem Witzwort zu beschließen, mit einem leichtsinnigen Ach was. Diesmal, zu Julies Erstaunen, verharrte er in seinem Groll. Der Doktor Franklin mußte ihm sehr übel mitgespielt haben. Julie stimmte ein in die Verwünschungen des Bruders, bewunderte ihn vielwortig, war stürmisch überzeugt, daß er auch dieses neue Unglück überwinden und es dem schlimmen Greise zeigen werde.

Vor Gudin war Pierre vorsichtiger. Er wußte, daß der treue Freund seine Äußerungen im Gedächtnis wahrte und wohl auch aufzeichnete; denn heimlich arbeitete Gudin neben seiner „Geschichte Frankreichs“ an einer „Geschichte Pierre Beaumarchais’“. Vor ihm also zeigte Pierre keine Wut, son­dern nur großartig ironische Resignation. Vor ihm hatte er nichts als ein verständnisvoll bitteres Achselzucken für die Freiheitskämpfer, die über ihrer großen Sache vergaßen, ihre Schulden zu bezahlen, und so ihren besten Helfer zugrunde richteten. Gudin war erschüttert. Er erkannte, daß hinter dem überlegenen Verzicht des Freundes ein wilder Unwille stand, eine „saeva indignatio“. Er zitierte den „Rasenden Herakles“ des Euripides: „Ich hasse jeden, dessen Dankbarkeit erlischt“, er zitierte andere lateinische und griechische Autoren, und er verglich Franklin jenem Marcellinus des Plutarch, der sich von Pompejus sagen lassen muß: „Schämst du dich nicht, so gegen mich loszuziehen? Du warst stumm, und ich habe dir Sprache gegeben ; du warst ein Hungerleider, und ich ließ dich so viel fressen, daß du nun speien kannst.“ Seinen für die Freiheit leidenden Freund aber verglich er traurig und zornig jenen Opfern, de bei der Errichtung von Tempeln lebendig in den Grundstein eingemauert worden waren.

Doch Gudins Gelehrsamkeit vermochte Pierre ebensowenig zu trösten wie die Verwünschungen, die Julie gegen den Ame­rikaner ausstieß. Oh, wie vermißte er seine Freundin Therese. Oh, wie vermißte er seinen Freund Paul.

An einem der nächsten Tage, beim Lever, eröffnete ihm Maigron mit seinem ewig gleichen grauen Gesicht, die flüs­sigen Mittel der Firma Hortalez betrügen zur Zeit drei­hundertsiebzehn Francs und zwei Sous. Für den Bruchteil eines Augenblicks wurde Pierres Gesicht töricht vor Wut, Ratlosigkeit und Verblüffung. Aber er hatte sich die Gabe bewahrt, widerwärtige Dinge nach kurzem Zorn lachend ab­zutun. So verlief nun einmal sein Leben, großartig und gro­tesk. Während er Büros und Stapelhäuser in allen Hafen­städten Spaniens und Frankreichs unterhielt, während er zehntausend Hände in Bewegung setzte, während er neunzig Prozent des Bedarfs der amerikanischen Armee beschafft hatte und verschickte, während vierzehn Schiffe von ihm auf See waren und neun andere bereit, für ihn auszufahren, mußte er seinem Kammerdiener Emile den Lohn schuldig bleiben. Er nahm es hin, er nahm es dem Schicksal nicht krumm.

Aber satt, auf einige Zeit zumindest, hatte er jetzt die ver­drießlichen Geschäfte. Er wird sie beiseite schieben und sich einfach nicht mehr darum kümmern. Die wichtigste Arbeit für Amerika und die Freiheit war getan. Mochte sich Ame­rika ein paar Tage lang ohne ihn behelfen. Er hatte Ame­rika in den Sattel gesetzt, mochte es nun reiten.

Mit der leichtsinnigen Entschiedenheit, die ihm für solche Fälle zu Gebote stand, sagte er zu Maigron: „Da haben Sie ja eine wunderbare Gelegenheit, sich verdient zu machen. Ich selber kann mich in der nächsten Zeit der Geschäfte nicht an­nehmen. Ich habe dringliche literarische Arbeit.“

In der Tat betrat er das Hôtel de Hollande nicht mehr und ließ sich auch nicht Bericht erstatten über das, was sich dort ereignete. Statt dessen ging er wieder über den Plan seiner Komödie. Er suchte hervor jenes Manuskript, den Monolog des Figaro, den er damals in der ersten Begeisterung dem Vater vorgelesen und seither, aus einer Scheu heraus, niemand mehr gezeigt hatte. Von neuem ergriff ihn die Freude, mit der er ihn damals geschrieben, und um den Monolog herum baute er die Komödie, die ihm im Sinn lag, die Fortsetzung des „Barbiers“, die Geschichte des Mannes, der sich lachend und geschickt aus allen Widerwärtigkeiten herausarbeitet, des großen Débrouillards, die Geschichte des Mannes, der sich auflehnt gegen alle Dummheit und alles Vorurteil der Welt und damit auf seine Art fertig wird, die Geschichte Figaros.

Er schrieb sich von der Seele den Grimm über die Welt, die es dem dummen Privilegierten so leicht und dem begab­ten Unprivilegierten so schwer macht. Mit sicherm Urteil spürte er, daß da die großen Worte fehl am Platz gewesen wären, er sagte den Zeitgenossen seine Meinung auf seine besondere Art. Den Zorn, der ihm ins Blut gegangen war, setzte er um in Couplets, in scharfe, leichte, volkstümliche Liedchen. Immer war ihm die Arbeit ohne Mühe von der Hand gegangen, niemals so mühelos wie jetzt. Die Sätze kamen ihm von selber, die Repliken waren da, ohne daß er sie hätte suchen müssen. Es war eine Wiederkehr seiner be­sten Zeit, der Zeit in Spanien. Seine leichtsinnige Freude an der Welt, sein witziger Zorn über die Welt flog aufs Papier, locker, anmutig, sang, lebte.

Er las das Stück seiner Schwester Julie vor. Es war bei weitem noch nicht fertig, aber das Entscheidende war da. Und es zeigte sich schon jetzt: das Stück war geglückt, war frech und wahr, gefällig und bedeutend. Julie nahm heftig Anteil und bewunderte hemmungslos.

Mit der gleichen Bewunderung und mit mehr Verständ­nis hörte Philippe Gudin zu. Er kostete den Witz und die Brillanz des Werkes mit dem Urteil des geübten Kritikers, er verglich den Freund mit Aristophanes und Menander, mit Plautus und Terenz, er legte kundig dar, daß und wie­so Pierre die französische Komödie weit über Molière hinaus­geführt habe.

Die Freude an Gudins solidem Lob wurde Pierre vergällt durch die Sehnsucht nach Therese. Mit seiner ganzen Seele sehnte er sich danach, wahrzunehmen, wie sich seine Worte spiegelten auf ihrem großen Gesicht. Und diese Therese wollte ihn nicht hören und nicht sehen.

Er saß nach der lustvollen Arbeit herum und entbehrte die Genugtuung, die er sich erhofft hatte.

Da erreichte ihn eine unerwartete Mitteilung. Aus Passy, aus dem Hôtel Valentinois, kam eine gefällig gedruckte Karte, mittels welcher Monsieur de Beaumarchais aufgefor­dert wurde, teilzunehmen an einer kleinen Feier, welche Mon­sieur Benjamin Franklin am 4. Juli anläßlich des Jahrestags der Unabhängigkeitserklärung der Dreizehn Vereinigten Staaten für einen kleinen Kreis von Freunden abzuhalten ge­denke.

Eine große Welle Glückes überströmte Pierre. Wie sich jetzt alles wieder zum Guten fügte! Erst war ihm dieses wunderbare Stück geglückt, „Die Hochzeit des Figaro“, „Der tolle Tag“, und nun war auch der Alte in Passy zu der Er­kenntnis gekommen, daß sich ein Amerikaner ohne die Hilfe Beaumarchais’ nicht denken ließ. Nochmals und nochmals überlas Pierre die Karte, ausgetilgt war sein Groll gegen Franklin.

Langsam dann kamen ihm Bedenken. Wollte solch eine Einladung wirklich was bedeuten? War sie mehr als reine Formalität? Sollte er sich mit einem solchen Stück Papier ab­speisen lassen für die Schiffe, Waffen, Waren, für die Mil­lionen, die er Amerika geliefert hatte? War vielleicht die Einladung nur ein listiger Versuch des Alten, ihn zu vertrö­sten, ihn zu sänftigen? Unentschieden hielt er die Karte in der Hand.

Jetzt brauchte er Rat. Aber da waren nur zweie, von denen er Rat hätte annehmen mögen. Der eine war in Amerika.

Er mußte Therese sehen. Sie konnte sich nicht weigern, ihm zu helfen in einer Sache, die ihm so wichtig war.

Er vertraute sich Gudin an. Es habe, sagte er ihm, ein kleines Zerwürfnis gegeben zwischen ihm und Therese. Gudin möge hinausfahren nach Meudon und Therese andeuten, ihm, Pierre, liege daran, ihre Meinung zu hören. In einer wich­tigen Angelegenheit. Gudin lächelte schlau. Pierre verstand sich darauf, die Weiber zu nehmen, der Tausendsassa. „Sagen Sie ihr vielleicht“, fuhr Pierre fort, „es handle sich um meine Beziehungen zu Franklin, oder sagen Sie ihr, was immer Ihnen einfällt. Übrigens hat mich da der Alte eingeladen, zu ihm zu kommen, in seinen ,Garten‘, nach Passy. Es scheint sich herausgestellt zu haben, daß man ohne den alten Pierre nicht fertig wird.“ – „Und Sie werden natürlich kommen“, entrüstete sich Gudin. „Sie in Ihrer unvernünftigen Großmut lassen alles vergeben und vergessen sein.“ Pierre lächelte nur. „Fahren Sie hinaus nach Meudon, mein Lieber“, bat er, „und kommen Sie mir nicht zurück, ohne was erreicht zu haben. Ich baue auf ihre Geschicklichkeit.“ Geehrt und glücklich machte sich Gudin auf den Weg.

Das, was Therese in ihrem Innern Pierres Verrat an Paul nannte, war ihr, als sie in Ruhe darüber nachdachte, nicht mehr überraschend gewesen. Sie kannte Pierre ganz von innen her, was an ihm gut war und was schwach an ihm war. Nicht im leisesten bereute sie die Schroffheit, mit der sie sich von Pierre abgekehrt, auch nicht, daß sie seine Besuche und seine Briefe nicht angenommen hatte. Aber sie war sich bewußt, daß sie in dieser Haltung auf die Dauer nicht werde ver­harren können. Pierre, mit all seinen Schwächen, war nun einmal höchst liebenswert, sie wollte ihn nicht entbehren, er war der Sinn ihres Lebens.

In solcher Stimmung fand sie Gudin. Sie und Gudin waren gute Freunde, sie hatte den ehrlichen, redseligen, gutmütigen, gelehrten Mann gerne, und sie wußte, wie ergeben er Pierre war. Er kam sich besonders schlau vor, als er erzählte, Pierre habe Andeutungen gemacht von einem kleinen Zerwürfnis zwischen ihm und Therese, und da sei er, ihrer beider Freund, sogleich hinter Pierres Rücken herausgefahren, denn solch ein Zerwürfnis dürfe man nicht andauern lassen. Therese sah dem eifrigen, schwitzenden Mann beim ersten Worte an, daß er log. Er erzählte weit ausholend, Pierre sei in bedrängter Lage und bedürfe des Rates seiner besten Freundin. Miß­trauisch fragte sie, worin denn Pierres Nöte bestünden. Es gehe, erwiderte Gudin, um Pierres Beziehungen zu Franklin. Um die stehe es nicht zum besten. Nun seien aber doch Pierre und Franklin die Repräsentanten des Fortschritts auf diesem Kontinent, und es sei ein Jammer, daß zwischen ihnen nicht das rechte freundschaftliche Vertrauen herrsche.

Schon vorher glaubte Therese wahrgenommen zu haben, daß Pierre unter der Gleichgültigkeit Franklins litt. Als ihr das jetzt durch Gudin bestätigt wurde, kam ihr die Idee, Franklins Kälte sei eine Art Strafe dafür, daß sich Pierre so schäbig gegen Paul benommen hatte. Sogleich sagte sie sich, das sei Unsinn; Paul war nach Amerika gegangen, gerade weil Franklin Pierre im Stich ließ, und schwerlich bestrafte das höchste Wesen eine Tat, noch ehe sie getan war. Trotzdem wurde sie die Vorstellung von einem schuldhaften Zusam­menhang zwischen Pierres Verrat an Paul und Franklins ab­lehnendem Verhalten nicht los.

Daß Pierre sie jetzt durch Gudin bitten ließ, ihn zu be­raten, schien ihr eine gute Gelegenheit, einzulenken. Sie er­klärte sich bereit, ihn zu sehen. Strahlend berichtete Gudin dem Freunde von dem Erfolg seiner listig durchgeführten Mission.

Als Pierre vor Therese stand, gab er sich so schlicht, wie es ihm möglich war. Mit keinem Wort erwähnte er den Zwist um Paul. Er sprach sachlich von seinen mancherlei Versuchen, eine gedeihliche Zusammenarbeit mit Franklin herbeizufüh­ren, von der kalten, verletzenden Art, wie Franklin ihn behandle, von der hartnäckigen Weigerung des Alten, seine Forderung an den Kongreß zu unterstützen. Dann sprach er von der Einladung nach Passy und von seinen Zweifeln, was diese Einladung zu bedeuten habe; ob sie ein Friedensangebot sei oder ein Manöver, ihn zu vertrösten und von energischen Aktionen abzuhalten. Therese antwortete, die Einladung sei wohl ein Höflichkeitsakt und nichts sonst. Daß heimtückische Pläne dahinterstünden, könne sie sich nicht denken. Auch glaube sie nicht, daß Franklin Haßgefühle gegen Pierre hege. „Wahrscheinlich“ sagte sie, „beschäftigt er sich gar nicht so viel mit dir, wie du annimmst. Wahrscheinlich hast du auf ihn nicht den starken Eindruck gemacht wie auf andere, das ist alles.“

Pierre ging darauf nicht weiter ein. Er fragte sie, ob er die Einladung annehmen solle oder nicht. Sie an seiner Stelle, entgegnete sie, würde unter allen Umständen hingehen. Weg­zubleiben scheine ihr unhöflich; es wäre eine kindische Art, Franklin offenen Streit anzusagen, und Pierre sei nicht der Mann, einen Kampf mit Franklin durchzuführen.

Er schluckte auch das. Er sah ein, daß ihr Rat vernünftig war. Auch lockte es ihn, zu diesen Amerikanern zu gehen, vor ihnen zu brillieren. Er antwortete trocken, sic habe recht und er werde ihren Rat befolgen.

Nach soviel Sachlichkeit indes bezähmte er sich nicht län­ger. Er brach aus in wilde Anklagen gegen Franklin. Er, Pierre, habe das große Unternehmen wahrhaftig nicht be­gonnen um des Lohnes und der Dankbarkeit, sondern um der Sache willen. Und es sei eine Schande, daß ihn der Doktor so schnöd im Stich lasse aus purer Nebenbuhlerschaft. The­rese richtete die großen Augen auf ihn, es wurde ihm unbe­haglich, er verstummte.

Sprach, nach einer kleinen Weile, von anderem. Erzählte von seiner Arbeit, vom „Figaro“, und daß er glaube, es sei ihm da was Rechtes geglückt. Fragte, ob er ihr das Werk ver­lesen solle, solang es noch warm sei.

Therese hatte sich vorgenommen, es zunächst bei dieser einen Zusammenkunft mit Pierre bewenden zu lassen; sie durfte cs dem sorglosen, gewissenlosen Manne nicht zu leicht machen. Aber was seinerzeit, noch ehe sie ein Wort mit Pierre gesprochen, Therese hingerissen hatte, war sein litera­risches Werk gewesen, jene Flugschriften, in denen er seinen großartigen, begeisternden Kampf ums Recht führte, und sie war beglückt, daß er nun offenbar in sein rechtes Klima zu­rückgefunden hatte, in seine Schriftstellerei. Sooft er aus sei­nen Werken vorgelesen, hatte es sie erregt, sie erhoben. Alles, was an ihm klein war, verflog dann, und es blieb nur das Feuer, der Geist. Er schuf, wenn er las, das Werk neu, man sah und erlebte, wie es in ihm entstand. Sie brannte darauf, die Komödie zu hören, an der er schrieb. Es kostete sie Mühe, mit Ruhe und Zurückhaltung zu sagen: „Gut, komm Ende der Woche.“

Als er dann Ende der Woche mit seinem Manuskript zu ihr kam, war ihr festlich zumute, doch bestrebte sie sich, es nicht zu zeigen. Sie behielt, während er las, die kleine Eugénie im Zimmer und ließ sie in seine Sätze hineinkrähen. Es störte Pierre nicht. Er las und spielte ihr, was er gemacht hatte, mit heißer Anteilnahme vor, und bald erkannte er auf ihrem großen, schönen Gesicht, das jede Regung wiedergab, die erwünschte Wirkung. Sie lachte herzlich, strahlend, das Kind krähte mit, Pierre selber lachte glücklich über seine Witze, über seine Sentenzen, er genoß sic, sic genossen sie beide. Es war die Vernunft des Volkes, es waren Witze der Pariser, es waren keine leeren Späße, es war nicht Geist, der nur blitzte und hinter dem nichts stak, es waren Scherze, die den Nerv trafen, scharfe Wahrheiten.

Als er zu Ende war, streckte ihm Therese die Hand hin und sagte ohne Rückhalt: „Da ist dir wirklich etwas Rechtes geglückt, Pierre.“ Er dachte stolz: Das soll mir der alte Franklin einmal nachmachen mit seinen hausbackenen Ka­lendergeschichten. Aber er schluckte es hinunter. Statt dessen, kühn die Minute nützend, rief er: „Und jetzt gibt es kein Ge­spreize mehr, jetzt wird geheiratet.“

Therese willigte in die Heirat, und Pierre war stolz, daß es sein literarisches Werk war, seine Komödie, die den Wi­derstand dieser spröden, schwierigen Frau gebrochen hatte.

Entschieden aber weigerte sich Therese, unter *ein* Dach mit Julie zu ziehen.

Pierre fand eine Lösung.

Wenn er sich in die von seinem Haus nicht weit entfernte Vorstadt Saint-Antoine begab, dann kam er an einem um­mauerten Stück Landes vorbei, das seine Aufmerksamkeit immer von neuem anzog. Es lag am Ende des eigentlichen Paris, dort, wo sich die Straße Saint-Antoine zum Platz der Bastille weitete. Es war ein großer, verwahrloster Garten, und in seiner Mitte, von der Straße her nur undeutlich sicht­bar, verdeckt durch die Bäume und die hohen Mauern, ein altes Haus, einsam, halb verfallen. Zweimal hatte sich Pierre das Grundstück zeigen lassen. Haus und Garten waren ver­schieden von jedem andern Wohnsitz in Paris. Wenn man vom obem Stockwerk des alten Gebäudes in die Runde blickte, fühlte man sich inmitten der wimmelnden Stadt wie auf einer Insel. Auf der einen Seite lagen, immer inmitten von Gärten, stille alte Häuser, das eine hatte einst der Ninon dc Lenclos gehört, das andere gehörte dem bekannten Magier Cagliostro; auf der andern Seite lag der weite Platz und an seinem Rande, finster und mächtig, die Bastille.

Pierre hatte sich durch einen Mittelsmann nach dem Preis des Hauses erkundigt. Der Besitzer, wohl wissend, daß das Grundstück einen Liebhaberwert habe, hatte eine unge­heure Summe verlangt, dreißig- oder vierzigtausend Livres über dem Wert, so daß selbst der leichtsinnige Pierre zu­rückgeschreckt war. Jetzt, im Begriff zu heiraten, entschloß er sich, das Haus zu erwerben und für seine Bedürfnisse um­bauen zu lassen. Er wollte sich nicht versagen, was so viele große Herren sich erlaubten, die Führung von zwei Häusern. In dem einen wird er mit Julie haushalten, in dem zweiten mit Therese und seiner Tochter.

Er kaufte das Gelände an der Rue Saint-Antoine und gab dem Architekten Le Moyne Auftrag, den Grundriß eines Hauses zu entwerfen, das noch stattlicher und sehenswerter werden sollte als das an der Rue de Condé.

Strahlend erzählte er Therese von dem abgeschlossenen Kauf. „Selbstverständlich“, fügte er hinzu, „werden wir mit der Hochzeit nicht warten, bis das Haus fertig ist. Das kann Jahre dauern. Heiraten werden wir, wenn dir recht ist, nächste Woche.“

So geschah es.

Zweites Kapitel

Die Begegnung

Die Gesellschaft, die sich am 4. Juli mit der Kühle des einfallenden Abends in Franklins Gartenhaus versammelte, bestand zu etwa gleichen Teilen aus Amerikanern und Fran­zosen. Silas Deane hatte gebeten, zwei von seinen Seebären mitbringen zu dürfen, Kapitäne von Kaperschiffen, die Her­ren Johnson und Smythe, verdiente Männer, welche die Ge­sellschaft durch Erzählung ihrer Abenteuer erheitern würden. Arthur Lee erschien in Begleitung Mr. Reeds, eines finstern Herrn aus London, der seine Achtung vor den Menschen­rechten und seine Verachtung des tyrannischen Regimes von Saint James demonstrativ an den Tag zu legen wünschte; Franklin hielt im stillen den Herrn gerade wegen seines be­tonten Rebellentums für einen Spion, aber er hatte gegen seine Anwesenheit nichts einzuwenden. Er selber, Franklin, hatte nicht nur den jungen William Temple um sich, er hatte sogar den kleinen Benjamin Bache aus seinem Internat her­überkommen lassen. Der Doktor fürchtete, er werde den Enkel zu sehr verwöhnen, und hatte beschlossen, ihn nach Genf zu schicken, in ein Institut, das als besonders progressiv galt. Vorher aber wollte er ihn möglichst viel um sich haben. So ging heute der Siebenjährige mit strahlenden Augen zwi­schen den vielen Erwachsenen umher, sich unbefangen mit jedermann unterhaltend. Der alte Doktor freute sich, daß der Junge schon jetzt einen bessern französischen Akzent sprach als er selber, und sah mit Wohlgefallen zu, wie er naschte und wohl auch ein bißchen trank. Er fühlte sich, der Alte, sehr wohl inmitten der Gäste, die da eng, heiß, laut und fröhlich in seinem Gartenhause zusammen waren, französisch und eng­lisch parlierten, einander mißverstanden und sich bestrebten, durch Erhöhung der Stimme verständlicher zu werden.

Es war bei aller Formlosigkeit eine Gesellschaft guter Na­men. Denn außer den Herren de Chaumont und Dubourg, dem Verleger Rouault, dem Akademiker Leroy waren auch anwesend der Baron Turgot, der junge Herzog de la Roche­foucauld und der von Franklin als Philosoph hochgeschätzte Marquis de Condorcet, auch er ein sehr junger Herr, ganz zu schweigen von Monsieur de Beaumarchais.

Madame Helvetius hatte es übernommen, die Honneurs zu machen. Doch hatte sie die Bedingung daran geknüpft, die einzige Dame zu sein. „Ich mag keine Weiber“, hatte sie er­klärt. Franklin vermutete, ihre Bedingung richtete sich haupt­sächlich gegen Madame Brillon; Madame Helvetius wollte nämlich in Erfahrung gebracht haben, Madame Brillon habe sie ein „ewiges Gewitter“ genannt. Der Doktor hatte es für klug gehalten, in ihr Verlangen zu willigen, und so thronte sie jetzt allein, weiß und rosig, schallend und vergnügt, nach­lässig geschminkt, über der Gesellschaft.

„Stehen Sie nicht so sauer herum, Jacques-Robert“, sagte sie zu ihrem alten Freunde Turgot. „Wann wollen Sie denn Ihre Trauermiene ablegen, wenn nicht heute?“ Doch Mon­sieur Turgot blieb einsilbig. Er war erfüllt von dem Glauben, daß im Ablauf des Weltgeschehens das Gute und Nützliche siegen werde, und somit überzeugt von dem schließlichen Triumph der amerikanischen Sache. Aber er hatte am eigenen Leib zu schmerzlich erlebt, wie lang die Umwege sind, welche die Geschichte macht, und wieviel Bitterkeit und Enttäu­schung der Kampf um den Fortschritt mit sich bringt. Ob ein Staatsmann, der zu wählen hat, den rechten Augenblick trifft, das entscheidet nicht nur sein wägender Verstand, sondern auch sein Glück. Wenn es in seine Hand gegeben ist, einen gewaltsamen Konflikt, der nicht vermieden werden kann, hinauszuzögern oder zu beschleunigen, dann hängt er von der Fortuna nicht weniger ab als von der Minerva. Vielleicht ist er, Turgot, wirklich zu stürmisch gewesen, vielleicht hätte er der guten Sache mehr genützt, wenn er seine Reformen nicht in so schnellem Ablauf durchzusetzen versucht hätte. Und er beneidete Franklin um seinen Gleichmut, um seine bewun­dernswerte Fähigkeit, zu warten.

Der Kapitän Johnson, von Doktor Dubourg zum Trinken und zum Erzählen angefeuert, berichtete, wie er auf einem englischen Frachtschiff eine Reihe von Webstühlen erbeutet hatte. Sie waren auf seinem Schiffe schwer zu verstauen, und gar nicht daran zu denken war, daß die französischen Käu­fer, wie sie das beabsichtigten, sie auf hoher See hätten über­nehmen können. Es war ihm schließlich auf abenteuerliche Art geglückt, sein Schiff mitsamt dem erbeuteten Frachter in einen französischen Hafen zu steuern – „Ich sage nicht, wie er heißt, er beginnt mit Le H.“ – und die Webstühle unter den Augen der französischen Beamten und englischen Spione auszuladen und zu verkaufen. „Ist es nicht ein erhebender Gedanke“, schloß er, „daß die Amerikaner durch den Kampf für ihre Freiheit der französischen Bevölkerung auf englische Kosten billige Webstühle und Bekleidungsmöglichkeiten ver­schafft haben?“ Sein rotbraunes Gesicht grinste verschmitzt.

Mr. Smythe, der andere Kapitän, hatte zwei Rennpferde erbeutet. Sie an Land zu bringen, war nicht schwer gewesen, aber die Käufer waren bedenklich, weil die Pferde zu leicht kenntlich waren. Vorläufig waren sie übermalt, und natürlich hatten sie auch neue Namen erhalten ; das eine hieß „Freiheit“, das andere „Unabhängigkeit“. Und beim nächsten Rennen des Prinzen Karl werden sie laufen.

Silas Deane lachte über die Geschichte, daß sein Bauch in der vielbeblumten Atlasweste zitterte. Auch Doktor Dubourg, der alles, was mit Kaperei zusammenhing, als seine eigene Angelegenheit betrachtete, freute sich und fand Silas Deane weniger widerwärtig als sonst.

Der junge William ließ sich mittlerweile von Monsieur de Beaumarchais eingehend darüber unterrichten, wie schwierig und gefahrvoll dessen Tätigkeit war. Er bemühte sich, gut zuzuhören, achtete indes bald mehr auf die eleganten Gesten des glänzenden Herrn als auf seine Worte. Er dachte daran, wie sehr der Großvater bedauert hatte, Monsieur de Beau­marchais nicht mit der gehörigen Achtung entgegengekom­men zu sein; das suchte er, William, jetzt gutzumachen.

Andere gesellten sich den beiden zu, auch Benjamin Bache. Mit aufgerissenen Augen hing der Kleine an Pierres schim­merndem Anzug, an seinem Brillanten, an seinem geläufigen Munde. Pierre richtete das Wort an Benjamin, er befragte ihn über seine Schulerlebnisse, er hatte die Gabe, sich schnell mit Kindern anzufreunden, der Fünfundvierzigjährige und der Siebenjährige unterhielten sich ausgezeichnet, zur Freude der Umstehenden.

Dann, beschwingt durch die Aufmerksamkeit, die er er­regte, wandte sich Pierre an die andern. Er merkte, daß die meisten auch derjenigen, die nur englisch sprachen, Franzö­sisch verstanden, er glitt immer wieder ins Französische und gab sich bald, als sei er in einem französischen Salon. Er er­zählte scharfzüngige Klatschgeschichten, schnellte Aphorismen ab über Frauen, über Literatur. Die andern konnten wohl nicht immer folgen, vieles, worauf er anspielte, mochte ihnen unbekannt sein, doch Pierre ließ nicht ab, zu brillieren. Wenn er hundert Perlen vor sie hinschütte, dachte er, dann würden sie immerhin fünf oder sechs erkennen, und es störte ihn nicht, daß die beiden Seebären, die mittlerweile reichlich getrunken hatten, ein Gelächter aufschlugen, von dem nicht sicher war, wieweit es seinen Witzen galt, wieweit seiner Person.

Pierre war unbehaglicher Stimmung herausgefahren, er wußte nicht, wie er unter diesen Amerikanern wirken werde. Nun er ihnen offenbar gefiel, wich die Gezwungenheit von ihm, und er glaubte sich der Aufgabe gewachsen, die er sich gestellt: dem Doktor Franklin zu zeigen, welches Unrecht man ihm tat. Er machte sich an ihn heran.

Franklin hatte sich fest vorgenommen, die Geschichte von der Egge zu beherzigen und sein Mißfallen an Monsieur Caron zu verbergen. Er kam ihm gelassen und herzlich ent­gegen, ohne jene geringschätzige Höflichkeit, die Pierre so tief verdrossen hatte. Es fiel wie eine Last von Pierre, als er merkte, daß sich Franklin heute nicht vor ihm verkrustete; er hörte mit betonter Aufmerksamkeit zu, als der Alte eine seiner hausbackenen Geschichten zum besten gab, lachte laut und sah ihn strahlend an. Dann ließ er sich, diskret auf Franklin anspielend, auf eine Betrachtung ein über den Un­terschied zwischen Humor und Witz. Er zitierte als Bei­spiele Sokrates und Aristophanes – diese Wissenschaft dankte er dem Gelehrten Gudin –, und er war glücklich, als Frank­lin, der zuerst nicht ganz verstand, sich seine Sätze wieder­holen und erläutern ließ und sie lächelnd anerkannte.

Dann aber wurde der Doktor ernst und fragte Pierre teil­nahmsvoll nach seinem jungen Helfer, Monsieur Theveneau, der sich, soweit er unterrichtet sei, nach Amerika einge­schifft habe. Pierre erwiderte, er habe noch keine Nachricht von dem Transport, mit welchem Paul gereist sei, könne auch noch keine haben. Beide Männer, Franklin und Pierre, ver­stummten für eine kleine Weile, schauten vor sich hin.

Monsieur de la Rochefoucauld hatte die Unabhängigkeits­erklärung sorgfältig übersetzt, und der Verleger Rouault hatte die Übertragung, versehen mit einem schönen, ausführlichen Vorwort, zu diesem 4. Juli erscheinen lassen. Er überreichte Franklin ein Exemplar. Während die Augen des jungen Her­zogs, des Übersetzers, gierig und verehrungsvoll an ihm hin­gen, blätterte der Doktor in dem hübsch ausgestatteten Bändchen. Er rühmte die Übersetzung mit starken Worten; im stillen fand er, daß sich die edeln Sätze im Französi­schen etwas platt ausnahmen. Dann wandte er sich an Pierre und sagte, er habe gehört, welch tiefen Eindruck dessen Ver­lesung der Unabhängigkeitserklärung seinerzeit im Park des Schlosses Etioles gemacht habe. Pierre errötete vor Glück, das unterlief ihm selten, und er war geneigt, Franklin alles zu verzeihen, was der ihm angetan hatte. Er empfinde es, ant­wortete er, als Gnade des Schicksals und als dauernden Be­sitz, daß damals ihm als erstem auf diesem Erdteil Kunde ge­worden sei von dem größten Ereignis der neueren Geschichte und daß er das Privileg gehabt habe, den besten Söhnen sei­nes Landes den Wortlaut der edeln Urkunde zu übermitteln.

Doktor Dubourg dachte verdrießlich zurück an jenes Er­eignis in Etioles. Es wurmte ihn, daß Franklin den Schieber Caron so auszeichnete; auch vergaß er es dem Manne nicht, daß sich der durch Ränke und Listen des Kriegsschiffes „Or- fraye“ bemächtigt hatte, während er, Dubourg, den Kampf für die gute Sache mit ungenügend gerüsteten Kaperschiffen führen mußte. Aber dann erinnerte er sich, wie herzlich Frank­lin über die Fabel von der Fliege und der Kutsche gelacht hatte, und nahm es seinem weisen Freunde nicht weiter übel, daß der seinen Spaß daran hatte, der Fliege Zucker zu geben.

Der Marquis de Condorcet sagte: „Mit welchen Gefühlen müssen Sie, o großer Mann, in diesem Ihrem Werke lesen, welches die Welt geändert hat.“ Franklin antwortete gedul­dig: „Es tut mir leid, daß sich hierzulande die Meinung ver­breitet hat, die Erklärung sei von mir entworfen. Sie ist es nicht, das habe ich schon mehrmals versichert. Bitte, Mes­sieurs, glauben Sie mir doch und nehmen Sie es zur Kenntnis; den Antrag auf die Erklärung der Unabhängigkeit hat im Kongreß Mr. Richard Henry Lee eingebracht, der Bruder dieses unseres Mr. Arthur Lee, und die Erklärung entworfen hat ein junger Kollege von mir, Mr. Thomas Jefferson. Ich habe lediglich unbedeutende Veränderungen am Text vor­genommen.“

Arthur Lees hageres Gesicht wölkte sich finster. Er ärgerte sich über Franklins hochfahrende Bescheidenheit. Pierre aber sagte mit Schwung: „Eine Veränderung, die Sie vornehmen, Doktor Franklin, ist niemals unbedeutend.“ Und: „Wer im­mer den Antrag eingebracht hat“, fuhr er fort, „die Befrei­ung Amerikas bleibt Ihr Werk. Ihren Mr. Jeffersonne in Ehren, aber da Sie an der Erklärung mitgearbeitet haben, ist es Ihre Erklärung. Benjamin Franklins Stil verleugnet sich nicht, er spricht selbst durchs Französische.“

Franklin gab es auf. Niemals wird er diesen Parisern klar­machen können, daß wirklich Thomas Jefferson der Verfas­ser der Erklärung gewesen war, so wenig er ihnen jemals bei­bringen wird, den jungen Abgeordneten „Jefferson“ zu nen­nen und nicht „Jeffersonne“.

Er überlegte, wie anders die Erklärung gelautet hätte, wäre er der Verfasser gewesen. Auch seine politischen Anschauun­gen basierten auf den Ideen John Lockes, Montesquieus, Vattels, und in der Sache war er mit dem gebildeten, für alles Gute glühenden Jefferson durchaus einig. Doch hätte er, Franklin, das Allgemeine sowohl wie die spezifizierten An­klagen gegen den König auf ruhigere, mehr logische Art vor­gebracht. Andernteils durften wohl Schriftstücke, die für die ganze Welt bestimmt waren, allzu sachlich nicht sein. Was man damals benötigte, war Schwung, große Rhetorik. Die Er­klärung war schon recht, sie war besser geeignet für die Ge­legenheit als irgend etwas, das er selber hätte zu Papier brin­gen können, und es war ein Glück für die amerikanische Sache, daß im rechten Moment der rechte Mann für die Er­klärung zur Stelle gewesen war.

Mit einem kleinen innern Lächeln dachte er zurück an die Debatten, die der Kongreß über den Wortlaut der Erklärung ausgefochten hatte. Es war ein furchtbar heißer Sommer ge­wesen, der Sommer vor einem Jahr in Philadelphia, des Nach­mittags war es unerträglich schwül im Saale des Staatshauses, dazu stachen einen immerzu die Fliegen von den Pferdestäl­len nebenan, vor allem in die Beine. Jetzt noch war *er* leise belustigt, wenn er daran dachte, wie die eleganten und somit besonders schwer bekleideten und frisierten Herren Hancock und der eine Adams, der große, dünne, Samuel Adams, unter der Hitze hatten leiden müssen.

Er selber, Franklin, war neben Jefferson gesessen. Der war ein schlechter Sprecher, seine Stimme trug nicht, und er hatte die Verteidigung seines Wortlauts dem Kollegen Adams über­lassen müssen, dem andern Adams, dem kleinen, John Adams. Er hatte seine Sache gut gemacht, der redliche Feuer­kopf; wieder und wieder aufgesprungen war er, der kleine Dicke, um den Text zu verteidigen, und polternd und furcht­los hatte er Beleidigungen nach allen Seiten verschossen.

Es hatten sich aber auch viele bemüßigt gefunden, ihren Senf dreinzugeben, und nicht immer guten Senf. Wäre es nicht so heiß gewesen, dann hätte die Debatte wohl noch zwei oder drei Tage länger gedauert, und es wäre von dem ur­sprünglichen Wortlaut gar nichts mehr stehengeblieben.

Der junge Jefferson hatte gelitten unter den nicht immer klugen Einwänden gegen die Zweckmäßigkeit seiner Formu­lierungen. Das gequälte Gesicht, welches der lange, hagere, rothaarige Mensch machte, als man seinen Text so grausam und wenig verständig zerpflückte, wird ihm, Franklin, immer im Gedächtnis bleiben. Er konnte gut mitfühlen, was der be­gabte Junge spüren mußte, als man ihm eine Perle nach der andern aus der Krone nahm. Er hatte seine Wut verhehlt, der arme Autor, und sein Gesicht ruhig gehalten, wie es sich ge­hörte, aber er hatte sich gewunden und Fäuste gemacht und geschwitzt wie ein Lastträger, trotz seiner Magerkeit.

Er, Franklin, hatte, wie das seine Gewohnheit war, den Armen mit einer kleinen Geschichte zu trösten versucht. Es war eine gute, lehrreiche Geschichte, und er konnte sich nicht enthalten, sie auch dieser französischen Gesellschaft zum besten zu geben.

„Es haben übrigens", erzählte er, „bei der Beratung eine ganze Reihe von Kongreßmitgliedern Änderungen beantragt, und der Verfasser, mein eben genannter Mr. Jefferson, war wenig erfreut. Ich saß neben ihm und versuchte, ihn zu sänf­tigen. ,Ich habe mir’s zur Regel gemacht‘, tröstete ich ihn, ,keine Erklärung zu verfassen, die erst von einer Versamm­lung überprüft werden muß. Ich habe das gelernt von einem Hutmacher meiner Bekanntschaft. Der wollte für seinen La­den ein Schild haben mit einer guten Inschrift. Er dachte sich’s so: »John Thompson, Hutmacher, fertigt und verkauft Hüte gegen Kasse«, und darüber ein gemalter Hut. Er zeigte die Inschrift seinen Freunden. Der erste fand das Wort »Hut­macher« überflüssig, weil es schon durch die Worte »fertigt Hüte« ausgedrückt sei. Mr. Thompson strich das Wort. Der zweite fand, auch das Wort »fertigt« könne gestrichen wer­den. Den Kunden sei es gleich, wer die Hüte fertige; wenn sie nur gut seien, würden sie sie kaufen. Mr. Thompson strich. Der dritte meinte, die Worte »gegen Kasse« seien nicht nötig, man verkaufe hierzulande doch niemals anders. Mr. Thomp­son strich, und jetzt hieß die Inschrift: »John Thompson ver­kauft Hüte.« – »Verkauft?« fragte der nächste. »Niemand er­wartet, daß Sie sie verschenken.« Es wurde also auch »ver­kauft« gestrichen. Und zuletzt auch: »Hüte«, denn es war ja schon ein Hut auf das Schild gemalt. So blieb also nichts auf dem Schild als der Name »John Thompson« und darüber der gemalte Hut.‘ “

„Es wäre schade“, sagte, nachdem man zur Genüge gelacht hatte, der Marquis de Condorcet, „um jedes Wort, das man aus der Erklärung striche. So wie sie da steht, ist sie ein erha­benes Manifest, die einfache und großartige Verkündigung jener Menschenrechte, die so heilig sind und so vergessen.“

„Es ist mir eine Ehre“, sagte Franklin, „in diesem Kreise zu betonen, wie sehr wir den Philosophen Ihres Landes ver­pflichtet sind für den Anteil, den sie zur Bildung unserer Weltanschauung beigetragen haben. Niemals hätte diese Er­klärung verfaßt werden können ohne die Werke Montes­quieus, Rousseaus, Voltaires.“

Ein kleines Knirschen kam von Arthur Lee. Also auch diesen Anlaß benutzte der schamlose Greis, um den Franzo­sen zu schmeicheln, die für die große Sache nichts hatten als leere Reden.

Der Marquis de Condorcet aber nahm von neuem das Wort. „Es ist richtig“, sagte er, „die Menschenrechte waren schon vorher aufgeschrieben in den Büchern von Philosophen und wohl auch in den Herzen redlicher Männer. Aber was half es? Jetzt stehen sie hier in dieser Erklärung, in einer Sprache, die auch die Unwissenden und Schwachen verstehen, und haben Taten bewirkt, welche die Philosophie nicht hat bewirken können.“ Er sprach schlicht und doch mit schönem Feuer und schaute auf Franklin. Alle schauten auf Franklin, und Arthur Lee war zerrissen von Groll, daß der Doktor h. c. nun nicht nur den Ruhm einsammelte für die Bücher Lockes und Hobbes’ und David Humes, sondern auch für die Taten Richard Henry Lees und George Washingtons.

Franklin aber hob leicht den Arm und sagte: „Ich war noch nicht zu Ende, Monsieur de Condorcet. Ich hatte noch nicht genannt einen andern großen Sohn Ihres Landes, ohne den unsere Revolution nicht denkbar gewesen wäre: Claude- Adrien Helvetius. Seine Philosophie ist nicht wirkungslos geblieben, das dürfen Sie nicht sagen, Herr Marquis. Das Buch ,De l’Esprit‘ klingt wider in der Erklärung meines Kol­legen Jefferson. Es sind die Gedanken dieses meines toten Freundes Helvetius, die wir in Amerika in die Tat umsetzen.“ Man umdrängte Madame Helvetius, und sie, ohne die leiseste Verlegenheit, glücklich, sagte: „Das haben Sie gut gesagt, Doktor Franklin, das ist so“, und sie reichte ihm die Hand zum Kuß.

Franklin sagte: „Wenn einer, dann hat der tote Helvetius seine Philosophie nicht nur gedacht und geschrieben, sondern auch gelebt. Er hat das Geheimnis von uns allen ausgeplau­dert, daß wir nämlich alle nach nichts anderm streben als nach Glück, und diesem Lehrsatz gemäß hat er sein Leben eingerichtet. Er war unter allen Menschen, die ich kannte, der glücklichste, er hat die schönste und gescheiteste Frau errungen, und er hat die Vernunft und die Freude seiner Mitmenschen vermehrt.“ – „Ja“, antwortete Madame Helve­tius, „es ist ein Jammer, daß er den heutigen Tag nicht erlebt hat. Euch beide möchte ich hier haben, ihn und Sie.“

Turgot fand das alles übertrieben und ein wenig geschmack­los. Er hatte sich niemals viel aus den Werken des Helvetius gemacht. Er hatte bedauert, daß man den unbedeutenden Mann durch die Verbrennung seiner Bücher zu einem Mär­tyrer gestempelt hatte, er teilte die Meinung Voltaires, daß diese Bücher voll seien von Plattheiten und daß, was darin original war, falsch sei oder problematisch. Etwas scharf und lehrhaft sagte er, er hoffe, daß nun das amerikanische Bei­spiel die ganze zivilisierte Welt zum Nachdenken und zur Nachahmung anregen werde. „Sie wäre wert, zugrunde zu gehen“, sagte mit Feuer Condorcet, „wenn sie sich davon nicht bewegen ließe.“

Monsieur Finck, der Butler, meldete, das Essen sei ser­viert. Madame Helvetius hatte ein erlesenes Mahl zusammen­gestellt; billig war es nicht, und Madame Helvetius hatte mit Monsieur Finck scharf um jeden Sou gefeilscht. Später hatte sich Monsieur Finck bei Franklin beklagt. Er sei ein ehr­licher Mann, hatte er mit Nachdruck erklärt. Franklin, als er’s Madame Helvetius wiedererzählte, meinte: „Das sagt Monsieur Finck immer, aber ich fürchte, er irrt sich.“

So viel war gewiß, die Speisenfolge war mit Liebe und Geschmack zusammcngestellt, und die Gäste wußten cs zu würdigen, man aß, trank und unterhielt sich angeregt.

Viel die Rede war von dem Marquis de Lafayette, er bil­dete noch immer das Tagesgespräch von Paris. Nachricht von ihm hatte man noch nicht. Man hoffte, er werde diesen Tag festlich in Philadelphia begehen, man trank auf Lafayette.

Monsieur de la Rochefoucauld, ein naher Freund Lafa- yettes, erzählte von dessen Großherzigkeit und von seinem Leichtsinn in Gelddingen. Pierre berichtete, er sei es gewesen, der den Ankauf des Schiffes vermittelt habe, das den Marquis nach Amerika brachte. Er habe bewirkt, daß man dem Mar­quis keinen allzu hohen Preis abverlangte. De la Roche­foucauld meinte, er hoffe nur, der verschwenderische Freund werde auch drüben Leute finden, die ihn vor Wucherern be­wahrten. Er sei so überaus sorglos, und Juden gebe es überall.

Franklin sagte, es gebe Juden jeder Art in Philadelphia, solche, die auf Seiten des Königs, und solche, die auf Seiten des Kongresses stünden. Sein Gesicht wurde nachdenklich; er dachte an die jüdische Familie der Franks, von denen zwei Söhne auf Seiten der Patrioten, einer auf Seiten der Loya- listen kämpften, und er dachte an seinen eigenen Sohn, den Verräter. Rasch erzählte er weiter: „Ich selber habe oder viel­mehr hatte meinen Leibjuden, einen gewissen Hayes. Einmal nämlich, als ich mich im Hafen von New York einbooten wollte, kenterte mein Boot, und ich fiel ins Wasser. Das Post­schiff fischte mich auf. Ich war nicht in der geringsten Gefahr gewesen, der Unfall ereignete sich in unmittelbarer Nähe des Ufers, und ich bin ein guter Schwimmer. Aber da kam der Jude Hayes und erklärte, er sei es gewesen, der das Post­schiff durch heftiges Winken veranlaßt habe, mich aufzu­fischen. Von da an betrachtete er mich als seine Haupt­einnahmequelle. Wann immer er mich sah, ging er mich um Geld an, da er doch das Glück gehabt habe, mein unersetz­liches Leben zu retten. Auf diese Art quetschte er mir bald einen doppelten Johannis aus, bald eine spanische Doublone, billiger tat er’s nie. Jetzt ist er tot und hat mich seiner Witwe vermacht.

Fassen Sie, bitte, meine Herren“, fuhr, als man lachte, Franklin fort, „diese Geschichte nicht falsch auf. Ich verall­gemeinere nicht gern und halte meinen Hayes keineswegs für den typischen Juden. Ich habe mit Juden schlechte Er­fahrungen gemacht und auch sehr gute. Einmal fand ich einen, einen gewissen Perez, der hockte dabei, wie andere über ihren Büchern saßen und studierten, er selber über einem Buch. Ich wußte,daß mein Perez nicht schreiben und nicht lesen konnte; sicher verstand er nicht das leiseste von dem, was die andern diskutierten. Neugierig, wie ich bin, befragte ich ihn. Er er­klärte mir: ,Es ist ein Verdienst vor Gott, sich mit Büchern zu befassen, auch wenn man nicht lesen kann.‘ Ich muß sagen, ich wünschte meinen Landsleuten solche Demut vor der Wissen­schaft.“

Gegen Ende der Mahlzeit brachte man Toasts aus auf Amerika, auf die Freiheit. Mr. Reed, Arthur Lees englischer Freund, das hagere, finstere Gesicht überzuckt von Erregung, rief fanatisch: „Möge die Freiheit und Unabhängigkeit Ame­rikas dauern, bis die Sonne erkaltet vor Alter und die Erde ins Chaos zurücksinkt.“ Franklin, befremdet von soviel Über­schwang, warf einen mißtrauischen Blick auf ihn.

„Der Beschluß, den die Männer in Philadelphia vor einem Jahr gefaßt haben“, sagte Condorcet, „ist eine großartige Illu­stration zu dem Wort des griechischen Dichters: ‚Nichts Ge­waltigeres lebt als der Mensch.‘ Wie großen Mut hat es erfor­dert, die Unabhängigkeit zu beschließen. Wir hören, daß viele der Männer wohlhabend sind, daß es ihren äußern Interessen besser entsprochen hätte, wenn sie mit ihrem Mutterland in

Frieden geblieben wären. Aber sie haben ihr Hab und Gut, ja, ihr Leben aufs Spiel gesetzt um ihrer Seele willen, um der Freiheit willen. Und zu denken, daß diese Resolution ein­mütig gefaßt wurde, daß keiner sich ausschloß.“

Franklin saß still da, das weite Gesicht freundlich und ge­sammelt. Was sein junger Freund gesagt hatte, stimmte, und wenn das Dokument den Titel trug: „Einstimmige Erklärung der Dreizehn Vereinigten Staaten“, so war das nicht gelogen. Aber wieviel Schwierigkeiten und Kunstgriffe hatte es ge­kostet, diese Einmütigkeit herzustellen. Der Abgeordnete Caesar Rodney hatte aus einer Entfernung von beinahe hun­dert Meilen mittels Eilboten durch Sturm und Wetter herbei­geholt werden müssen, um die Stimme von Delaware zu sichern, die New-Yorker Abgeordneten hatten sich der Stimme enthalten, seine eigenen konservativen Kollegen Dickinson und Robert Morris waren bescheiden zu Hause geblieben. Es hatten in den drei Tagen, während deren man an dem Ent­wurf Jeffersons herumdokterte, nicht nur die Größe und Er­habenheit menschlichen Geistes eine Rolle gespielt, sondern auch Hitze, Schweiß, Fliegen, Kritikasterei, viel Kleinliches. Aber es blieb Anlaß zur Feier und zur Zuversicht, daß sich zuletzt so viele Männer bereit gefunden hatten, das große und gefährliche Dokument zu unterzeichnen. „Als wir unterschrie­ben“, erzählte er, „sagte ich zu meinen Kollegen : ‚Jetzt, meine Herren, ist es entschieden. Jetzt hängen wir entweder alle zu­sammen oder jeder einzeln.‘ “

Noch einmal, laut, gehoben und mit Zuversicht, trank man auf die Zukunft Amerikas. Madame Helvetius umarmte Franklin. „Ich umarme in Ihnen alle vierzehn Staaten, mein Freund“, rief sie und herzte ihn und küßte ihn auf beide Bak­ken. „Dreizehn“, korrigierte er schwach, „dreizehn, meine Liebe.“

Man brach auf, ehe die hohe Stimmung verflog.

Die Amerikaner aber, wie auf Verabredung, blieben alle­samt zurück.

Der junge Condorcet hatte vorhin davon gesprochen, daß Lafayette sicher den heutigen Tag festlich in Philadelphia begehen werde. Alle die Amerikaner waren bei diesen Wor­ten im Geiste in Philadelphia gewesen, aber sie waren nicht so sicher, ob heute der Kongreß in Philadelphia sein werde. Und selbst wenn man die Stadt kein zweites Mal evakuiert hatte, selbst wenn man den Jahrestag der Erklärung mit Glocken­geläut und Paraden und Feuerwerk feierte, in der Zwischen­zeit war es den Einwohnern bestimmt klargeworden, daß die Sicherung der Freiheit noch keineswegs erreicht war, daß sie noch viel Schweiß und Blut erfordern werde.

Vor den Franzosen hatten die Amerikaner wie in still­schweigender Übereinkunft nichts von ihren Sorgen verlauten lassen, aber allesamt hatten sie das Bedürfnis verspürt, noch zusammen zu bleiben, unter sich, ohne die Fremden, un­gestört durch die Laute der fremden Sprache.

Da saßen sie jetzt, müde vom Feiern, müde vom Essen und Trinken, seltsam befangen, als schämten sie sich vor­einander ihrer Bewegung. Sogar die beiden Seebären waren still geworden, und wahrscheinlich kamen ihnen ihre Leistun­gen weniger historisch vor.

Ohne daß man darüber sprach, waren sich alle bewußt, daß die Kämpfer durch eine harte Zeit gingen und daß eine här­tere vor ihnen lag. Sie waren froh, daß sie diesen Abend nicht jeder für sich zu verbringen hatten, sie gehörten zusam­men, es war gut, beieinanderzusitzen. Sie rauchten und tran­ken und sagten kleine, belanglose Dinge. Und nicht einmal Arthur Lee spürte Feindseliges gegen die andern.

Es war eine Erleichterung, als Franklin dessen Erwähnung tat, was sie alle bewegte. Er tat es auf seine umwegige Art und nur in zwei Worten, die überdies französisch waren. „Ça ira“, sagte er.

Nur die unmittelbar Beteiligten wußten und sollten wissen von dem Entschluß Louis’, sich der Operation zu unterziehen, zu der ihm Josef geraten hatte. Trotzdem war ganz Versailles unterrichtet von dem, was bevorstand, und in Wien, Madrid und London wartete man mit Spannung auf den Tag, da es soweit sein werde.

Prinz Xavier wollte sich’s wegleugnen, daß er Gefahr lief, die Thronfolge zu verlieren ; niemals, erklärte er, werde Louis den Mut zu der Operation aufbringen. Er steigerte sich in solche Zuversicht, daß er eine Wette von zwanzigtausend Livres anbot, noch in einem Jahre werde es nicht soweit sein. Prinz Karl hielt die Wette; wenn Louis wirklich mit Toinette schlafe, meinte er, dann werde er, Karl, wenigstens den Trost der zwanzigtausend Livres haben.

Toinette, wartend, setzte ihr gewohntes Leben fort. Tanzte, spielte, gab Feste, besuchte Feste, hetzte noch wilder als vor­her durch ihre Vergnügungen, von Versailles nach Paris, von Paris nach Versailles. Wenn ihre Vertrauten, Gabriele, Vau­dreuil, eine leise Anspielung auf Louis’ Vorhaben wagten, schnitt sie ihnen zornig das Wort ab.

Und dann kam eine Nacht, die Nacht nach einem heißen Mittwoch im August, eine Nacht, bestimmt, mit großen Let­tern verzeichnet zu werden in der Chronik von Versailles. In dieser Nacht um die elfte Stunde verließ Louis von Frank­reich sein Schlafzimmer und machte sich auf den Weg zum Schlafzimmer Maria Antonias von Österreich.

Im Schlafrock schleifte er über die Korridore des riesigen Schlosses, das sein Urgroßvater hatte errichten lassen, des umfangreichsten Bauwerkes der Erde. Unter dem Schlafrock trug er ein kostbares Nachthemd, die fleischigen Füße staken in bequemen Pantoffeln. Vor ihm her, in der rot-weiß-blauen Livree, schritt ein uralter Lakai, steif, unbeteiligt und feier­lich, wie er’s in einem Dienst von vierzig Jahren gelernt hatte, und trug dem König einen sechskerzigen Kandelaber voran. So, über die Korridore von Versailles, segelte Louis, erregt, schwitzend, bemüht, kein Aufsehen zu machen, ungeheuer auffällig. Die Korridore waren belebt von Lakaien, von Schweizer Garden, von heimkehrenden oder ausgehenden Würdenträgern. Louis, verlegen vor ihrem Anblick, beschloß, einen Gang errichten zu lassen, der seine Zimmer mit denen Toinettes unmittelbar und unauffällig verbinden sollte. Um sich von dem Gedanken an das Bevorstehende abzulenken, überlegte er die technischen Details eines solchen Verbin­dungsganges; derlei interessierte ihn stets. Der Gang mußte unterirdisch geführt werden, am besten unter der Salle de l’Œil de Bœuf durch. Dies in allen Einzelheiten überdenkend, abwesenden Gesichtes, vorbei an Garden, die präsentierten, an Höflingen und Lakaien, die in Haltung erstarrten, schleppte er den ungeschlachten Leib in die Gemächer Toinettes.

Die Damen des Vorzimmers gingen, als er erschien, tief in die Knie und verbeugten sich. Louis, Verlegenheit und Stolz über dem geröteten Gesicht, sagte: „Guten Abend, meine Damen.“ Er fingerte herum in den Taschen seines Schlafrocks, gab dem Lakai einen Louisdor und sagte zu dem sehr Alten: „Hier, mein Sohn.“ An der Tür von Toinettes Schlafzimmer zu klopfen, wäre unschicklich gewesen ; er nahm den Kamm, kratzte an der Tür, verschwand im Schlafzimmer.

Fünf Minuten später ging das Gewisper durch den Palast: „Der Dicke schläft mit ihr.“ Das Gewisper züngelte weiter, züngelte über die Korridore, durch die Gemächer, züngelte die Tore hinaus. Zehn Minuten später wußte es der öster­reichische Botschafter, Graf Mercy, wieder fünfzehn Minuten später der Spanier Aranda, wieder zehn Minuten später Lord Stormont, Bevollmächtigter der Britischen Majestät. Die Sekretäre wurden geweckt mitten in der Nacht. Alle diktier­ten sie, die Gesandten, Mercy, Aranda, Stormont. Kurier­pferde wurden bereitgestellt, die Briefe hastig überlesen, ver­siegelt. Auf schnellstem Wege dann jagten die Boten, nach Osten, Süden, Westen, an jeder Station wurden die Pferde gewechselt.

Den Tag darauf schrieben die Nächstbeteiligten. Louis schrieb an Josef, in der Dankbarkeit seines Herzens schrieb er deutsch: „Ihnen, Sire“, schrieb er, „verschulde ich dieses mein Glück.“ Toinette schrieb an die Kaiserin: „Dieser Tag, teuerste Mama, ist der glücklichste meines Lebens. Jetzt ist meine Ehe vollzogen worden, und der Beweis glückte. Ich bin noch nicht schwanger, aber ich hoffe es von Augenblick zu Augenblick“, und sie machte einen Klecks.

Gemeinhin liebte es Toinette nicht, mit ihren Gedanken allein zu sein. Diesmal blieb sie allein, auch nachdem sie den mühsamen Brief an die Mutter vollendet hatte, und ließ nie­mand vor. Lässig saß sie, durchschwemmt von vagen Gedan­ken und Gefühlen, und überdachte, was geschehen war. Es hatte sich vollzogen in tiefem Dämmer, hinter den schweren Vorhängen, die ihr großes Bett umrahmten, von außen war schwach der Schein der Nachtlampe gedrungen; übrigens hatte Toinette die meiste Zeit die Augen geschlossen gehalten. Eine starke Sensation hatte ihr Denken weggespült; aber wenn sie gedacht hatte, dann daran, wie es wohl wäre, wenn da an Louis’ Statt ein anderer läge. Sie hatte viele Erfahrun­gen gemacht, doch niemals die letzte; jetzt fand sie, daß es eigentlich weniger war, als sie erwartet hatte, und sic war enttäuscht. Trotzdem war sie einverstanden mit dem Ge­schehenen und voll von Genugtuung. Nun hatte sie ihre Be­stimmung erfüllt, nun war sie in Wahrheit Königin, Herrin ihrer selbst, frei vor jedermann. Die albernen Witze über die „jungfräuliche Königin“ werden aufhören, die Fischweiber werden sich nicht mehr die schmutzigen Mäuler zerreißen. Und was werden wohl ihre Nächsten sagen, Gabriele, Fran­çois? Sie hatte ein bißchen Angst davor, gleichwohl wartete sie darauf nicht ohne Kitzel.

Überall im Schlosse von Versailles fragte man sich bösartig, ob, falls Toinette schwanger werden sollte, wirklich Louis der Urheber sei oder einer der zahlreichen Liebhaber aus den „Nebenzimmern“. Besonders tückisch waren die Witze, die in den Gemächern des Prinzen Xavier gemacht wurden. Da­bei war sich Prinz Xavier klar darüber, daß das gefürchtete Ereignis in der Tat legitim stattgefunden hatte, ja, er zahlte an den Prinzen Karl als an den Gewinner der Wette die zwanzigtausend Livres.

Der junge König selber ging herum, täppisch glücklich, und zeigte jedermann, wie zufrieden mit sich und einverstanden mit der Welt er war. Er machte noch mehr gutmütig derbe Späße als früher. Noch häufiger stieß er seine Herren vor den Bauch und haute ihnen mächtig die Schulter. Einmal, wahr­nehmend, wie sich ein Lakai tief bückte, um irgendwas auf­zuheben, konnte er sich nicht enthalten, ihm unter großem Gelächter einen klatschenden Schlag auf den Hintern und hernach einen Louisdor zu verabreichen.

Seiner Toinette zeigte er unterwürfige Dankbarkeit. Hinter ihrem Rücken verschaffte er sich eine Bilanz ihres Vermögens, erschrak und zahlte trotzdem wortlos ihre Schulden. Nach einigem Seelenkampf erhöhte er sogar nochmals das Budget des Trianon. Toinette ließ sich die unbeholfenen Beweise seiner Liebe und Bewunderung gefallen und behandelte ihn freundlich wie einen großen, täppischen Hund. Sie verbarg, wie sehr seine Schwäche, sein unfürstliches Gehaben, sein Mangel an Selbstgefühl sie störte.

Bisher war Louis vor den Freunden Toinettes gleichgültig gewesen, wenn nicht offen feindselig. Jetzt wurde er nach­sichtig, umgänglich. Erschien in den Appartements der Prin­zessin Rohan, lachte über das Gekrächz des Papageis Mon­sieur, gab ihm Futter und ließ sich von ihm in den Finger hacken; dann erkundigte er sich freundlich nach den lieben Toten der Prinzessin. Es störte furchtbar, und alle waren froh, wenn er wieder ging.

Ein anderes Mal neckte er wohlwollend Diane Polignac. Mit seiner groben Stimme, ihr schalkhaft mit dem Finger drohend, erklärte er, er habe gehört, sie habe eine Liebschaft mit dem alten Rebellen von Passy. Sie erwiderte kühl. Er aber gab seiner Manufaktur in Sèvres einen kostbaren Nacht­topf mit dem Porträt Franklins in Auftrag und schickte ihn Diane Polignac als Geburtstagsangebinde.

Auch der Marquis de Vaudreuil konnte sich der zudring­lichen Leutseligkeit des Königs nicht erwehren. Louis, ihn am Rock packend, ihm mit seinen kurzsichtigen Augen nah ins Gesicht starrend, verbreitete sich mit gnädiger Ausführ­lichkeit über Toinettes Vorschlag, Vaudreuil zum Intendan­ten ihrer Vergnügungen zu ernennen. Seine Hofhaltung, meinte er behaglich, sei zwar zur Zeit schlecht bei Kasse, aber da er in diesen letzten Wochen Ursache habe, guter Laune zu sein, habe er Toinette den Posten für ihn bewilligt. Vaudreuil, mit eisiger Höflichkeit, antwortete, er sei glücklich, daß Louis die Wahl Ihrer Majestät billige. Aber er wisse nicht, ob er der rechte Mann sei für die ihm zugedachte Ehre, und habe deshalb die Königin um eine kurze Frist zur Überlegung ge­beten. Louis packte ihn freundschaftlich am Rockknopf. „Nichts da, mein lieber Marquis“, sagte er, „zieren Sie sich nicht. Langen Sie zu. Es wird schon gehen. Man muß Zutrauen zu sich selber haben.“

Es waren Wochen des Unmuts für den ganzen Flieder­blauen Klüngel. Nur Graf Jules Polignac blieb unberührt, und sein schönes, etwas brutales Gesicht zeigte die gewohnte Selbstzufriedenheit. Die andern, nach außen hin ironisch gleichmütig, waren voll Sorge. Mußten sie nicht, nachdem Louis mit Toinette geschlafen hatte, befürchten, daß sich die beiden auch innerlich näherkamen? Und wird man dann seinen Einfluß behaupten können?

Die Klügsten unter den Mitgliedern des Klüngels, Diane Polignac und Vaudreuil, sprachen sich aus. Der ungeduldige Vaudreuil wollte es auf eine sofortige Kraftprobe ankommen lassen und Toinette zu irgendeiner politischen Handlung auf­fordern, die Louis’ Mißfallen erregen mußte. Sträubte sie sich, dann sollten die Mitglieder des Klüngels Toinette die Freundschaft aufsagen. Diane war gegen Gewaltmaßnahmen. Sie meinte, man solle Toinette behutsam, in gelegentlichen Anmerkungen, zu verstehen geben, gerade jetzt müsse sie sich nicht nur als Gemahlin des Königs, sondern als die Königin bewähren. Vaudreuil gab verdrossen zu, daß dieser Weg der klügere sei.

Es behandelten also die Herren und Damen des Flieder­blauen. Klüngels Toinette zurückhaltender als früher; sie lie­ßen sie merken, daß sie etwas getan hatte, was Schranken aufrichtete zwischen ihr und ihren Freunden.

Dem herrischen, verwöhnten Vaudreuil fiel es schwer, vor Toinette nur leicht entfremdet zu tun, statt ihr seine gering­schätzige Entrüstung zu zeigen. Aber er bezwang sich und hielt es so. Dafür ließ er seinen Zorn an Gabriele aus. Zu ihr war er von so finsterer, verächtlicher Laune, daß sie, die im­mer Gleichmütige, zuletzt in Tränen ausbrach. Dabei verstand sie ihren François gut und wußte, daß sein mürrisches Wesen nicht ihr galt, sondern Toinette. Er liebte Toinette auf seine Art. Es kränkte ihn, daß nun der tölpelhafte Louis das genoß, was von Rechts wegen ihm gebührte. Darüber hinaus quälte ihn mehr als die andern die Sorge, der Klüngel könnte seinen Einfluß verlieren. Vaudreuils Hochmut brauchte ständige Nahrung, und es hätte ihn, den ungekrönten König des Klün­gels, in der Seele getroffen, wenn der Klüngel die Herrschaft über Toinette und damit über Frankreich eingebüßt hätte.

Diane Polignacs Plan begann zu wirken. Toinette spürte die veränderte Haltung ihrer Nächsten und wurde unsicher. Sie wollte ihre Freunde, ihren lieben Fliederblauen Klüngel, nicht verlieren. Sie suchte eine Aussprache mit Gabriele, mit Vaudreuil. Beide wichen aus. Toinettes Verlangen nach der früheren Vertraulichkeit wurde stärker.

An der Art, wie sich Toinette an sie schmiegte, wie Toi­nette sie umarmte, erkannte Gabriele, daß Toinettes Freund­schaft die gleiche geblieben war. Gabriele lag weniger als den andern an den äußern Früchten dieser Freundschaft, sie war Toinette von Herzen und mit den Sinnen zugetan. Sie als erste ließ die unbequeme Maske fallen und war zu Toinette wie früher.

Nicht so Vaudreuil. Trotz seiner Ungeduld hielt er sich zurück, und als er sich schließlich zu einer Aussprache herbei­ließ, machte er’s Toinette nach Möglichkeit schwer.

Die Aussprache fand in einem der „Nebenzimmer“ statt. Dieser Raum, welcher der Rahmen gewesen war für manche stürmische Szene der Gewährung und der Verweigerung, schien Toinette der rechte Schauplatz.

Sie habe nun wohl, begann er, das lang begehrte Ziel er­reicht, das könne man ihr vom Gesicht ablesen. Ihr ganzes Wesen strahle schamlos-kleinbürgerliches Glück aus. Toinette war nicht gekränkt; sein Zorn bewies ihr nur, wie sehr er an ihr hing. „Jetzt endlich“, antwortete sie, „bin ich das läppische Hemmnis los, das mich verhindert hat, in Wahrheit Königin zu sein. Ich begreife Ihre Betrübnis, François, aber als mein guter Freund sollten Sie sich trotzdem mit mir freuen.“

„Sic beurteilen die Situation sehr überlegen, Madame“, ent­gegnete sarkastisch Vaudreuil. „Wenden Sie, bitte, das gleiche ruhige Urteil auf meine Lage an. Dann werden Sie mit mir der Meinung sein, daß ich hier nichts mehr zu suchen habe. Jetzt, Sie haben es soeben selber gesagt, sind Sie ganz die Königin und stehen also unerreichbar hoch über dem Mar­quis Vaudreuil. Der schaut der hohen Wolke ehrerbietig nach und entfernt sich. Ich habe die Ehre, Madame, Sie um Er­laubnis zu bitten. Ich ziehe mich zurück auf mein Gut Genne­villiers.“

Toinette hatte angenommen, er werde sie wild verhöhnen, vielleicht sogar gewalttätig werden und sie wieder am Hand­gelenk packen wie damals; im Innersten hatte sie es so er­sehnt. Nun er so eisig ironisch und finster entschlossen sprach, überfiel sie Panik. Das war kein schieres Gerede, was er da hermachte, er wollte wirklich fort, er wollte sie im Stich lassen. Sie dachte an seine stürmischen, zuweilen handgreiflichen Werbungen hier in eben diesem Zimmer, sie dachte an die hochmütige Sicherheit, mit der er sogar ihren großen Bruder Josef zu einer armseligen Figur erniedrigt hatte. Er durfte nicht fort, sic liebte ihn, sic wollte ihn nicht entbehren, unter keinen Umständen.

„Das ist doch Unsinn, François“, sagte sie verwirrt, „das glauben Sie doch selber nicht, Sie können uns doch nicht ver­lassen. Das erlauben wir nicht. Wir gehören doch zusammen, Sie und ich und der Fliederblaue Klüngel.“ – „Sie irren, Ma­dame“, antwortete höflich Vaudreuil. „Ich sehne mich nach stiller Betrachtung, nach der Gesellschaft mit mir selber. Was ich hier in der letzten Zeit erlebt habe, gefällt mir nicht. Machen Sie sich nichts vor, Madame. Mein Auftritt in die­sem Zimmer ist kein Schachzug in einem galanten Spiel, er ist ein Abschiedsbesuch. Erlaubt die Königin, daß ich noch einmal ihre Hand küsse?“

„So hören Sie doch auf mit Ihren bittern Späßen“, flehte Toinette ihn an, jetzt ernstlich außer Fassung. „Es ist das erstemal nach ich weiß nicht wie langer Zeit, daß wir wieder allein miteinander reden können, und da quälen Sie mich so.“ – „Sie haben mich ganz anders gequält, Madame“, gab ihr Vaudreuil zurück. „Im übrigen ist ja Gennevilliers nicht weit entfernt. Ich werde mich dort mit Literatur befassen, ich werde dort Theater machen. Vielleicht, wenn ich einmal ein besonders tugendhaftes Stück spielen lasse, werde ich die Auszeichnung haben, Sie, Madame, und den König als Gäste zu begrüßen.“

Toinette hatte Tränen in den Augen. „Nehmen Sie Ver­nunft an, François“, bat sie von neuem, „und lassen Sie nicht Ihre wilde, feindselige Laune so durchgehen. Was geschah, geschah doch auch in Ihrem Interesse. Ich hab es Ihnen so oft gesagt: von der Zeit an, da ich den Dauphin geboren haben werde, bin ich frei. Ich halte mein Wort.“ Vaudreuil schaute sie auf und ab. „Madame“, sagte er, „die Gefühle eines Man­nes sind keine eingepökelten Heringe. Kein Mann kann vor­aussagen, ob seine Leidenschaft vorhalten wird, bis bestimmte Bedingungen erfüllt sind. Man kann Passionen nicht an Be­dingungen knüpfen“, schloß er, und so leise seine tiefe Stimme war, sie klang ungeheuer heftig und füllte den Raum, als ob die Wände bersten müßten; auch war sein Gesicht überwölkt von jener Wildheit, die Toinette kannte.

Sie wich zurück, erschreckt, es war ein süßer Schrecken. So wollte sie ihn, so fühlte sie sich ihm viel näher. Sic saß nieder und begann loszuweinen. „Jetzt heult sie auch noch“, sagte er verächtlich. „Ich glaubte“, sagte sic, aufschnupfend, „ich hätte es so gut gemacht, für Sie und für mich. Ich fühlte mich so befreit und glücklich, und nun haben Sie alles verdorben.“

Er, ohne viel auf sie zu achten, durchmaß einige Male das kleine Zimmer. Dann, etwas von ihr entfernt, blieb er stehen und betrachtete sie. „Als es geschah“, fragte er, „sagen Sie, haben Sie da an mich gedacht?“ Sie erwiderte nichts, sie sah zu ihm auf, scheu, mit einem ganz kleinen Lächeln. Er brach aus. „Das auch noch“, empörte er sich. „Hören Sie, das ver­bitte ich mir. So weit geht meine Untertanenpflicht nicht. Dazu bin ich nicht da, Ihre Gefühle zu erregen, wenn Sie einen Dauphin haben wollen.“

Nun aber konnte er ihr keine Angst mehr einjagen. Seit­dem sie sein wildes Gesicht gesehen hatte, glaubte sie nicht mehr, daß er gehen werde. „Denken Sie doch nicht immer nur an sich selber“, bat sic. „Denken Sie auch an mich, oder besser an uns beide. Wir haben so lange gewartet. Ich habe so lange gewartet. Jetzt ist der größere, schlimmere Teil des Wartens vorbei. Gedulden Sie sich noch diese letzte Weile.“ Sie stand auf, drängte sich nahe an ihn heran. „François“, be­schwor sie ihn, „bleiben Sie hier, François. Sie müssen noch mehr um mich sein als bisher, gerade jetzt. Nehmen Sie diese Intendanz an. Sie müssen sie annehmen, François.“ Mit einer gewissen süßen Bitterkeit dachte sie daran, welche Über­windung es sie gekostet hatte, das Gehalt, die sechzigtausend Livres, aus Louis herauszuholen, und nun ließ sich François so lange bitten.

„Sie verlangen viel, Toinette“, sagte er, und sie atmete auf, daß er sie endlich wieder Toinette nannte. „Das tue ich“, gab sie zu, sanft. „Aber Sie haben erklärt, Sie lieben mich. Neh­men Sie die Stelle an, François“, drängte sie.

„Ich sage nicht nein“, antwortete er, „aber ich sage auch nicht ja“, und er packte sie und küßte sie, grollend, gnädig.

Pierre saß an seinem Schreibtisch, vor ihm hing das Por­trät Duvernys, das er in so hartem Kampf errungen, vor ihm stand eine verkleinerte Nachbildung der Galion der „Or- fraye“, die er mit soviel List, Mut und Demütigung errungen hatte. Jetzt, seit der Feier des 4. Juli, war er sicher, auch Franklin für sich gewonnen zu haben. Wie hatte er nur daran zweifeln können, daß Männer wie er und der Doktor sich schließlich finden würden? Er kraulte der Hündin Caprice den Kopf und erzählte ihr: „Dein Herr war ein Esel, Caprice. Auch der Gescheiteste ist manchmal ein Esel.“

Der Kammerdiener Emile, als er ihm beim Auskleiden half, sagte: „Eine Zeitlang haben Monsieur nicht sehr gut ausgesehen.“ Und Pierre gab zu : „Mag sein. Ich war wohl ein wenig überarbeitet. Aber jetzt bin ich wieder der Alte, nicht wahr?“ fragte *er* stolz, und Emile, seinem nackten Herrn das Nachthemd reichend, antwortete befriedigt: „Ja, jetzt sehen Monsieur wieder aus wie Dreißig.“

Seine Pläne für das Haus an der Rue Saint-Antoine wurden immer ausschweifender, und wenn der Architekt Le Moyne darauf hinwies, wie teuer die Ausführung solcher Projekte kommen werde, wischte er seine Einwände mit einer Hand­bewegung fort.

Dabei hatte sich die Lage der Firma Hortalez keineswegs zum Bessern gewendet. Von Paul war noch immer keine Nachricht da. Zwei Schiffe der Firma hatten, nach schwieriger Reise, nur eine lächerlich geringe Ladung amerikanischer Waren mitgebracht. Doch Pierre ließ sich das nicht anfechten. Er war sicher, in nicht zu ferner Zeit Zahlung zu erhalten, und es kümmerte ihn wenig, daß wieder bösartiges Gerede über seine Finanzen umging. Auch als man ihm einen nieder­trächtigen Artikel des Journalisten Métra über die Kassen­lage des Hauses Hortalez brachte, zuckte er nur die Achseln.

Dann aber fiel ihm ein, daß gewisse Details, auf welche der Artikel anspielte, nur auf Informationen von Seiten nächster Freunde und Geschäftspartner beruhen konnten, und er wurde nachdenklich. Er überlegte, wer hinter dem Artikel stecken mochte, er ahnte es, er wußte es. Chariot war er­grimmt, daß er in der Lage gewesen war, ihm seine lumpige Viertelmillion noch vor der Fälligkeit vor die Füße zu schmeißen. Chariot war ergrimmt über die ausgezeichneten Beziehungen zwischen ihm und Franklin. Chariot war er­grimmt, daß Désirée ...

Pierre schlug sich vor den Kopf. Er hatte Désirée seit Wochen nicht gesehen, er hatte wieder einmal im Wirbel sei­ner Geschäfte seine beste, klügste Freundin einfach verges­sen. Er begriff nicht mehr, wieso er ihr seinen „Figaro“ nicht schon lange vorgelesen hatte. Weg waren alle Gedanken an Lenormant, ihn erfüllte nichts als das Verlangen, Désirée zu sehen, ihr von seinem Stück zu sprechen. Es wird darin eine Rolle für sie sein, die Zofe Suzanne, eine gute, ausgewachsene Rolle. Sie war noch nicht da, diese Suzanne, aber sie wird wer­den, sie wird glücken, das wußte er.

Er fuhr zu Désirée.

Sie empfing ihn, als hätte er sich gestern von ihr verab­schiedet. Rotblond, sehr schlank, nicht groß, stand sie vor ihm, ihr hübsches, krauses, gewecktes Gesicht mit der etwas nach oben gebogenen Nase verhehlte nicht ihre Freude, daß er kam.

Er erzählte ihr von jener Feier bei Doktor Franklin und wie er jetzt gewiß sei, daß die Geschäfte der Firma Hortalez nicht nur politisch bedeutsam, sondern auch lukrativ sein wür­den. Sie hörte aufmerksam zu, die senkrechte Falte über der Nase, nicht sehr überzeugt.

Wohl aber glaubte sie ihm aufs Wort, als er ihr von seinem Stück erzählte. Er kannte keinen zweiten Menschen, der vom Theater soviel verstanden hätte wie sie. Er erzählte sachlich, setzte auseinander, was vom Grundplan da war, sprach von den Rollen, vom Technischen, erörterte das Für und Wider einzelner Phasen der Handlung, einzelner Züge der Personen.

Dann las er. Vor ihr brauchte er nur zu markieren. Sie unterbrach häufig, stellte Fragen, machte ihn aufmerksam auf einen Widerspruch, auf eine Schwäche. Erst jetzt, im An­blick Désirées und im Gespräch mit ihr, erkannte er, wie die Zofe Suzanne werden mußte: klug, frech, witzig, das rechte Gegenspiel zu Figaro. Sie sah sogleich, wohinaus er wollte, sie ergänzte, half, sie warfen sich Ideen zu, Sätze, Repliken.

Lange arbeiteten sie so. Sie verstanden sich mit halben Worten, arbeiteten aus der Fülle, schauten sich an mit lachen­den Augen, entzückt einer vom Fund des andern.

Dann, als sie endlich sagte: „So, nun ist’s genug“, bedankte er sich nicht erst lange bei ihr, er griff einfach nach ihr, und sie warf sich ihm entgegen, sie lachten und waren glücklich.

Hernach, aber erst hernach, fiel ihm ein, daß er in dem Gra­fen Almaviva nicht nur den Minister Vergennes und man­chen andern seiner guten Versailler Bekannten hingestellt hatte, sondern vor allem seinen lieben Freund Charles Lenor­mant d’Etioles.

Unvermittelt sagte er: „Ich habe Chariot sein Geld vor der Fälligkeit zurückgegeben.“ Désirée, nach kurzem Schweigen, erwiderte: „Sehr gescheit war das nicht“, und für eine kleine Weile war er verstimmt.

Ihre Freundschaft mit Charlot war noch vieldeutiger ge­worden. Nicht nur war ihr diese Beziehung wichtig, weil sie ihrer Karriere half, sie hing auch an Chariot auf ihre Art; sie litt an dem schwierigen Mann, soweit sie leiden konnte. Wäre er dumm gewesen, brutal, leer wie so manche ihrer Freunde aus dem Hochadel, dann hätte sie mit ihm geschlafen und sich sonst wenig um ihn gekümmert. So aber war sie angezogen und abgestoßen von der Menschenkenntnis und Menschen­feindschaft dieses trüben Genießers. Zweifellos liebte er sie, aber statt sich dessen zu freuen, machte er darüber kleine, zynische und melancholische Anmerkungen, und wenn er einen umarmte, seufzte er, daß er schon wieder der Schwäche seines Fleisches nachgab. Manchmal mußte sie an sich halten, um ihm nicht ihre ganze Verachtung seines komplizierten, ver­zärtelten Aristokratengeweses mit unflätigen Worten ins Ge­sicht zu keifen. Aber sie wußte, daß ihre Macht über ihn Grenzen hatte und daß der Mann, der die reuige Pompadour nicht wieder aufgenommen hatte, auch ihr gewisse Grenz­überschreitungen niemals vergeben würde.

Daß der unbesonnene Pierre den empfindlichen Stolz Char­iots gereizt hatte, erfüllte sie mit Sorge. Aber sie begriff Pierre. Hatte sie nicht selber die Angélique gespielt?

Sie sprachen nicht weiter von Charlot, sie kehrten zurück zu Pierres Stück, zu diesem großartigen, farbigen Wirbel aus Liebe, Geld und Intrigen. Er, da sie die Geschicklichkeit sei­ner Fabel mit kundigen Worten anerkannte, gedachte wieder einmal seines Vaters. Man müsse, meinte er lächelnd, Uhr­macher gewesen sein, um alle Rädchen so ineinandergreifen zu lassen.

Sie, mit ihrem praktischen Sinn, begann nachzudenken, ob, wo und wie das Werk aufgeführt werden könnte. Sie kam rasch zum Schluß. „Ich gratuliere Ihnen, Pierre“, sagte sie. „Sie haben das schönste und das frechste Stück der Welt ge­schrieben. Ein Jammer, daß es niemals aufgeführt werden wird.“

Pierre selber hatte sich schon gesagt, daß er die Auffüh­rung schwerlich werde durchsetzen können. Aber jetzt, da Désirée es unumwunden aussprach, wollte er’s nicht wahr­haben. „Man hat mir“, sagte er, „schon tausendmal entgegen­geschrien: Niemals!, und die Schreier haben nur die Luft erschüttert.“

Désirée hockte auf dem Tisch, klein, frech, sehr hübsch, das Gesicht kraus, spitzbübisch, und er erkannte genau, was hinter ihrer Stirn vorging. Sie hielt ihn für einen Schwadro­neur, weil er, der kleine Pierre, sich vermaß, Versailles zum Trotz sein Stück zu spielen.

In dieser Minute, im Anblick von Désirées skeptischem Ge­sicht, beschloß Pierre: Figaro wird seinen Monolog auf der Bühne sprechen. Ich werde die Aufführung des „Figaro“ durch­setzen. Ich werde darum kämpfen wie um die Rehabilitierung, wie um das amerikanische Projekt, um die „Orfraye“, um den Alten in Passy. „Figaro“ wird gespielt werden.

So fest stand sein Entschluß, daß er ihn nicht einmal in Worte faßte. „Wer lebt, wird sehen“, war alles, was er sagte.

Sogleich aber entwarf er Pläne, wie er den Widerstand der Aristokraten brechen könnte. Es gab einen einzigen Weg. Er mußte sie zwingen, glühende Freunde dieses Stückes zu wer­den. „Du wirst es erleben“, sagte er sieghaft, „gerade unsere Aristokraten werden mir helfen, den ,Figaro‘ zu spielen. Sind nicht unter ihnen Männer von solchem Hochmut und solcher Affektation, daß sie jeden Hohn ästhetisch auskosten? Sie fin­den, sie stehen so hoch, daß Gelächter aus der Tiefe wie Schaum von ihnen abspritzt.“

„Das ist ein hübscher Aphorismus“, antwortete Désirée. „Aber kann man darauf eine solide Kampagne aufbauen?“ – „Man kann“, sagte Pierre, so zuversichtlich, daß sie ihm bei­nahe glaubte.

Einen Augenblick dachte sie nach. Dann fragte sie: „An wen haben Sie gedacht?“ Er überlegte, suchte, schwieg. „An Vaudreuil?“ warf sic hin. Etwas an ihrem Ton ließ ihn auf­horchen. Hatte sie sich in eine Liebschaft mit Vaudreuil ein­gelassen? So weit hatte sie recht: Vaudreuil war für seine Pläne der rechte Mann. Vaudreuil war zynisch und verkün­stelt genug, sich für ein Stück, gerade weil es ihn attackierte, zu interessieren, wenn dieses Stück nur Geist und Witz hatte.

„Ich danke Ihnen, Désirée“, sagte Pierre, „für alles.“ – „Sie gefallen mir, Pierre“, antwortete sie. „Sie und Ihr Stück haben angenehme, einleuchtende Ideale: Geld, Komödie, Intrige, Freiheit.“ – „Vergessen Sie nicht die Liebe, Désirée“, sagte Pierre.

François Vaudreuil war nach seiner Unterredung mit Toi- nette im „Nebenzimmer“ auf Tage, ja auf Wochen hinaus von grimmig fröhlicher Laune. Er hatte erreicht, was er wollte; seine Beziehungen zu Toinette waren enger, der Einfluß des Fliederblauen Klüngels stärker als je.

Er hielt es für angebracht, sich selten in Versailles zu zei­gen, und verbrachte die meiste Zeit in Paris, im Verkehr mit Schriftstellern und Philosophen, die er protegierte. Er liebte die Literatur. Er schrieb auch selber. Doch pflegte er sogleich zu vernichten, was er schrieb. Es war ihm um die Lust des Schreibens zu tun; Wirkung zu haben, schien ihm vulgär. Er wollte der einzige sein, der seinen Geist genoß. Vielleicht auch war in ihm eine kleine Furcht, andere möchten seine Erzeugnisse nicht nach Gebühr schätzen.

Da man ihn in Paris wußte, drängte man sich zu seinem Lever. Einmal, bei diesem Anlaß, zeigte sich auch Pierre de Beaumarchais.

Vaudreuil freute sich, ihn zu sehen. Pierres Witz, fand er, ähnele seinem eigenen. Aber damit der Uhrmachersohn nicht zu frech werde, mußte der Abstand gewahrt werden. Heute stand Vaudreuil die Laune danach, Pierre zu zeigen, daß seine Freundschaft eine Gnade war, ein Geschenk, das jederzeit zurückgenommen werden konnte. Er begnügte sich, Pierre lässig zuzuwinken, er richtete nicht das Wort an ihn, sondern sprach zu andern, über Gleichgültiges, über ein Rennpferd, das er vom Bruder des Königs von England erstanden hatte. Schließlich drängte sich Pierre vor. Erklärte, er möchte Vau­dreuil einen Vorschlag unterbreiten zur Teilnahme an einem Geschäft, dessen Erlös den Erwerb des ganzen Marstalls des englischen Prinzen ermöglichen würde. Vaudreuil sagte hoch­mütig in die Luft hinein: „Ich bin kein Geschäftsmann“, und sprach weiter an ihm vorbei über seine Pferde.

Pierre ließ es sich gefallen. Er wußte, Désirée hatte recht. Unter allen Mächtigen hatte Vaudreuil noch am meisten Ver­ständnis für seine, Pierres, Leistung, für seine Prosa, für seine Repliken, für das Tänzerische seines Geistes. Nur wenn er sich jetzt demütigte, konnte sein Plan gelingen, gerade diesen reinsten Repräsentanten der Versailler Hocharistokratie sei­nem rebellischen Stücke vorzuspannen. Er schluckte also mit guter Miene die Erniedrigung und ließ es sich nicht verdrie­ßen, am nächsten Morgen wiederzukommen.

Nun war dem Marquis während der Nacht ein Witz ein­gefallen, den er besonders gut fand, und er hatte es über sich gebracht, ihn für sich zu behalten. Er war also gnädig und vergnügt, und als ihm Pierre erzählte, er habe den großem Teil eines neuen Stückes fertig, und es wäre ihm höchste Ehre, wenn er Vaudreuil als erstem die Komödie vorlesen und ihn um seinen Rat bitten dürfte, nahm er diesen Vorschlag gerne an. Er erinnerte sich, wie frühere Vorlesungen dieses seines Hofnarren ihn entzückt hatten, er liebte Primeurs und hatte jetzt, als Intendant Toinettes, zwiefaches Interesse, das neue Stück des populären Autors als erster kennenzulernen. Er ver­anlaßte also Pierre, sogleich nach seinem Manuskript zu schik­ken, behielt ihn zum Mittagessen da, und dann, nach dem Essen, faul im Schlafrock auf dem Sofa liegend, befahl er: „Schön, Monsieur, fangen Sie an.“

Das Hochgefühl, dem stolzen, eingebildeten Aristokraten die dreistesten Wahrheiten ins Gesicht zu schmeißen, die er jemals zu hören bekommen wird, gab Pierre Feuer. Er war ein ausgezeichneter Vorleser, und heute fühlte er sich auf dem Gipfel seiner Kraft; ihm war, als schüfe er, während er las. Seine Stimme, fähig, jede Nuance auszudrücken, bog sich, spannte sich, bildete Zorn, Hohn, Erbitterung, Liebe, er las nicht, er spielte seine Personen. Die Komödie wurde klarer, bunter, als sie es auf der Bühne hätte werden können.

Vaudreuil selber hatte sich wohl manchmal über seine Klasse lustig gemacht. Aber sollte er sich’s gefallen lassen von dem Kerl da, von dem Uhrmachersohn? Sollte er nicht dem Menschen das Manuskript aus der Hand reißen und es ihm in den vorlauten Mund stopfen? Doch bevor er sich’s versah, war er hingerissen in die lustige Springflut. Er hatte solche Schaumschlägerei des Geistes und des Wortes noch nie erlebt, er mußte schauen, hören, spüren, er konnte nicht an­ders, es war zu frech und zu amüsant.

Pierre war sich bewußt, daß sich jetzt, in diesen Stunden, da er es vorlas, das Schicksal seines Werkes entschied. Alles hing davon ab, wie der Mann da vor ihm, der Mann im Schlafrock, die Komödie aufnahm. Wenn Vaudreuil ernst­lich wollte, dann bekam Paris den „Figaro“ zu sehen. Wenn nicht, dann konnte Pierre das Stück nur wegsperren und auf die Nachwelt warten.

Groß vor dem Lesenden, ein wenig unter ihm, war das Ge­sicht des Mannes auf dem Sofa, ein gescheites, geschmäckle­risches, hochmütiges Gesicht, noch hochmütiger als gescheit. Allmählich aber verlor dieses Gesicht seinen Stolz. Vaudreuil hatte Geschmack und Sinn für gutes Theater. Er ließ seine Bedenken wegspülen und entschloß sich, ohne Hemmung zu genießen. Er richtete sich hoch, sprang auf, lief hin und her. Lachte. Spielte mit. „Nochmals, nochmals“, rief er und klatschte in die Hände wie vor der Bühne. Immer häufiger ließ er sich einen Satz wiederholen, bat Pierre, ein kleines Stück zurückzugehen, gab selber die Repliken. Es war ein großartiges Fastnachtsspiel, das die beiden aufführten, sie lachten toll, keiner wußte mehr, wer des andern Hanswurst war.

„Das hast du großartig gemacht, Pierrot“, sagte, noch atem­los vom Lachen, Vaudreuil. „Das wirft einen um, das wird Paris umwerfen, den Hof. Das ist das beste Stück, das ein Franzose geschrieben hat seit Molière.“ – „Und meinen Sie, daß man es spielen wird?“ fragte Pierre. „Der Dicke kann mich nicht leiden“, überlegte Vaudreuil, „der Dicke versteht nichts vom Theater und hat keinen Sinn für Humor. Es wird harte Arbeit werden. Aber gerade darum. Laß mich nur ma­chen, mein Pierre. Verlaß dich auf mich.“

Philippe Gudin verspürte tiefe Ehrfurcht vor großen Män­nern, er las gern in seinem Plutarch und hatte sehr darunter gelitten, daß Männer vom Format Franklins und Pierres, die für die gleiche Sache kämpften, einander nicht in Freund­schaft zugetan waren. Als ihm Pierre von der Feier in Passy und von seiner Aussöhnung mit Franklin erzählt hatte, war ihm ein Stein vom Herzen gefallen.

In der Kneipe „Zur heikeln Kathrin“, an einem Tisch von Schriftstellern und Philosophen, traf er den Doktor Dubourg. Dubourg gehörte zu den wenigen, die dem gutartigen Gudin nicht sympathisch waren. Nicht nur war Doktor Dubourg einem Abend ferngeblieben, an dem Gudin aus seiner „Ge­schichte Frankreichs“ vorgelesen hatte, er nahm auch Ver­dienste in Anspruch, die nicht ihm, sondern Pierre Beaumar­chais zugehörten. Wenn Franklin vor Pierre so lange kühl geblieben war, so trugen sicherlich Ohrenbläsereien Dubourgs mit daran die Schuld.

Gudin freute sich der Gelegenheit, es dem Kollegen Du­bourg hinreiben zu können, daß sein tückisches Gerede zu­letzt doch wirkungslos geblieben war. In großen Worten sprach er davon, wie enthusiastisch Pierre von der Feier in Passy erzählt habe. Es müsse, meinte er, für Dubourg ein er­hebender Anblick gewesen sein, Franklin und Beaumarchais, die beiden großen Soldaten der Freiheit, so freundschaftlich vereint zu sehen.

Dubourg erinnerte sich verdrossen, daß Franklin in der Tat an jenem Abend Monsieur Caron durch unverdiente Herzlichkeit ausgezeichnet hatte. Er, Dubourg, hatte gleich vorausgesehen, daß dieser Herr und seine Freunde die Leut­seligkeit Franklins mißdeuten würden. Jetzt hatte man’s. In Zukunft wird man von dem Summen und Surren dieser Bremse, dieser Mouche au Coche, noch mehr belästigt werden.

Er hätte ein paar kräftige Sprüchlein gewußt, dem gelehr­ten Einfaltspinsel Gudin heimzuleuchten. Aber er beschloß, sich nicht zu unüberlegten Reden hinreißen zu lassen; das wäre nicht im Sinne Franklins gewesen. „Ja“, erwiderte er also trocken, „ich entsinne mich, bei jener kleinen Feier auch Monsieur de Beaumarchais bemerkt zu haben. Seine An­wesenheit, wie die so manches andern, trug dazu bei, der Größe Franklins und seiner Sache Relief zu geben.“

Gudin sagte sich, die sauern Anmerkungen des ledernen Wichtigmachers bewiesen nur, wie sehr dieser seinen Pierre um Franklins vertraute Freundschaft beneidete. Behaglich saß er an dem schweren Tisch in der menschen- und lärmerfüll­ten Kneipe, knöpfte sich unter der Weste die Hose auf, nahm einen Schluck von dem berühmten Anjou, der in der „Heikeln Kathrin“ ausgeschenkt wurde, und meinte, es sei richtig, die beiden Männer ergänzten einander, der ruhige, gelehrte Franklin und der erfinderische, immer tätige Beaumarchais. Franklin helfe der Sache Amerikas durch philosophische Be­trachtungen, Beaumarchais durch kühne Taten. Franklin sei der Solon oder besser noch der Archimedes unseres Jahr­hunderts, während die Nachwelt Beaumarchais wohl als den Brutus unserer Zeit bezeichnen werde. Freilich eigne Mon­sieur de Beaumarchais außer dem demokratischen Feuer des Brutus auch der helle, tödliche Witz des Aristophanes. In um­ständlichen Sätzen und mit dem Gleichmut, der dem Gelehr­ten anstand, doch sehr streitbar, brachte der behäbige Herr diese seine Ansicht vor.

Nun aber wurde es dem Doktor Dubourg des schellen­lauten Geschwatzes zuviel, ihm entfloh die Geduld. Die schon etwas matten Augen seines verfallenden, versackenden Ge­sichtes belebten sich, er schnaufte, schnupfte, nahm seinesteils einen Schluck Wein und sagte sententiös: „Es kommt vor, daß ein Historiker Geschehnisse der Vergangenheit richtig zu deuten vermag, während sein Urteil erstaunlich versagt vor Ereignissen der Gegenwart. So scheint es um Sie zu stehen, Herr Doktor Gudin. Ich bin der letzte, die Verdienste Mon­sieur de Beaumarchais’ verkleinern zu wollen. Nicht nur schreibt er wirksame Farcen voll guter Gesinnung, sondern er treibt auch gewagten Handel mit Übersee, aus welchen beiden Tätigkeiten die Dreizehn Vereinigten Staaten einigen Nutzen ziehen mögen. Aber sosehr das Monsieur de Beau­marchais zur Ehre gereicht, es scheint mir keineswegs an­gängig, ihn bei der Wertung der amerikanischen Gescheh­nisse in *einem* Atem zu nennen mit dem Staatsmann und Philosophen Franklin. Hört man so maßlose Übertreibung, dann begreift man, daß es Leute gibt, die sich bei der Nen­nung des Namens Beaumarchais an Lafontaines Fabel von der Fliege und der Kutsche erinnert fühlen.“

Gudin glaubte, im Lärm der Kneipe nicht recht verstanden zu haben. Aber Dubourg saß da mit böseblickenden, kleinen Augen, und der vorgewölbte Mund schmatzte Triumph. Gudin fühlte, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg. Er atmete schwer, nestelte Weste und Hose noch weiter auf, und: „Gibt es solche Leute, Monsieur?“ fragte er. „Gibt es Leute, die den Dichter und Staatsmann Pierre Beaumarchais jener Fliege zu vergleichen wagen?“ – „Auf eine runde Frage, Monsieur“, er­widerte Dubourg, „eine runde Antwort: Ja, Monsieur.“

Die beiden beleibten Herren saßen einander gegenüber, schnaufend, jeder seinen bewunderten Freund verteidigend. Die andern am Tisch waren aufmerksam geworden, doch in dem Lärm begriffen sie nicht, worum es ging. „Wollen Sie vielleicht sagen, Herr Doktor Dubourg“, fuhr erbittert, doch leise, Gudin fort, „daß man sich auch in Passy an jene Fa­bel erinnert fühlt, wenn von Beaumarchais die Rede ist?“ Einen Augenblick zögerte Dubourg, einen zweiten, dann dachte er an den „Seeadler“, der ihm entflogen war, an jenen Brief, in welchem der gewisse Monsieur Caron ihn ver­höhnt hatte, und er erwiderte: „Ja, Monsieur. Allerdings, Monsieur.“

Gudins Rücken wurde runder. Er wollte es nicht glauben, was Dubourg da gesagt hatte, aber er sah ihm an : es stimmte. Gudin schmeichelte sich, das menschliche Herz zu kennen, er hatte im Seneca, im Cicero, bei Marc Aurel, in den Charak­teren des Theophrast mancherlei kräftige Sätze gelesen über Undank, Neid, Eifersucht und über die Verkleinerung wah­ren Verdienstes. Er hatte selber, als ihm Pierre zum erstenmal von dem seltsamen Verhalten Franklins erzählte, hingewie­sen auf die weite Verbreitung dieses abstoßenden Lasters, des Undanks. Aber wie er jetzt das feindselig triumphierende Gesicht Dubourgs vor sich sah, wie er mit eigenen Ohren hören mußte, daß wirklich Franklin seinem Pierre so unge­heures Unrecht zugefügt hatte, erschütterte ihn das in seinen Tiefen. Doktor Franklin, auf beiden Seiten des Ozeans als Spiegel der Biederkeit und der Aufrichtigkeit verehrt, der Philosoph der Tugend und Vernunft, brachte es über sich, seinem großen Rivalen vor den Leuten Honig um den Mund zu schmieren, und dann, hinter seinem Rücken, verleumdete er ihn mit giftigen Vergleichen. Gudin saß da inmitten des fröhlichen Lärms der Kneipe, das gute, dicke Gesicht ver­düstert, die Schultern schlaff, er trank, der leichte, prickelnde Wein mundete ihm nicht mehr. „Wenn der Philosoph in dem Garten von Passy“, sagte er, „wenn der Sokrates aus dem Westen es wirklich sollte geduldet haben, daß man den Schriftsteller und Freiheitskämpfer Beaumarchais dermaßen verleumdete, dann – das muß ich in aller Ehrerbietung sa­gen – hat er sich wenig sokratisch benommen.“

Dubourg bereute schon, daß er den andern so sehr ge­kränkt hatte. „Es tut mir leid“, sagte er, „wenn Sie den Ein­druck gewonnen haben sollten, man ehre Ihren Freund nicht nach Gebühr. Aber da Sie fragten und da Sie darauf bestan­den, mußte ich Ihnen wohl antvorten. Und Lügen sind nun einmal nicht meine Sache. Amicus Plato, magis amica veri­ tas.“

Es war ein voller Triumph für Doktor Dubourg.

Aber er wurde dieses Triumphes nicht froh. Die ganzen nächsten Tage hindurch verfolgte ihn die Erinnerung an den gebrochen dasitzenden Gudin. Dubourg war Wissenschaftler, bemüht um Objektivität, und er konnte sich’s nicht wegleug­nen: in dem, was der beschränkte, aber wohlmeinende Histo­riker Gudin über Franklin und über Beaumarchais geäußert hatte, stak ein Körnchen Wahrheit. Sein großer Freund hatte die Grundlagen geschaffen für die Unabhängigkeit Amerikas, aber er legte, seitdem er in Passy saß, eine unbegreifliche Lethargie an den Tag, er interessierte sich nicht einmal für Kaperschiffe. Es war kein Wunder, daß solche Untätigkeit mißdeutet wurde. Wahrscheinlich stellten noch mehr Leute als Monsieur Gudin eine mißgünstige Antithese her zwischen der ewigen Geschäftigkeit Beaumarchais’ und der philoso­phischen Lässigkeit Doktor Franklins.

Wenn sich Doktor Dubourg einmal mit einem Problem be­faßte, dann dachte er’s zu Ende. Allein, über einer Flasche Corton und über einem Bande Montaigne, saß er und medi­tierte über das Streitgespräch in der Kneipe „Zur heikeln Kathrin“. Es hatte auch sein Gutes, daß dieser Gudin mit seiner pinguis Minerva, mit seinem Fetthirn, es gewagt hatte, Franklin zu verkleinern. Hell ins Licht gerückt wurde da­durch eine Tatsache, die er, der Arzt Dubourg, zwar bemerkt hatte, aber nicht hatte wahrhaben wollen : daß nämlich Frank­lins Tatkraft infolge Alters zu schwinden begann.

Da mußte etwas geschehen. Er, Dubourg, wiewohl kaum jünger als Franklin, war glücklicherweise noch im Vollbesitz seiner Energie. Es war an ihm, seinen großen Freund anzu­stacheln; das war seine welthistorische Sendung. Franklin hatte den Ungeheuern Namen, die Popularität; er, Dubourg, bescheiden im Hintergrund, mußte den Freund dazu bewegen, diese Popularität für eine bedeutsame Aktion auszunutzen.

Er grübelte über eine solche Aktion, suchte nach einem großen Plan, den er Franklin unterbreiten konnte. Dies und jenes fiel ihm ein, aber es waren lahme Projekte, es war nicht das Rechte, es war nicht der Nagel. Er trank und las und sann und trank und las. Dann ging er zu Bett und hatte den Nagel nicht gefunden.

Am andern Morgen erwachte er, und siehe, da war er, der Nagel. Während er schlief, hatte ihn das höchste Wesen den großen Plan finden lassen. Welch ein Glück. Nun wird er, bevor er in die Grube fährt, Franklin und der Freiheit einen Dienst erwiesen haben, den man ihm nicht vergessen wird.

Er ließ anspannen und begab sich nach Passy.

Um diese Stunde saß Franklin in seinem Arbeitszimmer über einem Brief an seinen Freund Doktor Ingenhousz in Wien. Er gab ihm ausführlichen Bericht von einer Begegnung, die er mit dem Chemiker Lavoisier gehabt hatte. Lavoisiers Broschüre über die Oxydation eröffnete neue Ausblicke, und was ihm der junge Gelehrte ergänzend mitgeteilt hatte, ver­diente höchste Aufmerksamkeit. Franklin war leidenschaft­lich interessiert an der klaren, schriftlichen Formulierung wissenschaftlicher Fragen, er war diszipliniert, gewohnt, sich zu konzentrieren. Heut indes entglitten ihm die Gedanken, er ließ die Feder sinken und gab sich einer Grübelei hin, die weit ablag von der Verbindung gewisser Luftteile mit ge­wissen metallischen Stoffen.

Franklins körperliches Befinden war besser als seit langem, das Wetter war wunderbar, er schwamm in der Seine und machte seine körperlichen Übungen, die Terrassen hinauf- und hinuntersteigend. Auch seine Abende mit Madame Hel- vetius und mit Madame Brillon waren denkbar erfreulich. Trotzdem ermangelte er der gewohnten Gelassenheit.

Es war Post aus Amerika eingetroffen, und er konnte sich, endlich, ein klares Bild der Lage machen. Es war ein sehr unerfreuliches Bild. Wenn schon die amtlichen Schreiben des Kongresses sorgenvoll klangen, so waren die vertraulichen Briefe der Freunde noch viel düsterer. Der Armee Washing­tons fehlte es an Menschen. Die einzelnen Staaten leisteten nicht die Beiträge, zu denen sie sich verpflichtet hatten, weder an Mannschaft noch an Material, noch an Geld. Dafür trie­ben viele Tausende von Bürgern auf eigene Rechnung Kaperei oder nahmen Dienst auf Kaperschiffen. Die administrativen und ökonomischen Schwierigkeiten türmten sich. Das Geld, das der Kongreß ausgab, wurde nur gegen hohes Agio oder überhaupt nicht mehr in Zahlung genommen. Die Streitig­keiten zwischen den einzelnen Staaten hörten nicht auf, das Vertrauen in den Endsieg schwand, alles zerfiel. Wenn Frank­lin, schrieben die Freunde, den Abschluß der Allianz nicht bald zuwege bringe, werde Hilfe zu spät kommen.

Ein Brief seiner Tochter Sally war in der Post. Als der Kongreß nach Baltimore geflohen war, hatten auch sie und ihr Mann Richard Bache sich davongemacht und seine, des Doktors, Bibliothek fortgeschafft. Mit dem Kongreß war dann auch sie zurückgekehrt und hatte die Bücher, die Bilder und die sonstige Habe, auf welche der Vater Gewicht legte, nach Philadelphia zurückgebracht, in das Haus an der Market Street. Jetzt, berichtete sie, hieß es wiederum, die Stadt sei in Gefahr. Schon höben die Tories, die Shippen, die Kearsley, die Stansbury, von neuem die Köpfe, eine Menge von Repu­blikanern verschleuderte ihre Immobilien weit unterm Wert und viele bereiteten sich zu neuer Flucht oder seien bereits geflohen. Diesmal aber lasse sie sich nicht bange machen. Diesmal bleibe sie, auch des Vaters Sachen lasse sie im Haus, sie habe die Zuversicht, es werde alles gut gehen.

Franklin sah seine Tochter Sally deutlich vor sich, blond, füllig, robust, wie sie herumwerkelte mit ihren großen, kräfti­gen, zugreifenden Händen. Sie hatte ihren gesunden Menschen­verstand, seine Tochter Sally, und furchtlos waren sie beide, sie und ihr Mann Richard Bache, sie hatten die Tapferkeit der Phantasielosen. Gerade darum bewies es wenig für die Sicher­heit Philadelphias, daß sie sich entschlossen hatten, zu bleiben.

Viele seiner Freunde, schrieb Sally, verschleuderten ihre Häuser und machten sich auf die Flucht. Trauer füllte sein Herz. Vor sich sah er seine liebe Stadt. Sie war die größte in Amerika, aber sie war nicht groß, Paris war mehr als zwan­zigmal größer. Sie schaute ländlich her, seine Stadt Philadel­phia, sie hatte wenige gepflasterte Straßen, und es gab mehr Gärten und grünes Gelände als bebauten Grund. Aber es war eine schöne, farbige, durch und durch gesunde Stadt; die Mehrzahl ihrer Bewohner war behäbig und zufrieden, und sie zeigten es. Hier in Paris gingen viel mehr Leute herum in Seide und Brokat, aber näher hinsehen durfte man nicht, es waren zumeist die Kleider, welche die Privilegierten abge­legt und weitergeschenkt hatten. Dergleichen übertünchte Ar­mut gab es in Philadelphia nicht. Auch weniger Kutschen gab es; wer faul war, wie er selber, bediente sich der Sänfte. Dafür gab es weniger Schmutz und Entbehrung in Philadel­phia und nichts von der Enge und dem Gestank und dem wimmelnden Elend, das er in manchen Vierteln von Paris hatte wahrnehmen müssen. Dort lebte auch der Arme inmit­ten von Gärten wie er in seinem Passy. Es war hart für seine Freunde, ihre schöne Stadt verlassen zu müssen. Es war hart für ihn, sich vorzustellen, daß jetzt, während er hier saß, englische Offiziere in der Market Street paradieren könnten und daß vielleicht in James’ Kaffeehaus, in der City Tavern und in der Kneipe des Hotels „Zur indischen Königin“ rot­röckige englische Soldaten und tölpische Hessen sich breit­machten. Unmut füllte sein altes Herz, und der Gedanke an die Säcke voll Buchweizen- und voll Maismehl, welche ihm Sally für die Bereitung seines Lieblingsgerichts mitgeschickt hatte, milderte nur wenig seinen Verdruß.

Arthur Lee und Silas Deane werden sicherlich auch ihre privaten Berichte gekriegt haben. Kein Zweifel, daß sie heute noch angefahren kommen werden, eilig, indigniert, besorgt, wichtig. Sie werden unsinnige Vorschläge machen, sie werden darauf bestehen, daß etwas geschehe. Es war begreiflich, wenn sie ungeduldig wurden, es fiel ihm selber schwer, un­tätig hier herumzuhocken. Aber man konnte nichts anderes tun. Man war in einem Übeln Zirkel. Da es um den Krieg so schlecht stand, brauchte man dringlich die französische Al­lianz, und Versailles konnte für die Allianz nicht gewonnen werden, solange es um den Krieg so schlecht stand.

Franklin hatte sich eingeredet, er sei im Alter weise ge­worden und ergeben in die Langsamkeit alles geschichtlichen Fortschrittes. Doch seine Geduld drang nicht bis ins Innerste, das lange Warten war eine lange Pein. Das Leben verrann, und die Sache, welcher er den Rest seiner Tage geweiht hatte, ging nicht voran. Er kam sich vor wie der heilige Georg auf dem Bild, der reitet und reitet und nicht weiterkommt. Ge­wiß, er war des Endsieges sicher. Amerikas Unabhängigkeit war von der Geschichte gewährleistet, und er hatte das Seine dazu beitragen dürfen. Er hatte das Gelobte Land gesehen. Aber er fürchtete, er werde sterben müssen, ohne es betreten zu haben.

Einen Franklin voll von solchen Erwägungen und solchem Unmut fand Doktor Dubourg, als er geschäftig eintrat, um ihm seine Idee zu unterbreiten.

Man habe, setzte er auseinander, das größte und beste Ka­pital, über das man verfüge, bisher völlig ungenützt gelassen. „Was wäre das für ein Kapital?“ erkundigte sich Franklin. „Ihre Popularität“, erwiderte triumphierend Dubourg und wies eindringlich mit seinem Stock auf Franklin. Und ohne sich um dessen skeptisches Lächeln zu kümmern, führte er aus, wenn die Allianz mit den Vereinigten Staaten noch nicht zustande gekommen sei, so liege das, wie jedermann wisse, am Widerstand des Königs. Man habe sich bisher immer nur um die Minister bemüht. Die aber könnten, obwohl guten Willens, diesen Widerstand nicht besiegen. Das vermöge nur eine einzige, die Österreicherin, Marie-Antoinette. Sie für die Sache Amerikas zu gewinnen, mit ihr zumindest zusammen­zukommen, das müsse Franklin versuchen.

Der schaute dem Doktor Dubourg voll und prüfend ins Gesicht, dann erwiderte er freundlich: „Mein lieber Alter, bleiben Sie bei Ihren Kaperschiffen.“

Dubourg indes, unverdrossen, legte dar, wie wohlbegrün­det sein Plan war. Bei aller Verehrung für den Freund habe er vor diesem eines voraus; da er sein ganzes Leben hier in Paris verbracht habe, verstehe er sich besser als Franklin auf die Mentalität Versailles’. Er wisse, wie abgöttisch der Hof und besonders der Kreis um die Österreicherin, der Flieder­blaue Klüngel, die Mode verehre. „Sie sind Mode, Doktor Franklin“, erklärte er mit Nachdruck. „Machen Sie einen Versuch, mit der Königin zusammenzukommen. Sie werden sehen, es lohnt“, versprach er sieghaft.

„Das ist wieder so recht mein romantischer Dubourg“, sagte gemütlich Franklin. „Vielleicht erinnern Sie sich, daß nicht einmal eine Begegnung mit dem liberalen Kaiser Josef zustande zu bringen war.“ – „Toinette ist eine Frau“, ereiferte sich Dubourg, „sic glaubt nicht an die Politik, sie glaubt an die Mode.“ – „Die Königin sehen“, schüttelte Franklin den Kopf, „das ist leicht gesagt. Die amerikanische Delegation mag in Paris beliebt sein : bei Hofe hält man sich vor uns die Nase zu. Wenn ich Monsieur de Vergennes, ja, nur Monsieur de Gérard sehen will, dann muß ich über die Hintertreppe kommen.“ Dubourgs altes Gesicht mit der verfältelten, sacki- gen Haut lächelte verschmitzt, lausbübisch. „Wie wäre es“, fragte er, „wenn Sie die Königin über die Hintertreppe be­suchten? Soweit ich unterrichtet bin, hat Louis seine Ehe erst jetzt vollzogen, Marie-Antoinette ist soeben erst Frau ge­worden. In dieser Phase“, erklärte er kennerisch, versuche­risch, „sind Frauen emotionell und für absonderliche Streiche zu haben. Am Hofe von Versailles ist vieles möglich. Hören Sie ein einziges Mal auf meinen Rat, verehrter Freund“, be­schwor er ihn. „Glauben Sie mir, cs ist das klügste, die Kuh bei den Hörnern zu packen.“

Kleine, verzwickte Intrigen, wie sie ihm da Dubourg vor­schlug, lagen dem alten, weisen Franklin weltenfern. Er glaubte an einen großen, immanenten Sinn in der Geschichte, es schien ihm lächerlich, historische Ereignisse auslösen zu wollen durch so läppische Manöver, wie sie sich die aus­schweifende Phantasie seines im Greisenalter kindisch ge­wordenen Dubourg ausgedacht hatte. Andernteils wußte Franklin von seinen naturwissenschaftlichen Studien her, daß manchmal ein winziges, zufälliges Erlebnis den Anstoß gab zu großen, revolutionären Erkenntnissen. Höchstwahrschein­lich war das „Projekt“ Dubourgs ein müßiger Einfall, der nicht ausgeführt werden konnte und der, selbst verwirklicht, kaum weiterhalf. Aber Franklin war gewohnt, erst zu pro­bieren und dann zu verwerfen. Was konnte es viel schaden, wenn er versuchte, mit der Habsburgerin zusammenzukom­men? Auf keinen Fall freilich konnte er sie, so wie sich sein naiver Freund das vorstellte, „für die amerikanische Sache gewinnen“. Aber es gab eine ganze Reihe einflußreicher Per­sönlichkeiten, die mit Amerika sympathisierten und ihre Sym­pathie nur deshalb nicht eingestanden, weil sich das Königs­paar so feindselig neutral verhielt. Wenn er mit der Königin zusammentraf, mit ihr sprach, genügte vielleicht die bloße Tatsache, diese Leute etwas kühner zu machen. Und hatte nicht schon der alte Maurepas darauf hingewiesen, daß er, Franklin, den praktischen Wert seiner Popularität unter­schätze? Warum wirklich sollte er nicht mit seinem Pfunde wuchern? Die andern, Lee und Silas Deane, bestürmten ihn, etwas zu unternehmen. Wenn er versuchte, die Österreicherin zu treffen, zeigte er ihnen seinen guten Willen, und sie muß- tcn wohl eine Zeitlang Ruhe geben. Auch war die Lage der Vereinigten Staaten leider so, daß es nicht anging, ein noch so abenteuerliches Projekt ohne weiteres zu verwerfen. Man mußte nach jedem Hilfsmittel greifen, und wäre es der Schwanz des Teufels.

„Da Sie sich soviel davon versprechen, alter Freund“, sagte er, „werde ich mir Ihre Anregung überlegen. Auf alle Fälle danke ich Ihnen.“ Dubourg strahlte über sein ganzes Gesicht, das, wie Franklin mit Bedauern wahrnahm, immer hippo­kratischer wurde.

Wirklich erzählte Franklin den Herren Lee und Silas Deane in Dubourgs Gegenwart von dessen Idee.

Arthur Lee lehnte sogleich heftig ab. Der Emissär eines freien Volkes, meinte er streng, dürfe sich nicht so weit er­niedrigen, einer Despotin zu schmeicheln. Silas Deane aber war begeistert. Es sei unbegreiflich, fand er, daß man nicht schon längst versucht habe, auf diesem Weg Einfluß in Ver­sailles zu gewinnen, und wiewohl er sonst an Doktor Du­bourg, dem Feinde und Verleumder Beaumarchais’, kein gutes Haar fand, nannte er seinen Einfall das Ei des Ko­lumbus.

Arthur Lee sagte verächtlich, glücklicherweise erledige sich das unwürdige Projekt von selber. Nach den Erfahrun­gen mit dem Wiener Pharao sehe er keinen Weg, auf dem man eine Begegnung mit der Pariser Despotin herbeiführen könne. Dubourg meinte, eine Königin, die sich inkognito un­ter Volk jeder Art mische, müsse einem Franklin zugänglich sein. Silas Deane aber sagte verschmitzt: „Wenn einer eine solche Begegnung zu bewerkstelligen imstande ist, dann ist es der Mann, der uns so oft aus der Not geholfen hat: unser Freund Beaumarchais.“

Dubourg blies unmutig durch die Nase. So hatte er sich das nicht vorgestellt. Er, Dubourg, hatte den Weg gewiesen, wie die Kutsche aus dem Dreck geschoben werden konnte, und da kam schon wieder die Fliege. „Immer Ihr Beaumarchais“, sagte er verdrießlich. „Es gibt eben keinen andern“, antwor­tete achselzuckend Silas Deane. Arthur Lee sagte: „Da sehen Sie, meine Herren, wohin man kommt, sowie man derlei Würdelosigkeiten auch nur ins Auge faßt. Um der Despotin schmeicheln zu können, brauchen Sie die Hilfe des Schiebers.“ Franklin aber meinte friedfertig: „Wer einen guten beinernen Knopf drehen will, darf ein bißchen Gestank nicht scheuen.“

Er nahm Silas Deane beiseite und forderte ihn auf, mit Beaumarchais Rücksprache zu nehmen. „Lassen Sie ihn aber ja nicht wissen“, bat er ihn, „daß das Ersuchen von mir aus­geht. Es wäre unangenehm, wenn nach der verunglückten Zu­sammenkunft mit Josef auch aus dieser Sache nichts würde, und Diskretion ist nicht Monsieur de Beaumarchais’ Stärke. Es müßte ein Gefallen sein, den er Ihnen persönlich erweist. Stellen Sie das Projekt doch dar als eine Idee, die Ihnen ge­kommen ist.“ – „Aber ich schmücke mich ungern mit den Federn Doktor Dubourgs“, entgegnete zögernd Silas Deane. „Doktor Dubourg hat die Bescheidenheit des Gelehrten“, be­ruhigte ihn Franklin; „ich nehme alles auf mich.“ – „Schön“, fügte sich Silas Deane. „Ich freue mich“, konnte er sich nicht enthalten, hinzuzusetzen, „daß auch Sie jetzt unsern Dé­brouillard zu schätzen wissen.“

Als Silas Deane am nächsten Morgen mit Pierre sprach, er­riet dieser sofort, wer ihn geschickt hatte. „Sagen Sie, mein Verehrter“, fragte er vertraulich und geradezu, „kommen Sic im Auftrag unseres großen Freundes von Passy?“ Silas Deane errötete über das ganze Gesicht, wischte sich den Schweiß und versicherte: „Aber nein, die Idee ist von mir.“ – „Da haben Sie eine kühne Idee gehabt“, anerkannte Pierre. „Ich danke Ihnen“, sagte geschmeichelt Silas Deane.

Pierre spürte tiefe Genugtuung. Glorreich bestätigte sich jetzt, was ihm die Feier des 4. Juli gezeigt hatte. Franklin hatte eingesehen, die Unabhängigkeit Amerikas war ohne die Hilfe Pierre Beaumarchais’ nicht durchzusetzen.

Die Aufgabe war reizvoll. Die Königin von Frankreich sollte gegen ihren Willen zu einer Begegnung mit dem Re­bellenführer veranlaßt werden: das erforderte eine Intrige, wie er deren so manche in seinen Stücken gezettelt hatte. Schon sah er den Weg. Und wieder einmal, wie oft in solchen Fällen, lief er mit dem halbgaren Projekt zu seiner Freundin Désirée.

Da saßen sie beieinander, die beiden listigen, kräftigen Kinder der Pariser Straße, und überlegten, wie sie ihren hochmütigen Versailler Gönnern den Streich spielen könnten. Klar war, daß der nächste Weg über Vaudreuil ging. Désirée hatte ihren Freund François gerne, er war generös und würde ihr sicherlich in jedem Zwist mit dem Théâtre Français wirk­sam zur Seite stehen. Aber er gab ihr manchmal seinen Hoch­mut rücksichtslos zu kosten, und es war spaßhaft, ihn als un­willentliches Werkzeug zu benutzen in einer großen Intrige, die sich gegen seine Klasse richtete.

Beide waren sie überzeugt, daß Vaudreuil als der erklärte Favorit der Königin, wenn er nur ernstlich wollte, sie werde bestimmen können, in die Begegnung mit Franklin zu willi­gen. Désirée glaubte, die Stunde sei besonders günstig, dem Marquis den Plan schmackhaft zu machen. Er war offenbar willens, die ihm angebotenc Intendanz anzunehmen, und suchte nur noch nach einer Sensation, durch die er dem Hof und der Stadt zeigen könnte, er werde trotzdem der alte Vau­dreuil bleiben, unabhängig, nicht gewillt, auf die Neigungen und die Politik Louis’ Rücksicht zu nehmen.

Pierre also, von Désirée kräftig ermuntert, ging zu dem Marquis und erzählte ihm, seit der Arbeit am „Figaro“ sei er wieder einmal besessen von der Lust am Theater, nichts an­deres mehr interessiere ihn; was immer ihm unterlaufe, be­trachte er als Stoff für die Bühne. Selbst um den alten Frank­lin herum habe er ein Stück zu bauen versucht. Der Mann im braunen Pelzrock und mit der eisengerahmten Brille sei die rechte Figur für eine Komödie, ein biederer Heldenvater, weise, rührend und ein wenig lächerlich. Nur sei es verdammt schwierig, um ihn herum die Maschinerie eines Stückes zu bauen. Er wenigstens, doch sonst nicht blöde in solchen Er­findungen, sehe keine glaubhafte Möglichkeit, den Helden und die Gegenspieler so zusammenzubringen, daß sie witzig und kämpferisch Rede und Gegenrede tauschen könnten. Auf der einen Seite stehe der Alte aus Philadelphia, auf der an­dern Versailles, der Hof, und wenn auch nur wenige Meilen voneinander entfernt, seien sie doch getrennt wie durch den Ozean, sie könnten nicht in *einen* Bühnenrahmen gespannt werden. Es sei ein Jammer, daß somit die Figur des alten Franklin monologisch bleibe und daß sich keine Komödie um ihn herum ersinnen lasse.

Man saß bei Tisch, Vaudreuil aß mit lässigem Appetit und hörte mit lässiger Aufmerksamkeit zu. Doch Pierre, der gute Beobachter menschlicher Reaktionen, nahm wahr, daß diese Lässigkeit gespielt war. Es kümmerte ihn nicht, daß der Mar­quis nicht auf das Thema einging. Er wußte, er hatte den Mann da, wo er ihn haben wollte.

So sicher war er seiner Sache, daß er, als er nach Hause fuhr, seiner Phantasie freien Lauf ließ. Er sah im Geiste, wie Franklin in das Haus kam an der Rue de Condé, in sein schönes Arbeitszimmer, und sich bei ihm bedankte, gravitä­tisch und mit leiser Mokerie, anders konnte er’s nun einmal nicht, der Alte. Und dann ging ein Schreiben aus Passy hin­über an den Kongreß, und darin gerühmt wurden die Ver­dienste der Firma Hortalez, und darin verlangt wurde rascheste Zahlung der gerechtfertigten und überfälligen For­derungen dieser Firma. Aufgesetzt hatte das Schreiben er sel­ber, Pierre, doch unterzeichnet war es von Benjamin Franklin. Und dann kam die Flotte des Hauses Hortalez und Compagnie zurück aus Amerika, Schiff um Schiff, und jedes brachte Wechsel, und jedes brachte Waren, eine ungeheure Fülle, den wohlverdienten Lohn seines Idealismus und seiner List.

Auch Vaudreuil war sehr vergnügt. Da hatte ihn der Uhr­machersohn, sein Hofnarr, ohne es zu wissen, auf den Einfall gebracht, auf den er so lange schon wartete. Den Amerikaner und Versailles Zusammenstößen zu lassen, das war hübsch, das war die Sensation, die er brauchte. Für einen Monsieur Caron war so was natürlich unausführbar. Der sah sich, wenn er dergleichen plante, umgeben mit lauter Mauern. Aber er, Vaudreuil, hatte die Flügel, diese Mauern zu überfliegen. Den Rebellenführer mit einer einflußreichen Persönlichkeit des Hofes zusammenbringen? Nichts leichter als das. Man mußte nur die Kühnheit und Phantasie des geborenen Aristo­kraten haben, dann brachte man ihn nicht mit *einer,* man brachte ihn mit *der* Persönlichkeit zusammen, mit der ent­scheidenden.

Frech, heiter und luftig baute sich Vaudreuil seinen Plan zusammen. Es wird ein aristophanischer Spaß sein, würdig eines Vaudreuil, ein Streich, der den Dicken ärgern und dem Hof auf Wochen hinaus zu reden geben wird.

Der Rahmen der Begegnung, soviel war klar, mußte ein Fest sein auf seiner Besitzung Gennevilliers, eine Art Mas­kenfest, so daß Toinette inkognito erscheinen und mit dem Rebellen sprechen konnte. Was er noch finden mußte, das war der rechte Vorwand, den Alten einzuladen. Es mußte ein Spektakel sein, ein Stück, das irgendwelchen Zusammenhang hatte mit der Rebellion der Quäker.

Er ging im Geist die Theaterliteratur durch. Suchte, fand, verwarf, fand.

Es gab da einen älteren, angesehenen Dramatiker, Antoine- Marin Lemierre. Er schrieb edle Versstücke, die etwas lang­weilig waren, doch ausgezeichnet durch rebellische Tiraden gegen unduldsame Priester und despotische Regenten. Ge­meinhin spielten sie in abgelebten Zeiten und in weitentfern­ten Gegenden, im alten Persien, im alten Indien, und die Zensur hatte sie nach einigem Zögern passieren lassen. Nun aber hatte Lemierre einen „Wilhelm Tell“ geschrieben, und da hatte der Zensor erklärt, rebellische Aktionen, die sich nicht in einer zeitlichen Entfernung von mindestens tausend Jahren und einer räumlichen von mindestens zweitausend Meilen abspielten, könne er auf der Bühne nicht dulden. Das Verbot hatte Aufsehen erregt, der Autor hatte an den König appelliert, Louis hatte den Beschluß seines Zensors bestätigt. Dieses Stück auf seinem Schloß vor einem kleinen, erlesenen Zirkel aufführen zu lassen, nicht durch Berufsschauspieler, sondern durch Liebhaber, durch Aristokraten, das schien Vaudreuil tapfer und pikant, ironisch und revolutionär und ein guter Vorwand, sowohl den Amerikaner einzuladen wie Toinette.

Er weihte seine Freunde, den Prinzen Karl, die Polignacs, die Rohan, in seinen Plan ein. Erklärte ihnen, wie er sich das Ganze denke, nämlich nicht als politische Kundgebung, son­dern als ästhetisch-gesellschaftliche Angelegenheit. Emst neh­men – das verstehe sich von selbst – dürfe man weder den guten Lemierre und seine wackeren Schweizer noch den bie­dern Patriarchen aus Quäkerland. Man klopfe den Rebellen die Schulter, verstehe sie, belächle sie. So angefaßt, mit leich­ter, überlegener Hand, sei die Sache ein Streich, des Klüngels würdig.

Die andern erwärmten sich für das Projekt und waren bald ebenso begeistert wie Vaudreuil selber. Man beschloß, die Veranstaltung als Maskenfest zu verkleiden, auf dem die Aufführung des „Wilhelm Tell“, genau wie das Ballett oder das Feuerwerk, nur eine unter mannigfachen Darbietungen sein sollte. Die Vorbereitungen wurden geheimgehalten, da­mit die überraschende Wirkung um so pikanter sei. Prinz Karl hatte zunächst sowohl den Tell spielen wollen, der schießt, wie den habsburgischen Gouverneur, der erschossen wird. Man gab ihm schließlich den Tell, die Rolle des fin­stern Österreichers gab man dem schönen, brutalen Grafen Jules, dem sie sehr zusagte. Gabriele Polignac freute sich dar­auf, als edle, freiheitliche, naturnahe Schweizerin gut auszu­sehen, und fing sogleich an, mit Mademoiselle Bertin zu bera­ten. Den einzig amüsanten Part des Stückes, Teils Knaben, dem der Apfel vom Haupt geschossen wird, übertrug Vau­dreuil der Berufsschauspielerin Désirée Mesnard.

Diane Polignac übernahm es, Toinette neugierig zu machen, damit sie die Einladung um so gewisser annehme. Vertraulich erzählte sie Toinette, Vaudreuil wolle in Gennevilliers den vielberufenen „Wilhelm Tell“ des Monsieur Lemierre auf­führen und frage sich, ob er Toinette einladen solle. Toinette begriff, daß François auf diese Art beweisen wolle, ein wie origineller Intendant zu sein er beabsichtige, es kitzelte sie selber, den guten Louis auf harmlose Art aufzuziehen, und sie war gekränkt, daß man an ihrem Mute zweifelte.

Als sie das nächste Mal mit Vaudreuil zusammen war, fragte sie ihn scherzhaft empfindlich: „Wie ist das, Fran­çois? Werde ich zu Ihrem Maskenfest eingeladen?“ – „Ihre Anwesenheit, Madame“, antwortete höflich Vaudreuil, „wäre eine Ehre, die ich nicht zu verlangen wage. Ich möchte Ihnen keine Kühnheiten zumuten.“ – „Ich erinnere mich nicht“, entgegnete Toinette, „daß ich Ihnen Anlaß gegeben hätte, an meiner Tapferkeit zu zweifeln.“ – „Ich werde ein Stück aufführen lassen“, sagte brüsk Vaudreuil, „das den Dicken sehr in Rage gebracht hat, den ‚Wilhelm Tell‘. Wie Sie jetzt mit dem König stehen, weiß ich nicht, ob da Ihre An­wesenheit ratsam erscheint.“ – „Ich bin Ihnen verbunden“, sagte Toinette, „daß Sie auf einmal so zarte Rücksicht neh­men auf meine Beziehungen zu dem König. Ich sehe keinen Grund, Ihrem ‚Wilhelm Tell‘ fernzubleiben. Ich bin interes­siert an der Schweiz. Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß ich in meinem Dörfchen im Trianon eine Schweizer Meierei instal­liere. Ich nehme lebhaften Anteil an dem Nationalhelden der

Schweizer.“ – „Der Autor des ‚Wilhelm Tell‘ wird der Auf­führung beiwohnen“, sagte Vaudreuil. „Und?“ fragte Toi­nette. „Es werden noch andere interessante Gäste dasein“, fuhr Vaudreuil fort, „zum Beispiel Doktor Franklin.“

Toinettes hohe Brauen spannten sich noch höher, in ihr weißes Gesicht stieg eine leise Röte. „Sehen Sie“, lächelte Vaudreuil, und: „Jetzt sind Sie in Wahrheit die Schwester Kaiser Josefs“, sagte er.

Toinette war peinlich ratlos. Das schien allerdings gefähr­licher, als sie’s erwartet hatte. Sie, Maria Antonia von Habs­burg, Königin von Frankreich und Navarra, und der alte Buchdrucker und Rebell: nein, und wenn sie sich noch so tapfer über jedes Zeremoniell hinwegsetzte, das ging nicht. Nicht nur wird sie Louis Ungelegenheiten bereiten, auch Jo­sef wird ihr durch Mercy und den Abbé verdiente Vorwürfe machen lassen ; denn wenn er auch vor François eine klägliche Rolle gespielt hatte, so hatte er doch recht in allem, was er über den Rebellen dachte und sagte.

Aber hatte sich nicht andernteils Josef selber mit dem Ge­danken getragen, Franklin zu treffen? Und war das ihr, der Frau, nicht eher erlaubt als ihm? Und sollte es nicht ein Maskenfest sein? Wenn sie sich, das Gesicht verlarvt, mit dem Amerikaner unterhielt, war das schlimmer, als wenn sie sich, wie sie’s so oft getan, auf einem Opernball von einem Fremden hatte ansprechen lassen?

Vaudreuil stand hinter ihr. Er lehnte sich über den Rücken des Stuhles vor und beschaute sie von oben. Deutlicher, als Worte es hätten tun können, drückten seine braunen Augen unter den dicken, tiefschwarzen Brauen, drückte sein ganzes männliches, spöttisches Gesicht aus, was er dachte: daß sie zwar große Reden führe, aber versage, sowie ihr Unannehm­lichkeiten drohten von ihrem Mann oder von ihrem Bruder.

Nein, sie wollte nicht mutlos scheinen. Mit einemmal stand ihr ganzes Ressentiment auf gegen Josef, der sie so oft heruntergeschimpft und klein gemacht hatte, gegen den ewi­gen Schulmeister, der ihr Leben regeln und regieren wollte mit seinem dicken Vademecum.

Vaudreuil, ohne seine Haltung zu verändern, tat jetzt den üppigen, frechen Mund auf und sagte mit seiner tiefen Stimme, leise, sehr freundlich: „Begreifen Sie, Toinette, daß ich Ihnen diese Prüfung ersparen möchte? Wenn man mich jetzt bei meinem Feste nach Ihnen fragt, kann ich der Wahrheit gemäß erwidern: ‚Madame ist nicht eingeladen.‘ “ Toinette war nun ernstlich beleidigt. „Sie sind sehr dreist, François“, antwortete sie, „Sie trauen mir sehr wenig zu. Sie kränken mich.“

Darauf hatte Vaudreuil gewartet. „Wie Sie wünschen, Ma­dame“, antwortete er. Und trat vor sie hin und verneigte sich tief, und mit ehrerbietiger Zunge und mit spöttischen Augen sagte er: „Ich bitte Sie um die Gnade, Madame, meinem klei­nen Feste in Gennevilliers beizuwohnen.“

Toinette biß sich die Lippe, atmete. Vaudreuil war zurück­getreten, er lehnte am Kamin und schaute ihr ins Gesicht, höflich, frech, liebenswürdig, hochmütig.

Sie war sich klar darüber, daß sie nein sagen mußte. Sie durfte nicht, nur um jetzt François den kleinen Triumph zu verderben, Louis und sich selber in Schwierigkeiten bringen und vielleicht sogar Frankreich und Habsburg schädigen. François hatte es leicht, er war Untertan. Sie war die Köni­gin, sie hatte Verantwortung. Sie mußte nein sagen. Sie wird nein sagen.

Vaudreuil schaute sie unablässig an, sein volles, ironisches, gewalttätiges Gesicht höhnte: Die Schwester Kaiser Josefs.

„Ich werde kommen“, sagte sie.

„Mein lieber Pierre“, eröffnete zwei Tage später Vaudreuil seinem Freunde und Hofnarren, „ich werde bald in der Lage sein, Ihnen ein Stück vorzuspielen, das Ihrem ‚Figaro‘ nicht nachsteht. Es wird heißen: ,Ein toller Tag oder Wilhelm Tell und die Königin.‘ “ Eine Welle der Befriedigung überflutete Pierre, aber er schaute Vaudreuil mit großäugigem Staunen an und antwortete: „Ich verstehe Sie nicht, mein Mäzen.“

Vaudreuil erzählte ihm mit gutgespielter Beiläufigkeit, wie er die Lösung gefunden habe, nach der Pierre gesucht. Pierre werde es erleben, wie er, Vaudreuil, Pierres greisen Komö­dienhelden mit seiner mächtigen und anmutigen Gegenspiele­rin in *einen* Rahmen spannen werde. „Nur lassen Sie“, for­derte er Pierre auf, „Ihrem Geschäftsfreund in Passy einige behutsame Weisungen zukommen, damit er sich geziemend in das Spiel einfüge. Machen Sie, bitte, den Alten darauf auf­merksam, es werde von ihm erwartet, daß er die hochgestellte Dame, die er bei dem Feste treffen wird, nicht erkennt. Klä­ren Sie, bitte, den Herrn aus dem Westen darüber auf, daß es sich um eine vergnügliche gesellschaftliche Veranstaltung han­delt, nicht um eine politische Versammlung. Sie selber, mein Lieber“, schloß er gnädig, „sind übrigens eingeladen, dem Spiele beizuwohnen.“

Pierre drückte in starken Worten seine Bewunderung und Dankbarkeit aus und stellte seine Dienste bereitwillig zur Verfügung. In seinem Innern war eine große, grimmige Freude. Wenn der Herr Marquis tanzen wollte, so wird, des war Pierre sicher, der Geschäftsfreund aus dem Westen ihm dazu aufspielen, diskret und trotzdem weithin hörbar.

Wiewohl Pierre wußte, daß von dem geplanten Abend nichts verlauten dürfe, erzählte er seinen Nächsten, Therese, Julie, Gudin, vertraulich von dem bevorstehenden Ereignis und von dem großen Dienst, den er Franklin habe leisten können.

Julie jubelte, Therese blieb gleichmütig, Philippe, in seinem Innern, barst vor Wut. Es war niederträchtig, wie die Ameri­kaner seinen edeln, arglosen Freund ausbeuteten, nur um ihn hinter seinem Rücken zu verhöhnen. Pierre lieferte ihnen ihre Waffen für das Schlachtfeld sowohl wie für die Kabinette der Minister, er war’s, der ihren Wagen in Gang hielt, und dafür nannten sie ihn die „Fliege um die Kutsche“. Aber es konnte nur Unheil entstehen für Pierre und für die Welt, wenn Gu­din sprach. Er bezwang sich, schwieg.

Um so ausführlicher verbreitete er sich an seinem Schreib­tisch über die Ereignisse. So wie jener Prokop von Caesarea heimlich an seinem Geschichtswerk schrieb, an jener „Historia Arcana“, welche der Welt das scheußliche wahre Gesicht des in alle Himmel gerühmten Justinian zeigen sollte, so schrieb er, Philippe Gudin, die wahre Geschichte der Dreizehn Staa­ten und des Doktors Benjamin Franklin. In starken, bunten Farben malte er seinen Freund Pierre und dessen große Taten ; um so schwärzer davon ab hob sich der Undank Ame­rikas und des egoistischen Patriarchen von Passy. Aus allen Klassikern suchte Gudin Zitate zusammen, um seiner Ent­rüstung Ausdruck zu geben über solchen Undank. Er zitierte Sophokles: „Wie schnell der Dank der Menschen doch ver­weht und Undank wird“, er zitierte den Cicero und den

Seneca. Und wiewohl doch Pierre von dem bösen Gerede, das man über ihn machte, nichts wußte, bewunderte er ihn dar­um, daß er es hielt wie Plutarchs Alexander der Große: „Das ist königlich, daß man Böses über sich sagen läßt von einem, dem man Gutes getan hat.“

Solche Sprüche und Reflexionen streute der Historiker Phi­lippe Gudin über seine Darstellung der Taten Beaumarchais’ und der Untaten Franklins, und das erleichterte ihn.

Während Franklin im Bade saß, trat William ins Zimmer, sichtlich beeindruckt und vergnügt: „Sieh einmal, Großvater“, sagte er, „was da gekommen ist.“ Er setzte sich zu ihm auf die Holzdecke der Wanne und zeigte ihm eine schön gedruckte Karte. Während sich Franklin sorgsam die Hände abtrock­nete, um nichts zu verwischen, erzählte der Junge weiter: „Ein Lakai in mandelgrüner Livree hat sie gebracht. Glaubst du, Großvater, daß ich auch werde hingehen können?“

Es war aber die Karte eine Einladung des Marquis de Vaudreuil, einem Maskenfest in seiner Besitzung Gennevil­liers beizuwohnen. Es werde Feuerwerk geben, Ballett und die Aufführung eines Stückes. Die Devise des Festes sei: ein Abend in den Schweizer Bergen.

Franklin war gewiß, daß die Einladung zusammenhing mit dem abenteuerlichen Projekt seines guten Dubourg. Noch am gleichen Morgen stellte sich denn auch Silas Deane ein und sprach mit breitem, verschmitztem Gesicht von der hoch­gestellten Persönlichkeit, welche sein verehrter Kollege auf diesem Fest des Marquis de Vaudreuil treffen, aber, bitte, nicht erkennen werde. Er sprach von der heldischen Erhe­bung des naturnahen Schweizer Volkes unter ihrem Washing­ton, der Wilhelm Tell geheißen habe, und er sprach strahlend von seinem Freunde, Monsieur de Beaumarchais, dem großen Débrouillard. Franklin nickte mit dem mächtigen Kopf, kratzte sich und sagte nachdenklich : „Ja, da ist wieder einmal das Kamel durch das Nadelöhr gegangen.“

Er besuchte den Doktor Dubourg, der jetzt häufig das Zimmer hüten mußte, und teilte ihm das Ereignis mit. Du­bourg jubelte erregt, daß es ihm noch vergönnt gewesen sei, Franklin und Amerika einen so großen Dienst zu leisten. Selber in seinen Keller lief er und brachte zutage eine ver­staubte Flasche Cotton 1761, er besaß nur mehr zwei Flaschen dieses edeln Jahrgangs, und wiewohl er’s nicht sollte, trank er zusammen mit Franklin die Flasche leer, und dann auch noch die letzte.

Der Doktor, im stillen, belächelte nicht ohne kleine Rüh­rung die Erregung des Freundes. Doch sah er selber der Zu­sammenkunft mit leisem Kitzel entgegen. Er hatte in ständi­gem Umgang mit Großen dieser Erde gelebt, war vom König von England empfangen worden und hatte einem offiziellen Diner des Fünfzehnten Ludwig in Versailles beigewohnt. Mehr als einmal hatte er sich über das Zeremoniell der Höfe auf seine sacht ironische Art lustig gemacht. Trotzdem spürte er jetzt, da er die Habsburgerin treffen sollte, eine kleine Unsicherheit. Mit Frauen umzugehen, hatte er nur *eine* Art, und er war nicht gewiß, ob seine umständliche, leicht ironi­sche Galanterie dieser Königin gegenüber angebracht war.

Mochte dem sein wie immer, er hatte viele seltsame Situa­tionen erlebt und sehr viele Menschen, und er hatte gelernt, sich anzupassen und das jeweils Beste aus Menschen und Er­eignissen herauszuholen. Er hatte mit Talgziehern zu tun ge­habt und mit Diplomaten, mit Buchdruckern, Gelehrten und Sklavenhändlern, mit Schriftstellern, Generalen, Bauern und Indianern und war mit allen fertig geworden. Er war nicht der Mann, sich vom Außen, vom Kostüm, beirren zu lassen, und er wird es wohl auch mit dieser Königin zu treffen wissen.

Oft hatte er sich den Spaß gemacht, im Geiste die Requi­siten eines Ereignisses und die Kostüme der Menschen aus einer Zeit in die andere zu versetzen. Das tat er auch jetzt. Er nahm seine Bibel her, schlug auf das Buch Hiob und las: „6. Es begab sich aber auf einen Tag, da die Kinder Gottes kamen und vor den Herrn traten, kam der Satan auch unter ihnen. 7. Der Herr aber sprach zu dem Satan: ,Wo kommst du her?‘ Der Satan antwortete dem Herrn und sprach: ,Ich habe das Land umher durchzogen.‘ 8. Der Herr sprach zum Satan: ,Hast du nicht acht gehabt auf meinen Knecht Hiob? Denn es ist seinesgleichen nicht im Lande, schlecht und recht, gottesfürchtig und meidet das Böse.‘ 9. Der Satan antwortete dem Herrn und sprach: ,Meinst du, daß Hiob umsonst Gott fürchtet? 10. Hast du doch ihn, sein Haus und alles, was er hat, ringsumher verwahrt. Du hast das Werk seiner Hände gesegnet, und sein Gut hat sich ausgebreitet im Lande, 11. Aber recke deine Hand aus und taste an alles, was er hat: was gilt’s, er wird dir ins Gesicht absagen?‘ “

Und Franklin übersetzte diese Verse auf seine Art:

„6. Und da Lever im Himmel war, kam der ganze Adel des Herrn zu Hofe, um sich vor ihm zu präsentieren, und es erschien auch Satan unter den Höflingen als einer vom Dienst. 7. Und Gott sagte zu Satan: ,Ich habe Sie seit einiger Zeit vermißt. Wo waren Sie?‘ Und Satan antwortete: ,Ich war auf meinem Landsitz und auf einigen andern Landsitzen, um meine Freunde zu besuchen.‘ 8. Und Gott sagte: ,Lassen Sie hören, was denken Sie vom Grafen Hiob? Ich finde, er ist mein bester Freund, ein durch und durch anständiger Mann, voll von Ehrfurcht für mich, und er vermeidet alles, was mir Ärgernis erregen könnte.‘ 9. Und Satan antwortete: ,Glauben Eure Majestät wirklich, daß diese gute Führung lediglich aus persönlicher Zuneigung und Liebe herrührt? 10. Haben Sie ihn nicht begönnert und Gunstbeweise aller Art auf ihn ge­häuft, bis er ein riesiges Vermögen zusammen hatte? 11. Stel­len Sie ihn auf die Probe. Sie brauchen ihm nur Ihre Protek­tion zu entziehen und ihm seine Ämter und hohen Bezüge zu sperren. Dann werden Sie rasch erleben, wie er in die Opposi­tion geht.‘ “

Franklin verglich seine Version mit der üblichen, alten. Er war beruhigt. Er wird dieser Königin gegenüber den rech­ten Ton anzuschlagen wissen.

Am festgesetzten Tage, einem warmen, doch nicht drücken­den Sommertag, fuhr er in Begleitung seines Enkels William nach Gennevilliers. William, in einem Schäferkostüm à la mode, sah gut aus und war erwartungsvoll vergnügt. Franklin trug seinen braunen Rock, er war der Philosoph aus dem Westen, der Quäker, den dieses Land in ihm zu sehen wünschte.

Vaudreuil hatte sein Pariser Stadtpalais und sein kleines Haus in Versailles elegant und neu ausgestattet, aber seinen repräsentativen Stammsitz so belassen, wie er ihm überkom­men. Der Park von Gennevilliers wahrte den steifen, prunk­vollen, zeremoniös gezirkelten Stil, in dem ihn zur Zeit des Vierzehnten Ludwig der Urgroßvater Vaudreuils angelegt hatte. Auf den sonnigen, staubigen Wegen dieses Parkes, zwi­schen ängstlich gleichmäßigen Hecken und peinlich akkurat zugeschnittenen Bäumen, ergingen sich Vaudreuils Gäste.

Sowie der Hausherr Franklins ansichtig wurde, eilte er ihm entgegen und dankte ihm mit höflicher Herzlichkeit für sein Kommen. Das Erscheinen des Doktors machte die gleiche Sensation wie überall. Doch kannte Franklin hier weniger Leute als in Paris und fühlte sich weniger heimisch. Gravi­tätisch und – fremdartig ging er herum zwischen den Schwei­zern und Schweizerinnen, Schäfern und Schäferinnen, Her­ren in Dominos und Damen in Masken und kam sich fehl am Orte vor.

Er setzte sich, leicht müde, auf eine Bank, die Schatten bot, und hätte sich gerne gekratzt. Monsieur Lenormant, im Do­mino, gesellte sich zu ihm und gab ihm Auskunft über die­sen oder jenen Gast. Im übrigen war Monsieur Lenormant nicht redselig und wohl auch nicht vergnügt. Es war ihm von vornherein nicht lieb gewesen, daß Désirée in dem revolutio­nären Drama Monsieur Lemierres eine Rolle übernommen hatte: nun gar noch der Amerikaner hier in Gennevilliers auftauchte, argwöhnte er, es könnte sich um eine der dun­keln Intrigen Pierres handeln.

So saßen sie denn auf ihrer Bank, Franklin und Lenor­mant, gesprenkelt von der Sonne, schweigsam, nachdenklich. Eine Dame kam vorbei, deren hübsches, etwas zu hageres, zerarbeitetes Gesicht mit den großen, fahrigen Augen in merkwürdigem Gegensatz stand zu dem Sennerinnenkostüm, das sie trug. Sie war begleitet von zwei Kavalieren und einer andern Dame, umsprungen war die Gruppe von zwei kläffen­den Hündchen. Monsieur Lenormant erhob sich und grüßte auf seine ernsthafte, respektvolle Art, auch Franklin grüßte, da ihm die Dame bekannt vorkam. Sie gab seinen Gruß um­ständlich, ja bedeutungsvoll zurück. „Die Prinzessin Rohan“, erklärte ihm Monsieur Lenormant, als die Gruppe vorüber war. Die Dame ging noch einige Schritte weiter. Dann machte sie plötzlich halt, drehte sich um, ihr Gesicht erstarrte zu einer frommen und gleichzeitig schreckensvollen Maske, und während die andern verstummten, flüsterte sie mit seltsam dringlicher Stimme: „Seht ihr ihn? Seht ihr ihn?“ – „Wer ist es denn diesmal?“ wurde sie gefragt. „Der Graf Fron­tenac“, antwortete sie. „Er sagt nichts, aber er ist traurig und schaut uns an mit Blicken voll Vorwurfs. Wir müssen etwas getan haben, was nicht recht ist.“ Vaudreuil war dazugekom­men. Er besänftigte die Prinzessin, führte sie fort.

Franklin hatte zwei-, dreimal derartige Anfälle beobachtet, nicht ohne wissenschaftliche Anteilnahme, doch waren sie ihm zuwider wie alles Dunkle, Nebelhafte, Unordentliche. Er er­innerte sich jetzt, daß ihm – war es nicht im Salon der Ma­dame de Genlis gewesen? – diese Prinzessin mit Begeisterung von der amerikanischen Sache gesprochen hatte. Wenn sie jetzt glaubte, der Graf Frontenac, jener Mann, der Kanada, der Neu-Frankreich groß gemacht hatte, zürne ihr und der Gesellschaft, deutete das nicht darauf hin, daß die Begeiste­rung der Prinzessin und der Hofleute um sie herum nur ge­spielt war und daß sie in ihrem tiefsten Innern Unbehagen spürten vor dem englischen Amerika? Nein, der französische Haß gegen das Amerika englischer Zunge war keineswegs tot, und er, Franklin, wird hier eine schwere Aufgabe haben.

Vaudreuils Majordomus und andere Angestellte seines Haushalts baten die Gäste in den Theatersaal. Die Auf­führung begann.

Monsieur Lemierres Drama schien Franklin eine wohl­gemeinte pathetische und wirklichkeitsfremde Angelegenheit. Die Schweizer Bauern auf der Bühne, auffallend reichgeklei­dete Männer, rühmten in düster feurigen Versen die Freiheit und ergingen sich in wilden Anklagen gegen die Tyrannen. Franklin schienen ihre Anklagen zuwenig substantiiert; mit solchen allgemeinen Argumenten hätte man in Amerika kei­nen Hund hinterm Ofen, geschweige denn einen Bauern von seiner Pflugschar oder einen Handwerker von seinem Werk­zeug weggelockt. Und während die Landleute auf der Bühne weiterphilosophierten und wetterten, beschloß der Doktor, nachzulesen, welche Steuern und Abgaben die wirklichen Schweizer damals dem Kaiser und seinem Gouverneur zu ent­richten hatten. Da liegt nämlich der Hund begraben, mein Herr Stückeschreiber, dachte er. Eine angenehme Abwechs­lung in das nachgerade etwas monotone Versgewitter brachte Mademoiselle Désirée Mesnard, die Franklin schon auf der Bühne des Théâtre Français mit Wohlgefallen gesehen hatte. Sie war, als Teils Knabe, nicht nur eine Augenweide, sondern sprach auch ihre Verse munter und naiv, dabei unterstrei­chend, daß dieser Knabe eine Frau war. Sie sprang aus dem öden Papier des Stückes als etwas angenehm Lebendiges her­aus, und als sie gegen Schluß mit deutlicher Anspielung auf Franklin in kunstvollen Alexandrinern verkündete, daß das Beispiel der Eidgenossen sicherlich auch anderswo Blitze ge­gen die Tyrannen lenken werde, fand sie stärksten Beifall, an dem sich der Doktor um ein Haar beteiligt hätte.

Nach der Vorstellung mischten sich die Schauspieler in ihren Kostümen unter die Gäste. Um Franklin bildete sich eine größere Gruppe, man stellte ihm, wie er’s gewohnt war, einige gescheite und viele törichte Fragen, er mußte sein Autogramm hier auf einen Fächer setzen, dort auf eine Tanz­karte, man war begeistert und verständnislos.

Bald erschien in dem Kreis um Franklin auch Teils Knabe. Franklin machte Désirée in seinem ungelenken Französisch galante und gravitätische Komplimente. Lenormant meinte trüben Gesichtes, er habe nicht ohne Sorge zugesehen, wie gewalttätig und mühevoll Prinz Karl mit Pfeil und Bogen herumgewirtschaftet habe, und er freue sich, daß alles gut abgelaufen sei. Désirée antwortete, sie sei glücklich, daß der Doktor auf seine Rechnung gekommen sei, und setzte mit einem kleinen, spitzbübischen Lächeln hinzu, sie hoffe, er werde auch im weitern Verlauf des Abends auf seine Rech­nung kommen. Franklin war überrascht, daß also auch sie im Komplott war. Lenormant fand in ihren beziehungsvollen Worten eine Bestätigung seines Verdachtes, daß da eine Ka­bale Pierres im Werke war, und er wurde noch grämlicher.

Jetzt hatte sich der Gruppe auch Pierre zugesellt. Er rühmte in geschickten Worten das Drama, das man gesehen hatte, doch nur, um mit Schwung zu schließen: wenn indes Franklin zugegen sei, verblasse vor solcher Wirklichkeit auch ein gutes Stück wie das seines Kollegen Lemierre. Denn wel­ches Theaterstück könne wetteifern mit dem gewaltigen Schau­spiel, das Amerika der Welt biete? Franklin, mit freund­licher Bitterkeit, sagte trocken : „Leider zahlen die Zuschauer nicht dafür.“ Pierre aber nahm seine Worte auf und erwi­derte: „Das kann man wohl sagen.“ Franklin ließ sich den Scherz gefallen und quittierte ihn mit Lächeln und Ver­ständnis.

Man hatte Spieltische aufgestellt. Unter den Spielern des einen Tisches gewahrte der Doktor eine Dame in blauem Schäferinnenkostüm und mit blauer Maske, und er wußte so­gleich: das ist die Königin. Wiewohl der obere Teil des Ge­sichtes von der Maske verborgen war, ihre kühne Nase, die volle, kurze, leicht hängende Unterlippe waren nicht zu ver­kennen.

Man spielte geräuschvoll an dem Tisch der Dame, man be­nahm sich zwanglos, die beiden Hündchen der Prinzessin Ro­han kläfften den Gästen zwischen den Beinen herum. Frank­lin nahm wahr, daß man die Dame mit der blauen Halbmaske keineswegs mit besonderer Aufmerksamkeit behandelte; viel­mehr bemühte man sich sichtlich, sie nicht zu erkennen.

Er stand auf und trat, von William geleitet, an den Spiel­tisch. Man bot ihm höflich einen Stuhl an; er zog es vor, zu stehen. Die Dame mit der blauen Halbmaske hatte, als er an den Tisch trat, flüchtig aufgesehen, dann schwatzte und spielte sie weiter, lässig wie vorher. Er sah mit Wohlgefallen, wie zart und weiß ihre Haut war, wie schöngebildet Arme und Hände.

Man erklärte ihm das Spiel. „Los, alter Herr“, rief im Ton eines Jahrmarktschreiers der junge, freche Prinz Karl, der, noch im Kostüm des Wilhelm Teil, am Tisch saß; die Arm­brust hatte er neben sich gestellt. „Versuchen Sie Ihr Glück“, rief er, „spielen Sie.“ Franklin sah, daß die Dame mit der Halbmaske herüberschaute. Er verlangte von William Geld und setzte, gefällig, ein großes Silberstück, einen Ecu. „Sie müssen mir erlauben, Herr Doktor“, sagte Diane Polignac, „Ihren Einsatz zu erhöhen; falls ein Gewinn herauskommt, verwenden Sie ihn, bitte, für Ihre große Sache“, und sie fügte seinem Ecu fünf goldene Louis bei. Der Ecu und mit ihm die fünf Louis gingen verloren. Franklin sagte zu William: „Den Ecu setzen wir dem Kongreß auf Rech­nung.“

Er verließ den Spieltisch und ging zurück zu seinem be­quemen Sessel. Man sprach von dem Apfelschuß und stellte scherzhafte Betrachtungen darüber an, welche Rolle Äpfel in der Geschichte gespielt hätten; da war der Apfel der Eva, der Reichsapfel der römischen Kaiser, Newtons Apfel, die vergifteten Äpfel der Borgia.

Das erinnerte Franklin an eines seiner Histörchen, und er gab es zum besten. Kam da ein Freund von ihm, ein schwedi­scher Missionar, zu den Susquehanna-Indianern, predigte und erzählte ihnen einige der Geschichten aus der Bibel, darunter die Geschichte, wie Adam den Apfel aß und unsere Voreltern dadurch das Paradies verloren. Die Indianer dachten lange nach. Dann erhob sich ihr Häuptling und sagte zu dem Mis­sionar: „Wir sind dir außerordentlich verpflichtet, mein Bruder, daß du es nicht scheutest, das große Wasser zu über­queren, um uns die Dinge zu verkünden, die du von deinen Müttern erfahren hast. Es sind gute und richtige Dinge. Es ist wirklich schlecht, Äpfel zu essen. Es ist viel besser, Apfel­wein daraus zu machen.“

Während er behaglich erzählte, schaute er nach der Dame mit der blauen Halbmaske. Ihr gegenüber stand jetzt Vau­dreuil, neben ihr, im Kostüm einer Schweizer Bäuerin, saß Gabriele Polignac. Die Dame mit der blauen Maske schwatzte und spielte; doch Franklin glaubte zu bemerken, daß ihre Gedanken nicht bei ihrem Spiel waren und nicht bei ihrer Unterhaltung.

Er beobachtete richtig, Toinette war nervös. Wohl hatte sie ihresteils den Mut bewiesen, den ihr François auf so heraus­fordernde Art abgesprochen hatte. Sie war hergekommen, hatte sich das verbotene Stück angeschaut, atmete *eine* Luft mit dem Rebellen aus dem Westen. Aber François stand ihr gegenüber, spielte unaufmerksam und schaute sie unablässig an, dreist, keineswegs gedemütigt, offenbar nicht gewillt, ihre Tapferkeit gelten zu lassen. Ohne daß er hätte Worte machen müssen, erkannte sie, daß, was sie getan hatte, nicht ge­nügte. Es war klar, François erwartete mehr, er erwartete, daß sie das Wort an den Rebellen richte. Wenn sie das nicht tat, dann wird François sie morgen genauso grausam ver­höhnen wie früher, und dieser ihr Besuch in Gennevilliers, den sie sich so mühsam abgerungen, wird umsonst gewesen sein.

Sie rührte Gabriele leicht am Arm. „Ich habe heute kei­nen Spaß am Spielen“, sagte sie, „ich gewinne nichts, und ich verliere nichts. Gehen wir hinüber zu deinem Doktor, ich möchte ihn mir anschauen.“ Es kam ganz leicht heraus, Toi­nette war mit sich zufrieden. Gabriele, in ihrer lässigen Art,

lächelte, nickte Zustimmung. Die beiden Damen standen auf, ohne Eile, gingen, ohne Eile, hinüber zu Franklin.

Man brachte ihnen Stühle, die Gruppe um Franklin war jetzt ziemlich groß geworden. Pierre hatte wieder einmal das Wort an sich gerissen. Prinz Karl, meinte er, habe als länd­licher Revolutionär trotz offenbaren Talentes nicht ganz überzeugt, während Graf Polignac als Wüterich außerordent­lich glaubhaft gewesen sei. „Wenn unser Wilhelm Tell nicht ganz glaubhaft gewirkt hat“, sagte Monsieur Lenormant, „so liegt das an dem Dichter, der ihm keine durchschlagenden Argumente gab. Wir hören immerzu von Tyrannei und Unter­drückung. Dabei geht es diesem Tell und seinen Kollegen anscheinend recht gut; jedenfalls haben sie viel Zeit, poli­tische Versammlungen abzuhalten und Mord und Aufruhr vorzubereiten.“ Pierre, statt einer Antwort, wandte sich an Franklin: „Glauben Sie, bitte, nicht, Doktor Franklin, daß mein Freund Charlot der Mäkler und Meckerer ist, der er scheinen will. Seine Zunge liebt es manchmal, zu sticheln, aber sein Herz schlägt für jede große Sache.“

Die ringsum waren bemüht, so zu tun, als hörten sie nur auf Franklin und Beaumarchais und als kümmerten sie sich nicht um die Dame in Blau. Aber Toinette wußte, daß alle darauf warteten, ob sie und was zu Franklin sprechen werde. Sie war gewohnt, alle Blicke auf sich zu spüren, sie hatte Sicherheit gelernt. Aber heute war sie befangen wie vorher nur ein einziges Mal in ihrem Leben, damals, als sie das Wort an die Dubarry hatte richten müssen. Damals, da sie „die Hure“ hatte ansprechen müssen, hatte sie sich nicht schlecht aus der Affäre gezogen. „Es sind heute viele Leute in Versailles, nicht wahr, Madame?“ hatte sie geäußert, und die Dubarry hatte erwidert: „Ja, Madame.“ Auch heute, da sie zu dem Rebellen sprechen sollte, war es wohl das beste, wenn sie etwas möglichst Belangloses, Konventionelles äußerte. Franklin machte es ihr leicht, er schaute sie gar nicht an. So, in eine Gesprächspause hinein, sagte sie scherz­haft: „Hat es Ihnen leid getan, Doktor Franklin, wie Sie vorhin den Ecu verloren haben?“

Man lachte. Franklin wandte ihr das große Gesicht zu und betrachtete sie freundlich. „Ein alter Mann“, sagte er, „sollte sich mit seinen alten Lastern begnügen und sich keine neuen zulegen. Doch als ich Ihrem Spiel zuschaute, schöne Dame, ließ ich mich von Ihrem Eifer anstecken. Es war hübsch und anregend, zu beobachten, was in Ihnen vorging, während Sie spielten.“

Toinettes Befangenheit war verschwunden. Sie fühlte auf sich den prüfenden, anerkennenden, leise begehrlichen Blick Franklins. Gekitzelt dachte sie an Maskenbälle, an Tänze, da sie den Leib fremder Männer ganz nahe dem ihren gespürt hatte. Übermütig war in ihr das Gefühl: Der Herr Rebell, der mich so anschaut, ist nicht gefährlich. Mit dem kann ich machen, was ich will.

„Was ist denn in mir vorgegangen?“ fragte sie.

Aus dem Schlitz ihrer Halbmaske fühlte Franklin ihren koketten Blick auf sich gerichtet. Er hatte also die rechte Taktik eingeschlagen. Sie war, diese Königin, eine Frau, wie er deren in Frankreich Hunderten begegnet war. Sie war ein bißchen töricht, sie redete Albernheiten, aber sie tat es mit Anmut. Jedenfalls wird er auch dieser Königin gegenüber weiter den alten Herrn spielen, der einer hübschen Frau halb väterlich, halb frivol, respektvoll und leicht ironisch den Hof macht.

„Es ist kein schlechtes Zeichen“, verkündete er, „wenn sich eine Frau manchmal gehenläßt und ein bißchen spielt. Wer sich selber gegenüber tolerant ist, ist es sicherlich auch zu andern.“

„Halten Sie mich für tolerant?“ fragte Toinette.

Franklin schaute sie an, freundlich prüfend. „Menschen sind von außen so schwer zu durchschauen wie Melonen“, sagte er, „besonders dann, wenn man nur das halbe Gesicht sieht. Frauen, wohl weil sie der Natur näherstehen, pflegen toleranter zu sein als Männer. Das haben sie gemein mit den sogenannten Wilden. Ich muß Ihnen da“, wandte er sich be­haglich an die ganze Gesellschaft, „noch eine Geschichte von meinem schwedischen Missionar erzählen. Der also predigte den Indianern lang und gründlich, nach Art der Missionare, von seinen christlichen Wahrheiten und von den Geschichten der Bibel. Die Indianer hörten ihm aufmerksam, freundlich und geduldig zu. Dann, als wohlerzogene Leute, erzählten sie ihm zum Dank welche von ihren Legenden. Ihre Erzählungen dauerten nicht so lange wie die seinen, aber kurz waren sie auch nicht. Schließlich riß meinem Freunde die Geduld. ,Hört mir auf, ereiferte er sich, ,was ich euch verkünde, sind heilige Wahrheiten, was ihr mir da vorredet, lauter Fabeln und Erfindungen.‘ Die Indianer waren gekränkt. ,Lieber Bru­der‘, erwiderten sie, ,es scheint, deine verehrte Mutter hat nicht genügend Mühe auf deine Erziehung verwendet und hat dich nicht zur Genüge unterrichtet in den Regeln der Höf­lichkeit und der Duldung. Du hast gesehen, daß wir deine Geschichten geglaubt haben: warum glaubst du nicht die unsern?‘ “

„Ausgezeichnet“, sagte Prinz Karl, und da er bisher vergeb­lich eine Gelegenheit gesucht hatte, geistreich zu sein, fügte er hinzu: „Und wer hatte die bessere Wahrheit, Doktor Frank­lin, Ihr Freund, der Missionar, oder die Indianer?“ – „Sie hatten beide ihre guten halben Wahrheiten“, antwortete Franklin.

Toinette spürte, daß er zu ihr herübersprach. Es schmei­chelte ihr, wie der Rebell sie behandelte, doch ganz zufrieden war sie nicht. Wohl ließ er merken, daß er sie für eine schöne, begehrenswerte Frau hielt; doch ein wenig auch machte er sich lustig über sie. Und das duldete sie nicht. Behandeln wie ein kleines Mädchen ließ sie sich nun einmal nicht. Sie wird zeigen, daß sie ihm gewachsen ist. „Aber Sie selber, Doktor Franklin“, fragte sie schalkhaft und überlegen, „Sie selber halten Ihre Wahrheit doch für eine ganze?“

Der Alte betrachtete sie väterlich milde; ihm genügte, was er erreicht hatte. Aber vielleicht konnte er aus der Zusam­menkunft noch mehr herausholen. Vielleicht konnte er diese Frau, die so bestrebt war, den Verstand zu zeigen, den sie nicht hatte, zu Äußerungen verleiten, die der guten Sache nützlich waren. Dabei war sie so hübsch, daß es ihm beinahe leid tat, ihr Ungelegenheiten zu bereiten. „Es gab Zeiten“, ant­wortete er friedfertig, „da ich mein Urteil für das einzig richtige gehalten habe. Doch je älter ich werde, um so mehr komme ich davon ab, und jetzt bin ich schon ganz weit entfernt von dem Standpunkt jener Dame, die mir einmal vorgeklagt hat: ,Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich habe noch niemand getroffen, der immer recht gehabt hätte, außer mir selber.‘ “

Ringsum hörte man gespannt zu. Vaudreuil und Diane Polignac, Pierre und Désirée, ein jeder nahm an, er selber sei derjenige, der dieses interessante und erregende Spiel entworfen habe. Vaudreuil verfolgte mit geschmäcklerischer Freude jede Wendung in dem koketten Disput zwischen dem alten, freundlichen Rebellen und der jungen, streitbaren Kö­nigin. Gabriele Polignac spürte unbehaglich, daß Toinette dem großen, schweren, freundlichen alten Mann nicht ge­wachsen war; sanft wie die Tauben und klug wie die Schlan­gen, ging es ihr durch den Kopf. Die wenig hübsche Diane hingegen sah nicht ohne Freude zu, wie sich die schöne und von sich selbst so überzeugte Königin, der alle alles so leicht machten, Schwierigkeiten bereitete. Auch Prinz Karl hatte seinen Spaß; er gönnte es Louis, wenn ihm Toinette eine kräftige Suppe einbrockte.

Mit der Anteilnahme des Kenners beobachtete Pierre, mit welcher Sicherheit Franklin Toinette dahin lenkte, wo er sie haben wollte. Wie er freundlich mit ihr spielte, gleich einem großen Bernhardiner, der mit einem Kinde spielt, und wie doch dieses Spiel gar nicht so harmlos war, und wie sie nichts ahnte, sondern glaubte, sie spiele mit ihm. Tiefe Genugtuung füllte Pierre. Er war es, der alle diese hierhergezogen hatte und der sie nun, ohne daß sie es wußten, zu seiner Musik tanzen ließ.

Grimmiger noch war die Freude, mit welcher Désirée den Fortgang des Spieles verfolgte, das ihr lieber Freund Pierre und sie ersonnen hatten. Ihr waren nicht nur Franklin und die Königin die Spieler, ihr stand Toinette für die ganze, hochmütige, hochadelige, privilegierte Gesellschaft, und Franklin stand ihr für alle andern, für die unten, für die Nicht-Privilegierten. Sie und ihr Pierre hatten sich, um ein lebenswürdiges Leben zu führen, eingedrängt in die Kreise des Adels. Sie mußten sich, um ihren Platz zu halten, immer neuen Anstrengungen und Demütigungen unterziehen. Dabei verachtete sie die großen Herren, um deren Gunst sie buhl­ten. Wie waren sie dumm und blind, diese großen Herren, in ihrem Hochmut. Da saßen sie, verlockt von Pierre und von ihr selber, und lächelten in ihrer Gier nach immer neuen Sensationen und wetteiferten, dem Feinde Waffen in die Hand zu drücken, der sie zerschmettern wird. Jung, keck, hübsch und lebendig, in ihrem Knabenkostüm, saß sie am Rande des großen Halbkreises, der sich um Franklin und Toinette gebildet hatte, und genoß das Salz und die Anmut der Sätze des alten Doktors und freute sich, daß diese stolze, lebensunfähige Königin eine so törichte Rolle spielte.

Toinette selber hatte das Gefühl, daß vorläufig Franklin besser abschnitt. Sie suchte nach einer mutigen, verblüffen­den Äußerung, ihn zu schlagen. „Da Sie Ihre Wahrheiten nur für halbe Wahrheiten anschauen, Doktor Franklin“, fragte sie lächelnd, herausfordernd, „halten Sie sich wohl auch nur für einen halben Rebellen?“ Freundlich erstaunt, gutmütig, amü­siert, wandte sich Franklin ihr voll zu und sagte: „Ein Re­bell? Ich? Schau ich aus wie ein Rebell? Wer hat Ihnen das weisgemacht?“ Und ohne Übergang fuhr er fort: „Wunder­bar steht Ihnen Ihre Frisur. Sie unterstreicht die Klarheit Ihrer Stirn. Belehren Sie, bitte, einen unwissenden Fremden: wie nennt man doch diese Haartracht?“

Alle atmeten auf, daß der Alte das Feuer ausgetreten hatte, bevor es um sich greifen konnte, und freuten sich seines Tak­tes. Noch ehe Toinette antworten konnte, antwortete Ga­briele. „Man nennt diese Frisur ‚Coiffure Quès-a co‘, Doktor Franklin“, sagte sie; es trug aber Toinette in der Tat jene Haartracht, welche ihr die Pamphletisten vorgeworfen hatten. Und Désirée erklärte: „ ,Quès-a co‘ heißt ,Was ist das, was soll das?‘, und es ist eine Wendung, mit welcher sich Monsieur de Beaumarchais in einer seiner Flugschriften lustig machte über den provenzalischen Dialekt eines plumpen Gegners.“ – „Danke, Mademoiselle“, entgegnete Franklin, und mit einer Neigung gegen Pierre fügte er hinzu: „Ich sehe, man weiß die Literatur in Frankreich zu ehren.“

Doch: So billig soll er mir nicht entkommen, dachte Toi­nette, und schelmisch drohend, mit kleiner, süßer Stimme fragte sie: „Aber ein bißchen haben Sie doch rebelliert gegen Ihren König? Oder bin ich da falsch unterrichtet?“ Franklin, leicht und sehr höflich, antwortete: „Ich glaube, ganz richtig informiert sind Sie nicht, Madame Quès-a co. Sehr viele Leute nehmen an, der König von England habe gegen uns rebelliert, nicht wir gegen ihn.“

Jetzt begann es ernstlich brenzlig zu werden. Vaudreuil schickte sich an, einzugreifen. Allein bevor er’s tun konnte, hatte schon Gabriele gesagt: „Sie haben so nette Worte ge­habt für Madame Quès-a cos Frisur, Doktor Franklin. Bitte, sagen Sie doch auch uns andern, was Sie über unsere Kostüme denken und über unsere Hüte.“

Es nützte nichts, die verblendete Toinette kannte kein Hal­ten. Mit keinem kleinsten Gedanken mehr dachte sie daran, daß sie die Königin war und der Alte der Rebell. Sie war nichts als eine hübsche Frau, die gemerkt hatte, daß der andere ihre Gestalt, ihr Gesicht, ihre Hände bewunderte, aber nicht zur Genüge ihren Verstand. „Sie sind ein gelehrter Mann, Doktor Franklin“, sagte sie, immer ganz leise, „und können sicher jede These, die Sie wollen, ob wahr oder un­wahr, besser verfechten als eine ungelehrte Frau. Aber geben Sie nicht im Innersten Ihres Herzens zu, daß der König von England schließlich das göttliche Recht hat, seinen Kolonien Befehle zu erteilen?“ Jedermann sah, daß sie aus tiefster Überzeugung sprach.

Franklin hatte diese Wendung des Gespräches nicht ge­sucht. Er wollte die Dame mit der blauen Maske nicht zu Äußerungen verleiten, die sie hätten kompromittieren kön­nen. Es wäre undankbar gewesen und vielleicht auch nicht einmal klug, es hätte die Dame und ihren Mann vielleicht nur aufgebracht gegen die Sache Amerikas. Noch einmal wich er aus. „Madame“, antwortete er, „halten Sie wirklich einen Mann, der so aussieht wie ich, für einen Rebellen?“

Aber: „Stille Wasser sind tief“, sagte Toinette. „Warum drücken Sie sich vor der Antwort?“

Beide, der Doktor und die Dame mit der Maske, sprachen leicht, im Konversationston. Trotzdem war es sehr still ge­worden. Der junge Prinz Karl lachte etwas töricht, sagte: „Jetzt bin ich aber neugierig“, und lehnte sich vor, daß die Armbrust klirrend zu Boden fiel.

„Madame“, sagte, nachdem die Armbrust verklungen war, in die Stille hinein Franklin, „ich möchte an einem so hüb­schen Abend und vor einer so schönen Frau nicht lehrhaft und politisch werden. Aber da Sie auf einer Antwort beste­hen, lassen Sie mich Ihnen sagen: wir Amerikaner sind keine prinzipiellen Gegner des Königtums. Es gibt freilich eine Überspannung des monarchischen Prinzips, die wir nicht mit­machen. Da hat zum Beispiel ein deutscher Professor seinem Fürsten geschrieben: ,Wenn Gott nicht Gott wäre, müßten billigerweise Eure Hochfürstliche Durchlaucht es sein.‘ Sehen Sie, Madame, das halten wir auf der andern Seite des Meeres für übertrieben. Wir nehmen an, es bestehe zwischen dem König und dem Volk so was wie ein Vertrag. Es sind Ihre Philosophen, Madame, die uns das gelehrt haben. Wir neh­men an, der König von England hat diesen Vertrag mit uns gebrochen. Wir können darauf hinweisen, daß er unsere Meere geplündert hat, unsere Küsten verheert, unsere Städte verbrannt und viele von uns getötet. Das war, finden wir, gegen den Vertrag.“ Es ging, während er das sagte, von sei­nem mächtigen, alten Gesicht eine überzeugende Gewalt aus, und die Worte jener „Erklärung“ kamen leicht und ohne Bitterkeit aus seinem Munde. Gerade dadurch wuchsen sie zu ihrer ganzen Größe.

Graf Jules Polignac, gewichtig dasitzend im Kostüm des ermordeten Landvogts Geßler, sagte mit seiner lauten, un­bekümmerten Stimme in die Stille hinein: „Wenn das Philo­sophie ist, dann ist Philosophie pure Meuterei.“ – „Von dem toten Landvogt Geßler“, sagte höflich Pierre, „kann man keine andere Meinung erwarten.“

Toinette hatte, während Franklin sprach, immer nur sein Gesicht gesehen, die großen Augen mit den hohen Brauen, die ungeheure Stirn. Sie hatte mehr auf den Klang seiner Worte geachtet als auf ihren Sinn, mehr auf die umständ­liche, gravitätische und doch charmante Art, wie er sie vor­brachte. Sie hatte Sinn für alles, was schön war, und somit auch für die seltsame, einmalige, mit Anmut gepaarte Gewalt des Doktors. „So einfach, mein lieber Jules“, sagte sie, „ist es wohl auch wieder nicht. Gewiß ist das, was uns Doktor Frank­lin da erzählt hat, nicht ungefährlich, und eigentlich sollten wir es uns gar nicht anhören. Aber wenn man ihn anschaut und wenn man bedenkt, wieviel Musik in seinen Sätzen ist, dann kann man sich trotz allem schwer vorstellen, daß solch ein Mann sollte ein Rebell sein, auch in seinem Herzen.“

Prinz Karl und der alte Lenormant schauten sie verwun­dert an. Es war erstaunlich, die Königin von Frankreich, die Tochter Maria Theresias, solche Worte sprechen zu hören.

Franklin aber blickte freundlich und verhehlte nicht sein großes Wohlgefallen. Wie sie sich abgemüht hatte, verwirrt und eifervoll, und wie sie jetzt darüber nachdachte, was sie nun eigentlich gesagt habe, war sic in Wahrheit schön und liebenswert. „Es ehrt mich, Madame“, sagte er, „daß Sie mir nichts Schlechtes Zutrauen und daß Sie ein Ohr haben für die Musik unserer amerikanischen Sätze.“

Als er durch die Nacht nach Hause fuhr, überdachte er das Erreichte. Die Königin hatte gesagt, es sei Musik in der Un­abhängigkeitserklärung und sie verehre amerikanische Füh­rer. Das war allerhand. Das wird viele Bedenkliche veran­lassen, ihre Sympathie für die amerikanische Sache zu äußern. So viel war gewiß: der heilige Georg war aus seinem Bild herausgeritten, Pferd und Reiter hatten angefangen, sich zu bewegen.

Er schaute auf seinen Enkel William, der neben ihm lehnte, eingeschlafen. Auch der Junge hatte einen guten Abend verbracht. Franklin dachte an sein friedliches Passy und daß er morgen niemand zu sehen brauche und daß er übermorgen mit Madame Brillon zu Abend essen werde. Er lehnte sich zurück, schloß selber die Augen und nickte ein.

Drittes Kapitel

Eine gewonnene Schlacht

Louis überprüfte die Zeichnungen der Modelle, die in der Porzellanmanufaktur von Sèvres für die Wintersaison her­gestellt werden sollten. Er saß in der Bibliothek, ihm gegen­über saßen der künstlerische Leiter der Manufaktur, Monsieur Pourrat, und der Intendant des Kassenwesens, Monsieur de Laborde. Louis nahm lebhaften Anteil an seiner Manufaktur, es freute ihn, daß sie Nutzen abwarf. Die Erzeugnisse von Sèvres, von Jahr zu Jahr zahlreicher und kunstvoller, wurden vor allem als Neujahrsgeschenke gern gekauft. Louis pflegte um die Weihnachtszeit in seinen eigenen Räumen in Versail­les eine große Porzellan-Ausstellung zu veranstalten und sie mit einer Auktion zu beschließen. Voriges Jahr hatte die Aus­stellung zweihundertsechzigtausend Livres gebracht. „Zwei­hunderteinundsechzigtausendfünfhundertvierunddreißig Li­vres“, konstatierte er mit Behagen, stolz auf diesen Ertrag so­wohl wie auf sein gutes Gedächtnis; er nannte den Herren die Ziffer nicht zum erstenmal. „Dieses Jahr“, fuhr er fort, „wird das Ergebnis bestimmt noch höher sein. Wir können das Geld brauchen, meine Herren“, schloß er mit breitem Schmunzeln.

Vergnügt betrachtete er die hübschen Gruppen, die Mon­sieur Pourrat entworfen hatte; da waren Jagdszenen, eine Schäferin und ein Wildhüter, ein Literat, einem andern vor­lesend. Louis schlug vor, mehr dieser Art herzustellen, etwa einen Mann, vertieft in ein großes Buch, oder vielleicht auch einen Schmied, ein Hufeisen anfertigend, kurz, Genreszenen; es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn das keinen Erfolg haben sollte.

In seinen angeregten Verhandlungen wurde er gestört durch Monsieur de Campan. Leise teilte der Bibliothekar dem König mit, Graf Maurepas sei im Vorzimmer und bitte um eine sofortige Unterredung. Louis verdüsterte sich. Sowie er sich eine angenehme Stunde machte, wurde er gestört. Seufzend verabschiedete er die Herren.

Maurepas war in voller Gala wie immer. Er hatte am frühen Morgen von dem unglaubhaft törichten Streich Toi- nettes erfahren. Erst hatte er daran gedacht, zu warten, bis Monsieur Lenoir, der Polizeipräsident, den König unterrich­ten würde. Dann aber hatte er erwogen, es sei klüger, nichts dem Zufall zu überlassen, sondern die große Gelegenheit zu einem Vorstoß gegen die Österreicherin selber und sogleich wahrzunehmen. Trotz seiner Müdigkeit und trotz der beson­deren Schmerzen, die ihm seine Gicht an diesem Morgen be­reitete, trat er also jetzt vor den König, nicht traurigen, doch ernsten Gesichtes.

„Sind es wirklich so wichtige Mitteilungen, die Sie mir zu machen haben?“ fragte unlustig Louis. „Leider ja, Sire“, ant­wortete Maurepas. Aber dann gönnte er Louis noch eine kleine Frist und sprach von Gleichgültigem. Louis fragte auch nicht weiter, sondern erzählte umständlich von Sèvres und daß seine Ausstellung in diesem Dezember besonders bunt und reichhaltig zu werden verspreche. Er ließ seinen Mentor die Entwürfe Monsieur Pourrats sehen, und Mau­repas bezeigte gutgespieltes Interesse.

Dann aber, bedauernd, daß er seinem mit Sorgen über­bürdeten Monarchen die kurze Zeit der Erholung noch ver­kürzen müsse, kam er auf den Grund seines Besuches zu spre­chen und berichtete von der Begegnung der Königin mit dem Rebellenführer. Er unterschlug keineswegs die mildernden Umstände, aber er benutzte sie nur, um die beispiellose Tor­heit Madames ehrfurchtsvoll ins hellste Licht zu rücken. Ge­wiß, es war nicht die Königin gewesen, die mit Doktor Frank­lin gesprochen hatte, sondern eine Dame in einer blauen Maske; leider aber hatte die Dame vorher der Aufführung eines verbotenen Stückes beigewohnt, so daß also Böswillige hinter der ganzen Angelegenheit Absicht vermuten könn­ten. Gewiß auch waren die Äußerungen, welche die Dame getan hatte, harmlos; immerhin ließen sie sich politisch inter­pretieren und würden bestimmt auch so interpretiert werden.

Louis bemühte sich nicht, seine Erregung zu verbergen.

Mehrmals, während der Minister berichtete, zog er geräusch­voll durch die dicken Nüstern der gekrümmten Nase den Atem ein und stieß ihn wieder aus, sein feistes Gesicht zuckte, als ob er weinen wollte, und als Maurepas zu Ende war, hockte er eine lange Weile schweigend und schlaff da. Dann aber, unvermutet, brach er mit hoher, keifender Stimme aus: „Ich hab es Ihnen gleich gesagt, Ihnen und Ver­gennes, man soll den alten Fuchs nicht hereinlassen. Jetzt haben Sie es. Jetzt haben wir den schlimmsten unserer Feinde im Land. Ich bin schlecht beraten. Alle beraten mich schlecht. Sagen Sie was“, herrschte er den Alten an, der wür­dig dasaß.

„Die Gründe, Sire“, antwortete mit betonter Ruhe Mau­repas, „welche seinerzeit für die Zulassung Doktor Franklins sprachen und welche Graf Vergennes und ich Ihnen vorzu­tragen die Ehre hatten, sind heute so triftig wie damals. Dem großen Gelehrten, dem Mitglied unserer Akademie, die Ein­reise zu verweigern, hätte eine Parteinahme bedeutet in dem Konflikt zwischen England und Amerika, es wäre in Phil­adelphia als feindselige Handlung betrachtet worden, es hätte böses Blut in Paris und in der ganzen Welt gemacht. Im übrigen befolgt Doktor Franklin strikt unsere Weisung, er lebt ruhig und patriarchalisch in seinem Passy und vermei­det es sorgfältig, uns Ungelegenheiten zu bereiten. Nicht er trägt die Schuld an dem unangenehmen Vorfall des vergan­genen Abends.“

Louis brütete böse vor sich hin. „Er mag gelehrt sein“, nahm er endlich das Wort, „weise, was Sie wollen, aber er bleibt ein Rebell, und es ist sündhaft, daß ich mich mit ihm eingelassen habe.“ Sein Inneres war voll von vagen, traurigen Vorstellungen. Jetzt verführte der Rebell auch noch seine Frau. Es war schwere Sünde, daß Toinette mit dem Verwor­fenen gesprochen hatte, und nun wird sie bestimmt nicht be­gnadet und schwanger werden.

Maurepas mittlerweile sagte: „Er ist ein Schurke bei all seiner Ehrwürdigkeit, das muß ich zugeben.“ Und da die Formulierung ihm gefiel, wiederholte er: „Ja, er ist ein ehr­würdiger Schurke. Aber haben Sie Vertrauen, Sire“, fuhr er fort. „Ich bin weniger ehrwürdig, aber ich bin ihm gewach­sen.“

Louis hockte da, tiefer niedergeschlagen, als Maurepas er­wartet hatte. Er machte sich daran, ihn zu trösten. Setzte aus­einander, wie er den Bestrebungen entgegentreten wolle, den Vorfall politisch auszunützen. Er zitierte Toinettes Äußerun­gen – seltsam ausgedörrt kamen die leichtsinnigen Worte aus seinem uralten Mund – und begann, sie zu analysieren. Wohl habe Madame erklärt, Doktor Franklin sei kein Rebell, aber kluger- und glücklicherweise habe sie diese Behauptung dahin eingeschränkt, daß er in seinem Herzen kein Rebell sei. Ma­dame habe also kein Urteil abgegeben über die Handlungen Doktor Franklins, sondern lediglich über sein Herz, ein not­wendig und bewußt unmaßgebliches Urteil, denn in eines Menschen Herz schauen könne niemand, kein Politiker und kein Journalist, niemand außer Gott. Des weiteren habe Ma­dame Musik in den Leitsätzen der Amerikaner gefunden. Das klinge zunächst bedenklich; überlege man sich aber die Worte genauer, so blieben sie harmlos. Sie bezögen sich offenbar nur auf die Form, in welcher die amerikanischen Prinzipien aus­gedrückt seien, und es stelle somit die Äußerung Madames ein ästhetisches Urteil dar, kein politisches.

Louis hörte den Erörterungen seines Mentors nur mit hal­bem Ohre zu. Mochte der jetzt, um ihn zu trösten, an den Worten Toinettes drehen und deuteln, soviel er wollte. Er, Louis, wußte, seitdem er diese Worte das erstemal gehört: es waren schlimme Worte. In seinem Innern beklagte er sein Los. War es nicht, als sei in Versailles er der einzige, der Augen hatte, zu sehen? Waren nicht alle andern ruchlos und verblendet? Erkannten sie denn nicht, wohin ihr freches Ge­rede und Gewese führen mußte? Sie lebten von der Monar­chie, die Monarchie war ihr Boden und ihre Luft, und sie taten alles, sie zugrunde zu richten.

Er war erschüttert, sein kleines Doppelkinn zitterte, und plötzlich, mit schriller Stimme, sagte er: „Die Wasser der Revolution steigen und werden das Öl vom gesalbten Haupte wegschwemmen.“

Maurepas war bestürzt. „Aber Sire“, sagte er, „Sire, wo­hin verirren Sie sich? Nichts wird weggeschwemmt. Es ist doch alles ganz einfach. Sie werden Madame aufsuchen. Sie werden die Güte haben, Madame vorzustellen, sie möge sich in Zukunft erst erkundigen, wer an den Gesellschaf­ten teilnimmt, die sie ihres Besuches würdigt. Das ist al­les.“ Er sprach mit ungewohnter Klarheit und Entschieden­heit.

Louis, mit müdem Hohn, erwiderte: „Das ist alles. Das ist nicht so einfach, wie Sie sich’s vorstellen.“ Er wußte, daß das Gespräch, das der Alte von ihm verlangte, notwendig war. Seitdem er Maurepas’ Bericht begriffen, hatte er gewußt, daß der ein solches Gespräch von ihm fordern werde. Von An­fang an war das Gespräch vor ihm gestanden, berghoch, schwierig.

Maurepas sprach ihm zu: „Ihre Vorhaltungen werden nicht die einzigen sein, Sire. Bestimmt wird man auch von Wien aus Madame mit allem Nachdruck bedeuten, daß das, was sie getan hat, den Interessen des Familienpakts zuwiderläuft. Und was Madame von Wien aus zu hören bekommen wird, das wird erheblich schärfer klingen als alles, was Sie ihr sagen können. Das wird ein formidabler Anhauch werden aus Wien.“ Die Vorstellung erheiterte ihn, und da er heute müd und krank war und sich nicht so in der Gewalt hatte wie sonst, entfuhr es ihm: „Bei meiner Seele, wenn ich eine habe.“

Er erschrak. Aber es schien, Louis hatte nichts gehört. Er hatte die Zeichnungen Monsieur Pourrats zur Hand genom­men, mechanisch, blicklos nahm er sie auf, eine nach der andern, und legte sie wieder zurück, und er schaute nicht auf bei der gottlosen Äußerung seines Mentors.

Maurepas beruhigte sich. Er glaubte, Louis den verbreche­rischen Leichtsinn der Österreicherin zur Genüge klar­gemacht zu haben. Bat um Urlaub. Ging. Pflegte seine Gicht.

Doch Louis hatte die ärgerliche Äußerung seines Mentors sehr wohl gehört. Er hatte seit langem gewußt, daß es übel bestellt war um die Religion seines Beraters. Er sollte ihn fortschicken. Aber er wußte keinen besseren. Trübe glotzte er vor sich hin.

Dann, nochmals, stieg eine ungeheure Wut gegen Toinette in ihm hoch. Er stand auf. Er wollte sie zur Rede stellen, so­gleich, solange die große Wut in ihm war.

Doch noch ehe er die Tür erreicht hatte, sah er im Geiste Toinette vor sich stehen, wie sie ihm zuhören wird, zom­zuckenden Gesichtes, nicht begreifend, was er eigentlich von ihr wollte. So viel war gewiß: nachgeben wird sie nicht. Sie hatte den starken Willen, jenes Habsburgisch-Hartköpfige, das er nicht leiden mochte, aber bewunderte.

Es hatte wenig Sinn, wenn er jetzt zu ihr ging, unvorberei­tet. Er mußte sich erst genau zurechtlegen, welche Argumente auf sie wirken könnten und in welcher Reihenfolge er sie vor­bringen sollte. Es war klüger, das Gespräch auf morgen zu verschieben. Heute wird er auf die Jagd gehen, wie er sich’s vorgenommen hatte, und später ein bißchen lesen und nach­denken.

Ebenso dringlich wie Maurepas von Louis hatten Graf Mercy und Abbé Vermond von Toinette eine sofortige Audienz verlangt. Es geschah selten, daß die beiden Vertreter Habsburgs gemeinsam bei Toinette vorsprachen. Sie wußte natürlich, weshalb sie kamen, sie hatte sie erwartet, sie war gerüstet auf diese Unterredung.

In den ersten Minuten nach der Zusammenkunft mit Frank­lin hatte sie ein kleines Unbehagen gespürt. Doch das war schnell verdunstet in den Lobpreisungen des Fliederblauen Klüngels, der ihren Mut stürmisch feierte. Jetzt fühlte sie sich nicht nur im Recht, mehr als das, sie hatte eine große Tat getan.

Die beiden Herren kamen mit finstern Mienen. Dem Abbé mit seinen großen, gelben, wilden Zähnen fiel es nicht schwer, düster auszuschauen. Wohl aber dem immer verbindlichen Mercy, und nicht ohne leise Belustigung nahm Toinette wahr, welche Mühe er sich geben mußte.

Zunächst denn auch, trotz seines ernsten Gesichtes, sprach Mercy von Erfreulichem. Toinette beschäftigte sich zu dieser Zeit sehr eifrig mit dem Umbau ihres Trianon, und sie hatte Mercy davon gesprochen, wie gerne sie in ihrem Schlafzim­mer einige Bilder hängen hätte, deren sie sich aus Schön­brunn erinnerte, Bilder, welche Szenen aus ihrer Kinderzeit darstellten. Mercy hatte den Wink verstanden und hatte nach Wien geschrieben. Jetzt konnte er ihr einen Brief Maria The­resias überreichen mit der Erklärung, er habe Nachricht, daß gewisse Gemälde, zwei Gemälde, um genau zu sein, in aller­nächster Zeit eintreffen würden. Toinette, ehrlich erfreut, dankte herzlich.

Dann aber kam der Botschafter auf das Fest von Genne- villiers zu sprechen. Es habe sich da, meinte er, ein unlieb­samer Vorfall ereignet, über den viele, wahrscheinlich über­triebene, Gerüchte im Umlauf seien. Toinettes Miene wurde sogleich abweisend, ungemein hochmütig. Doch noch ehe sie antworten konnte, tat der Abbé den riesigen, häßlichen Mund auf und sagte: „Wir wissen wahrhaftig nicht, Madame, wie wir dieses unglaubhafte Ereignis den Majestäten nach Wien berichten sollen.“ Toinette, entrüstet über so rücksichts­lose Schelte, zog die hohen Augenbrauen noch höher. Aber Mercy griff schnell ein. „Haben Sie die Gnade, Madame“, bat er, „uns Ihre Darstellung des Falles zu geben.“

Toinette, das hatte sie sich in letzter Zeit angewöhnt, wippte ein wenig mit dem kleinen Schuh, der unter dem umfang­reichen Rock hervorlugte. „Des Falles?“ entgegnete sie. „Wel­chen Falles? Ich frage mich ernsthaft, Messieurs, wovon Sie eigentlich reden. Meinen Sie das kleine Fest bei meinem Intendanten Vaudreuil?“ Und da keiner der beiden antwor­tete und das Gesicht des Abbés nur noch strenger und finste­rer wurde, sprach sie, immer mit süßer, etwas spöttischer Stimme weiter: „Reden Sie davon, daß ich – inkognito, meine Herren, in blauer Maske – mit dem Doktor Franklin ein bißchen Konversation gemacht habe? Ich zweifle, ob er heute weiß, mit wem er gesprochen hat. Gestern hat er’s bestimmt nicht gewußt.“ Und da die Herren nur immer schweigend einander ansahen, fuhr sie fort: „Soviel mir bekannt ist, Messieurs, hat sich mein Bruder selber, der Römische Kaiser, mit dem Gedanken getragen, den Doktor zu treffen. Ohne Maske, Messieurs. Er hat ein Zusammentreffen mit ihm ver­einbart, er hat ihn nur leider verfehlt, da auch er nicht immer pünktlich sein kann. Da muß es doch mir erlaubt sein, bei einem Maskenfest mit dem alten, netten Herrn zu reden. Ich bin übrigens spielend mit ihm fertig geworden. Wenn ich nicht gewußt hätte, wer er ist, dann hätte ich hinter diesem behaglichen Anekdotenerzähler niemals einen Rebellen ge­sucht. Man konnte gar nicht auf die Idee kommen. Sie selber wären nicht auf die Idee gekommen“, sagte sie zu Mercy, „und Sie auch nicht“, sagte sie schärfer zu dem düstern Abbé.

Mercy fand, sie sehe heute besonders hübsch und liebens­wert aus, und es gebe eigentlich nur ein einziges Mittel, diese ebenso törichte wie schöne Frau auf den rechten Weg zu brin­gen: man müßte ihr einen klugen Liebhaber beschaffen, der sich seinesteils lenken ließe. Der Abbé hingegen dachte zornig und traurig, daß also seine Mühe und Selbstbeherrschung die langen Jahre hindurch verloren gewesen sei. Nichts war er­reicht. Ihm wird man die Schuld geben daran, daß diese Frau in ihrer Eitelkeit und in ihrem Leichtsinn Habsburg lauter Schwierigkeiten bereitete statt Vorteile. Dann wieder erwog er, daß ihre Schamlosigkeit und Unbesonnenheit ihm jetzt wenigstens einen triftigen Grund gab, ihr mit starken Wor­ten zuzusetzen. Ohne auf ihre Albernheit einzugehen, erin­nerte er sie streng: „Sie haben mir versprochen, Madame, vernünftig zu sein, wenn ich Ihnen nur in Ihre Amüsements nicht einredete. Sie werden zugeben, daß ich Ihren Vergnü­gungen zwar mit Trauer, doch ohne Tadel zugeschaut habe. Und es waren dieser Vergnügungen nicht wenige. Es waren dieser Vergnügungen genug“, brach es erschreckend wild aus seinen gelben Zähnen hervor.

Die beiden Herren hatten vereinbart, es solle, wenn der Abbé allzu heftig werde, Mercy eingreifen. Das tat er jetzt. „Der Abbé denkt nicht daran, Madame“, sagte er schnell und sänftigend, „Ihnen Vorwürfe zu machen. Er denkt nur, eben­so wie ich, an die Sorge und Betrübnis, welche die Meldung dieses Vorfalls in Schönbrunn hervorrufen muß.“ Und da sie hochmütig unbeteiligten Gesichts dasaß, ganz leise mit dem Schuh wippend, belehrte er sie: „Gerade nachdem der Kaiser ein Zusammentreffen mit dem Rebellen vermieden hat, wird es als Änderung der Habsburgisch-Bourbonischen Politik an­gesehen werden, wenn Sie jetzt freundliche Worte für Frank­lins Prinzipien haben.“ – „Freundliche Worte für seine Prin­zipien? Ich?“ empörte sich Toinette. „Wer wagt, so etwas zu behaupten?“ – „Jedermann“, sagte grob der Abbé. „Und Sie glauben so etwas?“ zürnte Toinette. „Sie glauben wirklich, daß. ich Habsburg an die Meuterer verraten habe?“ – „Geru­hen Sie, Madame, bei der Sache zu bleiben“, wies der Abbé sie zurecht. „Sie haben Äußerungen getan, welche die Rebel­len in ihrem Sinne ausdeuten können. Das ist es, was uns be­trübt, den Grafen und mich.“ Und Mercy ergänzte: „Wir wis­sen, daß die alte Majestät, die Frau Mama, schwere Sorgen hat. Es fällt uns hart, sie noch tiefer zu betrüben, und das werden wir, auch wenn wir einen noch so gemilderten Bericht nach Wien schicken. Wir bitten Sic in Ehrerbietung, Madame, das zu erwägen.“

Toinettes Gesicht war nachdenklich geworden; einen Augenblick schien es, als wolle sie weinen. „Ich weiß, Mes­sieurs“, sagte sie, „daß Sie dem Hause Habsburg ergeben sind.“ Doch sogleich wurde sic die alte. „Ich kann mir nicht vorstellen“, sagte sie, „daß meine Worte üble Folgen sollten haben können. Und solange Sie mir solche Übeln Folgen nicht nachweisen, müssen Sie mir schon erlauben, daß ich mich im Recht fühle, vollkommen im Recht.“ Die Herren wußten wenig mehr zu sagen und entfernten sich. Mercy hatte es nicht anders erwartet, der Abbé aber war enttäuscht.

Toinette, allein, schaute eine kleine Weile leeren Gesichtes vor sich hin. Sie dachte an die groben, höhnischen Ermahnun­gen, die sie von Josef zu hören bekommen wird, und sie är­gerte sich.

Dann nahm sie den Brief der Mutter zur Hand und öffnete ihn. „Mercy“, schrieb Maria Theresia, „hat mir von Ihrem Wunsche berichtet, Bilder aus Ihrer Kinderzeit zu erhalten, an die Sie sich aus Ihrem Schönbrunner Aufenthalt erinnern, und er hat mir mitgeteilt, wie groß sie sein, wo sie hängen und wie sie belichtet sein sollen. Ich freue mich herzlich, Liebste, Ihnen einen Gefallen erweisen zu können, und ich werde Sorge tragen, Sie nicht sieben Jahre warten zu lassen, wie Sie mich mit Ihrem Porträt, das ich noch immer und mit Begier erwarte. Ich bin nicht nachträgerisch und werde die sieben Jahre Wartens sogleich vergessen, wenn ich Ihre lieben Züge im Bilde vor mir sehe.“

Eine vage Trübsal füllte Toinette, wenn sie an ihre alte Mutter dachte. Man hatte damals Duplessis damit beauftragt, sie für Maria Theresia zu malen, und alle hatten erklärt, das Porträt sei gut und treu geworden, aber nachdem es der Mut­ter nicht gefallen, hatte sie keine Lust mehr gehabt, nochmals zu sitzen, sie hatte immer so wenig Zeit, und so hatte sie trotz der Erinnerungen Mercys die Angelegenheit verschlampt. Da Mama daran lag, so wird sie sich also wieder einmal malen lassen. Auf alle Fälle war es rührend, daß Mama ihr die Bil­der sofort schickte. Sie war als Kind oft vor diesen Bildern gestanden, die sie darstellten als Zehnjährige, wie sie mit ihren Geschwistern tanzte und spielte, und sic hatte sich, als sie größer wurde, immer wieder und mit Anteilnahme ver­glichen mit der auf den Bildern dargestellten Maria Antonia. Sie war neugierig, welche Bilder wohl Mama ausgewählt hatte, und sie war gespannt, ob die Bilder jetzt so stark auf sie wirken würden wie damals. Das beschäftigte sie, und die unangenehmen Gedanken verwehten.

Sie erzählte ihren Nächsten von den Vorhaltungen der Österreicher. Vaudreuil, die Polignacs lachten. Natürlich wa­ren Josefs Repräsentanten wütend, daß Toinette Rede und Gegenrede getauscht hatte mit dem Manne, den zu treffen Josef nicht mutig genug gewesen war.

Toinette lächelte. Sie stellte sich vor, wie nun bald auch Louis kommen und was für gute, geschliffene Antworten sie ihm geben wird.

Trotzdem, überlegte sie, wird es vielleicht besser sein, das Programm des 23. August ein wenig zu ändern. Es sollte nämlich an diesem Tage, an Louis’ Geburtstag, unter andern Feierlichkeiten das kleine, neu errichtete Theater des Trianon eingeweiht werden, und zwar mit dem „Barbier von Sevilla“ des Monsieur de Beaumarchais. Daß Louis, der den Autor und das Stück nicht liebte, sich ein wenig ärgern würde, war eine Prise Pfeffer, welche das Fest nur würzen konnte. Jetzt indes, nach der Begegnung mit Franklin, kamen Toinette Be­denken. „Soll es dabei bleiben“, fragte sie, „daß wir am Drei- undzwanzigsten den ,Barbier‘ aufführen?“

Sie warf die Frage spielerisch hin, nicht als Problem. Doch Vaudreuils Gesicht verfinsterte sich über die Maßen. Er hatte die Aufführung des „Barbiers“ aus guten Gründen vorge­schlagen. Nicht nur wollte er die Intendantentätigkeit, die er an diesem 23. August offiziell übernehmen sollte, nicht mit etwas Banalem beginnen, er glaubte auch, er werde, wenn erst der „Barbier“ und bei solchem Anlaß vor dem König ge­spielt sei, die Aufführung auch des „Figaro“ viel leichter durchsetzen können. Mit Schärfe also erwiderte er, schon wüßten die Schauspieler um die geplante Aufführung des „Barbiers“, und wenn man nun plötzlich wieder den Mut ver­liere, so machten sie sich lächerlich, Toinette und auch er. Toinette gab eilig nach.

Vaudreuil indes ließ nicht so rasch ab. Gerade jetzt, er­klärte er, komme es darauf an, daß Toinette keinen Zoll zu­rückweiche. Im Gegenteil, vorstoßen müsse sie. Wenn sie das nicht tue, dann werde ihr mutiges Verhalten vor Doktor Franklin Spielerei und leere Geste bleiben. Setze sie aber in Bälde auf ihre erste couragierte Tat eine zweite, dann er­scheine die Begegnung mit Franklin als die zielbewußte Ein­leitung einer selbständigen Politik.

Das leuchtete Toinette ein. Sie war jetzt der Politik auf den Geschmack gekommen. Josef hatte recht gehabt: das politische Spiel war erregender als Pharao oder Lansquenet. Eifrig stimmte sie François zu und versicherte, sie werde fortan zielbewußte Politik treiben.

Aber: „Zielbewußte Politik? Wir?“ höhnte in seiner plum­pen Art Jules Polignac. „Die andern treiben Politik, die Füchse, die Gegner, Maurepas, Vergennes, Necker. Die rüh­ren sich. Die streichen uns die Mittel weg. Aber wir?“ Und da die andern einander anschauten, lächelnd über die­sen unerwarteten Ausbruch, fuhr er fort: „Was haben wir ge­wettert gegen diesen Saint-Germain. Wir haben geredet, und er hat gehandelt. Jetzt kriegen die andern die Uniformen, das Gesindel, die Populace, die Frösche. Die werden Ober­sten und Generale, und wir sitzen da, nackt und bloß und ohne Gehalt.“ Alle waren erstaunt; in so zusammenhängen­den Sätzen hatte sich Jules Polignac seit langem nicht ge­äußert.

„Das war eine gute Zeit“, erinnerte sich träumerisch Ga­briele, „als wir Turgot davonjagten.“

Toinette saß da, nachdenklich, gepackt. Der Name Saint- Germain war zur rechten Zeit gefallen. Sie gedachte des vielen Bösen, das dieser Mann ihren Freunden zugefügt hatte. Sie gedachte des festen Entschlusses, den sie damals bei dem Familienessen für Josef gefaßt hatte, den aufsässigen, wider­wärtigen Alten unschädlich zu machen.

Ein hübsches, böses und entschlossenes Lächeln war um ihren kleinen Mund mit der starken Unterlippe. Sie hatte das rechte Feld gefunden, sich zu betätigen. Jetzt mochte Louis kommen und ihr vorjammern, weil sie dem netten Doktor Franklin ein paar freundliche Worte gegeben hatte. Sie wird ihm beweisen, daß das nur der erste Schritt war auf einem langen Wege.

Am nächsten Morgen, in ihrem „Kleinen Empfangssaal“, besichtigte Toinette das endgültige Modell des neuen Tria­non. Man hatte einen Teil des Saales ausräumen müssen, um Platz für das Modell zu schaffen.

Um Toinette versammelt waren die Herren, die für den Umbau des Schlosses und die Neuanlage seiner Gärten ver­antwortlich waren. Da waren die Architekten Mique und Antoine Richard. Da war der Maler Hubert Robert, der ge­wissen Baulichkeiten im Gebiete des Trianon durch kleine, künstliche Zerstörungen das Aussehen des Natürlichen, Ge­brauchten verlieh. Da waren die Gartenkünstler Bonnefoy du Plan und Morel. Da war vor allem der Marquis de Cara­man, ein Dilettant, der in seiner Besitzung an der Rue Saint- Dominique den schönsten Garten von Paris angelegt hatte, jenen Garten, welcher Toinette die Anregung gegeben für die Parkanlagen des Trianon.

Toinette stand vor dem Modell, es war das achtzehnte, aber nun war es auch endgültig. Es war mit unendlicher Sorg­falt und Kunstfertigkeit ausgeführt. Der See und der Bach waren durch Spiegelglas, die Wiesen und Bäume durch ge­stopftes und gemaltes Moos wiedergegeben, die Baulichkei­ten durch Gips und Holz. Man konnte sich von jeder Ein­zelheit ein deutliches Bild machen.

Toinette, an Hand der vielen Grundrisse, Zeichnungen, kolorierten Blätter, verglich eifrig. Jetzt hatte sie es erreicht; alles war, wie sie sich’s geträumt hatte, höchste Einfachheit und höchste Kunst. Ihr schönes, weißes Gesicht strahlte kind­liche Freude. Oft hatten die Herren ihre Ämter verwünscht, oft und abermals; wenn Toinette immer noch nicht zufrieden war und dies und jenes und alles von neuem geändert haben wollte, waren sie im Begriff gewesen, ihre hochbezahlten Stellungen hinzuwerfen. Nun aber, vor dem vollendeten Mo­dell, sahen sie: Mühe und Ärger waren nicht umsonst gewe­sen. Toinette hatte ein klares, genaues Bild gehabt dessen, was sie wollte, das Werk war gut. „Das haben Sie großartig gemacht, Messieurs“, sagte Toinette. „Unser Trianon wird der Stolz Frankreichs sein. Ich danke Ihnen. Ich gratuliere Ihnen und mir.“ Sie sah die Herren an, jeden einzelnen, strahlend, glücklich.

„Und ich darf also damit rechnen“, sagte sie leichthin, „daß alles am Dreiundzwanzigsten fertig ist.“ Die Herren blickten einander an, blickten Toinette an, blickten auf den Architek­ten Mique, den Chef des Unternehmens. „Am Dreiundzwan­zigsten, Madame“, sagte schließlich der Architekt, „wird das Haus bewohnbar sein und der Park so, daß man dort Spazie­rengehen kann. Aber das Trianon wird noch nicht so sein, wie wir es Ihnen und Ihren Gästen zu präsentieren wün­schen.“ Toinettes Brauen zogen sich hoch. „Aber Sie haben mir doch versprochen . . .“, entrüstete sie sich. „Madame“, er­ widerte der Architekt, „Sie sind für uns nicht nur die Köni­gin von Frankreich, sondern unsere sehr geliebte und bewun­derte Kollegin. Was menschenmöglich ist, geschah und wird geschehen. Wann aber das Trianon vollendet sein wird, das ist nicht nur eine Frage unseres Fleißes und unserer Kunst, das ist leider auch eine Geldfrage.“ Und der Gartenarchitekt Morel ergänzte: „Wir haben scharf gerechnet, Madame, und es war schwierig, Monsieur d’Angivillers zur Anweisung der nötigen Gelder zu bewegen. Mehr wird er uns bestimmt nicht bewilligen.“

Louis hatte Toinettes neue, erhebliche Schulden beglichen, ohne sich darum bitten zu lassen; doch es schien ihr fraglich, ob er das nach dem Vorfall mit Franklin weiter so halten werde. Aber sie war stolz auf ihr Trianon, sie freute sich dar­auf, den Ihren zu zeigen, was sie da gemacht hatte, und eine bessere Gelegenheit als diesen 23. August gab es nicht. „Ich habe beschlossen“, sagte sie leichthin und sehr hochmütig, „den Geburtstag des Königs in meinem Trianon zu feiern. Ich beabsichtige nicht, dem König und mir die Feier zu ver­derben, damit der Intendant der königlichen Bauten ein paar Livres einspart. Ich werde mit Monsieur d’Angivillers reden. Aber nun genug von diesem Kleinkram“, unterbrach sie sich, „kehren wir zurück zur Arbeit“, und sie sprach mit jedem der Herren über Einzelheiten, die ihn angingen, kennerisch und liebenswürdig.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Herein schleifte, das junge feiste Gesicht verpreßt und zornig, Louis.

Es war ihm geglückt, sich auch an diesem zweiten Tage mit Wut zu füllen. Während er den unterirdischen Gang zu ihren Gemächern durchschritt, hatte er sich nochmals alle Gründe aufgezählt, die ihn zur Wut berechtigten. Hatte er nicht er­warten dürfen, daß Toinette nach vollzogenem Beischlaf weniger kindisch sein werde, mehr pflichtbewußt? Hätte sie nicht, nachdem er ihr so viele Extravaganzen verziehen, Un­besonnenheiten zumindest wie diese letzte vermeiden müs­sen, die an Verbrechen grenzten? Solcher grimmigen Gedan­ken voll war er gekommen, hatte der Dame, die ihn anmel­den wollte, böse abgewinkt und war geradewegs in Toinettes Konferenz eingedrungen, gewillt, die Schuldige zu über­raschen.

Da stand er und überraschte. Toinette hatte ihn wirklich gerade jetzt nicht erwartet, die Gedanken an ihr Trianon und an die Geburtstagsfeier hatten sie ganz ausgefüllt. Doch: Um so besser, dachte sie, und die Erwägung, daß er da so un­geschlacht hereinplumpte in ihre Besprechung einer Feier zu seinen Ehren, mehrte nur ihre Überlegenheit.

Sie freue sich immer, ihn zu sehen, meinte sie lächelnd, etwas verwundert. Aber er möge ihr doch sagen, ob, was er ihr mitzuteilen habe, dringlich sei. Sie sei gerade mitten in Geschäften; in Geschäften, die ihm eine, wie sie hoffe, an­genehme Überraschung bringen würden.

Die Herren hatten Louis mit einer tiefen Verneigung be­grüßt; jetzt standen sie respektvoll an den Wänden und lächelten in ihrem Innern. Louis, steif und finster, erwiderte: „Allerdings, Madame. Ich halte, was ich Ihnen zu sagen habe, für wichtig.“

Toinette schaute im Kreise, schaute auf Louis, schaute auf das Modell und zurück auf Louis. Sagte : „Die Beschäftigung, Sire, mit der Überraschung, welche diese Herren und ich für Sie vorbereiten, erfordert unsere ganze Zeit und ungeteilte Aufmerksamkeit. Wenn also Ihre Mitteilung nicht sehr wich­tig ist . . .“, sie betonte das „sehr“, beendete ihren Satz nicht und blickte ihm liebenswürdig ins Gesicht. Er, halsstarrig, sagte mürrisch: „Es ist sehr wichtig, Madame.“ Toinette zuckte die Achseln, die Herren begannen sich zurückzuziehen. „Bitte, Messieurs“, sagte Toinette und hob leicht die Hand, „gehen Sie noch nicht fort, warten Sie. Ich hoffe, es wird nicht allzulange dauern.“ Die Herren verneigten sich abermals und gingen.

Louis richtete die weitauseinanderstehenden braunen Augen auf sie, atmete stark und sagte: „Also nun – also das ist doch . . .“ – „Was nun? Was: also das ist doch?“ fragte Toinette und wippte mit dem Fuß. „Was haben Sie getan“, brach es schließlich aus ihm heraus. „Was habe ich getan“, gab sie höhnisch zurück, ihn nachäffend. „Ich habe mich mit einem großen Gelehrten in ein Gespräch eingelassen, ich habe mit ihm ein paar Sätze gewechselt über harmlose Dinge, wie mit tausend anderen.“ Louis, gereizt durch soviel gleisne­rische Verstocktheit, nahm einen neuen Anlauf zur Wut. „Blei­ben Sie bei der Wahrheit!“ rief er schrill. „Glauben Sie nicht, Sie könnten mich täuschen. Ich habe genauen Bericht. Sie ha­ben mit ihm über Politik gesprochen. Sie haben seine Politik gelten lassen.“ – „Regen Sie sich nicht auf“, gab hochmütig Toinette zurück. „Was man Ihnen weisgemacht hat, ist Unsinn. Ich habe mit Doktor Franklin über Musik gesprochen. Ich habe ihm gesagt, es sei Musik in seinen Worten. Und das war so.“

Louis fühlte sich hilflos vor soviel Unlogik. Er spürte, wie seine Wut verrauchte. Er setzte sich nieder; eine wulstige Masse Fleisches, hockte er auf dem zierlichen, goldenen Stuhl. „Werden Sie niemals einsehen, Madame“, sagte er trübe, „daß Sie kein Kind mehr sind? Sie können sich nicht jede Laune erlauben, Sie sind . . .“ – „Ich weiß“, spöttelte Toinette, „ich bin die Königin.“ Beinahe hatte sie Mitleid mit dem Manne, wie er da so traurig vor ihr hockte und vermeinte, sie habe ihm unrecht getan. Sie trat zu ihm, rührte ihn an der Schulter, und: „Seien Sie vernünftig, Louis“, bat sie freund­lich. „Kommen Sie, schauen Sie sich mein Trianon an“, und sie führte ihn vor das Modell.

Er stand davor, und da er Sinn für technische Fertigkeit hatte, konnte er nicht umhin, sich zu interessieren für die Kunst und Sorgfalt, mit der das zierliche, mühevolle Spiel­zeug hergestellt war. „Ist es nicht wundervoll?“ fragte Toi­nette. „Gewiß, Madame“, antwortete Louis, „es ist unge­wöhnlich hübsch“, und mit dicken, doch behutsamen Fingern betastete er die Einzelheiten.

Doch er wollte sich nicht ablenken lassen. „Versprechen Sie mir wenigstens“, kehrte er zur Sache zurück, „daß Sie in Zukunft solche Unbesonnenheiten vermeiden werden.“ Sie hob ausdrucksvoll die Schultern, ging weg von ihm, setzte sich aufs Sofa, schmollte, wippte mit dem Fuß. „Begreifen Sie doch, Madame“, redete Louis auf sie ein, „daß diese Leute die Erzfeinde der Monarchie sind. ,Ein harmloser Gelehrter‘, sagen Sie. ,Er hat Musik in sich‘, sagen Sie. Um so schlim­mer.“ Er geriet von neuem in Wut. „Dieser Mann“, schrie er in der Fistel, „schmarotzt bei uns herum. Er hat sich bei uns eingewurmt, es gibt keinen übleren Schädling. Er ist unser schlimmster Feind, der Ihre und der meine. Nicht der König von England: er, er. Mit unserm Vetter in Saint James kön­nen wir uns verständigen, mit diesem Rebellen niemals.“

Toinette schaute ihn auf und ab, wie er sich in ohnmächti­gem Zorn abzappelte. Ihr Mitleid war verflogen, sie spürte nur mehr Verachtung. Der Brief, den sie der Mutter damals geschrieben hatte, nun sei sie in Wahrheit Königin und werde den Erben gebären, der Bourbon und Habsburg für immer vereinige, war voreilige Prahlerei gewesen; Louis war auch jetzt, nach der Operation, nicht imstande, ihr den Dauphin zu machen, auf den sie Anspruch hatte. Wahrhaftig, es war an der Zeit, daß sie in die Politik eingriff.

„Ich finde Ihre Haltung in der amerikanischen Frage im Prinzip unrichtig“, belehrte sie ihn. Sie raffte zusammen, was sie aus Gesprächen des Fliederblauen Klüngels behalten hatte. „Natürlich werden wir vorläufig neutral bleiben“, do­zierte sie, „das können wir nicht anders. Natürlich werden wir unsere Sympathien für die Rebellen nicht offen an den Tag legen. Aber schließlich bleibt es doch unser wesentlich­stes Interesse, England zu schwächen. Immer von neuem em­pört es mich, daß die Engländer noch in Dünkirchen sitzen. Haben Sie denn kein Blut in den Adern, Sire? Ich kann nicht einschlafen des Nachts, wenn ich daran denke. Sie sollten wirklich mehr auf mich hören.“

Louis war verblüfft. Auf soviel Unlogik zu erwidern, war schwierig. „Wissen Sie denn überhaupt, wo Dünkirchen liegt?“ fragte er. Und ehe sie antworten konnte, fuhr er fort: „Es war bisher nicht Sitte, daß sich die Königin von Frank­reich in Staatsgeschäfte mischte.“ Er war beleidigt, er ver­teidigte sich mit Überzeugung. „Glauben Sie mir“, sagte er, „ich weiß genau, was ich tue. Ich bedenke es nach allen Sei­ten, mit meinen Ministern, mit meinen Büchern, mit mir sel­ber und im Gespräch mit Gott.“

Toinette ging darauf nicht ein. „Wenn schon unsere offi­zielle Politik neutral bleiben muß“, fuhr sie fort, ihn zu be­lehren, „so sollten wir den Amerikanern wenigstens mensch­liches Wohlwollen zeigen, so, wie ich es getan habe.“

Louis versuchte weiter, ihr seine Politik zu erklären. Weder er noch König Georg wollten den Krieg. Aber die Völker seien aufgerührt, gewissenlose Hetzer reizten sie auf, Pre­stigefragen seien im Spiel, und wenn man nicht behutsam vorgehe, dann könne über Nacht ein Konflikt dasein, aus dem es keinen Ausweg mehr gebe. „England“, setzte er ihr aus­einander, „kann den Krieg nicht brauchen, es hat alle Hände voll zu tun mit seinen aufständischen Kolonien. Aber wir können ihn auch nicht brauchen. Unsere Finanzen erlauben ihn nicht. Unsere unfertige Rüstung erlaubt ihn nicht.“

Sie hörte aus seinen geduldigen, logischen Erläuterungen ein Wort heraus, das ihr gelegen kam. „Wenn wir nicht ge­rüstet sind“, hackte sie ein, „wessen Schuld ist das? Wessen sonst als die Ihres Kriegsministers. So lange haben Sie mir vorgeschwärmt von den Reformen dieses hartnäckigen, alten Esels. Seine Reformen haben meinen Freunden die größten Ungelegenheiten bereitet, ich selber habe mich krank darüber geärgert, und nun kommen Sie, Sire, und sagen mir: ,Wir sind nicht gerüstet.“ Mit all den Reformen, für die er von dem Land und von uns so viele Opfer verlangt, hat er’s also nicht einmal so weit gebracht, daß wir einem Krieg mit Ruhe entgegensehen können. Finden Sie nicht, Sire, da gibt es eine einzige Konsequenz? Wegschicken den Mann, fortjagen.“

Louis hatte sich hoch aufgerichtet auf seinem kleinen Stuhl. Sein feistes Gesicht war gespannt und so finster, daß sie be­griff, sie war zu weit gegangen. „Ich meine nur“, sagte sie eilig, „aber vielleicht habe ich mich nicht eingehend genug mit der Sache befaßt.“

Louis, immer mit grimmig verhaltenem Zorn, sagte: „Die Armee für einen Krieg mit England rüsten, Madame, das ist kein Kinderspiel. Das ist was anderes als das Schloß Baga­telle bauen oder auch das Schloß Trianon.“ Er sah mit Freude, daß er sie getroffen hatte. „Mit der Armee der Amerikaner“, fuhr er fort, „ist nicht viel Staat zu machen. Es ist undiszi­plinierte Miliz und überaus schlecht equipiert. Wenn wir mit England in Krieg geraten, dann haben wir diesen Krieg so gut wie allein zu führen. Und es wird ein Krieg sein, der sich nur zum Teil hier in Europa abspielt, er wird geführt werden müssen in fernen Ländern. Die Engländer haben in Amerika Armeen und Depots, und sie haben eine Flotte, die gerüstet ist für den Transport großer Truppenkörper. Wir – machen Sie sich das klar, Madame –, wir müssen alles, unsere Solda­ten und unsern ganzen Kriegsbedarf, über ein gefährliches Meer transportieren, das beherrscht wird von einem mächti­gen Feind. Soll ich mich leichtsinnig in einen solchen Krieg hineintreiben lassen? Das tue ich nicht, Madame. Niemals. Und ich erlaube niemand, auch Ihnen nicht, mich auf diesen Weg zu stoßen.“

Toinette, da sie ihren Plan, Saint-Germain davonzujagen, auf eine günstigere Stunde zurückstellen mußte, beschloß, Louis eine andere Konzession abzuzwingen. „Sie behandeln mich wie ein kleines Kind“, trotzte sie auf, „dem man alles weismachen kann. Aber ich bin besser unterrichtet, als Sie glauben. Es ist nicht so, daß die Armee der Amerikaner für nichts anzusehen wäre. Die Rebellen sind tapfer und haben Siege errungen. Ich habe die Namen der Schlachten vergessen, aber ich weiß es ganz bestimmt.“ – „Ja, gewissermaßen“, räumte der sachliche Louis ein, „bei Trenton und bei Prince­town. Aber das waren keine Schlachten“, beharrte er, „das waren Gefechte, Scharmützel. Auch liegen diese Ereignisse schon einige Zeit zurück, und wir haben zuverlässige Be­richte, daß es seither nicht gut steht um die Armee des Ge­nerals Washington. Wenn wir nicht den Amerikanern heim­lich Hilfe schickten, dann würden sie uns über Nacht zusam­menbrechen.“

Jetzt hatte Toinette Louis auf dem Wege, auf dem sie ihn haben wollte. Jetzt wird sie ihm eine Konzession abjagen, eine große Konzession, jetzt wird sie sich vor ihren Freunden eines viel wichtigeren Sieges rühmen können, als es die Ent­lassung Saint-Germains gewesen wäre. Behutsam auf ihr Ziel losgehend, fragte sie: „Also vor allem deshalb, weil die mili­tärische Lage der Rebellen so schlecht ist, weigern Sie sich, die Schwäche Englands auszunützen?“ – „Ja“, gab zögernd Louis zu, „das ist einer der Hauptgründe.“ Und nun holte Toinette zu ihrem großen Schlage aus. „Ich sag Ihnen was, Louis“, bot sie ihm an. „Ich verspreche Ihnen, in Zukunft den aufrührerischen Kolonien so viel Neutralität zu zeigen wie Sie und Josef zusammen. Dafür versprechen Sie mir: wenn sich die Lage ändert, wenn die Amerikaner einen militärischen Erfolg erringen, dann schließen Sie den Allianzvertrag mit ihnen, dann gehen Sie gegen England vor.“

Louis saß da, schwitzend, unbehaglich. „Ich muß mir das überlegen“, antwortete er, „Sie überrumpeln mich.“ Doch Toinette, sieghaft und zornig, ließ nicht locker. „Gerade ha­ben Sie gesagt“, bedrängte sie ihn, „es sei lediglich die schlechte militärische Lage der Amerikaner, die Sie verhin­dert, ihnen offen Hilfe zu bringen. Und jetzt wollen Sie es schon wieder nicht wahrhaben.“ – „Aber nicht doch“, sagte unglücklich Louis, „Sie wollen nicht begreifen, Toinette.“ – „Ich begreife so viel“, antwortete Toinette, „daß Sie nicht zu Ihren Worten stehen.“ – „Wenn die Amerikaner“, räumte zö­gernd Louis ein, „einen militärischen Erfolg haben sollten, ich meine: einen wirklichen militärischen Erfolg, so würde das allerdings manches ändern.“ – „Heißt das“, griff Toinette zu, „daß Sie dann den Allianzvertrag schließen würden?“ – „Nun ja“, drückte Louis herum, „dann allerdings.“ – „Also, abgemacht, Sire“, legte ihn Toinette fest. „Und jetzt, nachdem das Politische geregelt ist, schauen wir uns in Ruhe mein Modell an."

Der 23. August war ein heißer Tag, und die nicht zahlrei­chen Gäste, die im Trianon den Geburtstag Louis’ feierten, seufzten, als Toinette sie aufforderte, einen Rundgang durch den Park zu machen.

Bald aber vergaßen sie über der Schönheit des Parks die Mühseligkeit der besonnten Wege. Hier war nichts von dem gezirkelten Prunk der Gärten von Versailles, der mehr und mehr aus der Mode kam; hier war mit kunstvoll einfachem Geschmack jene Natur hergestellt, die diese Damen und Her­ren durch die Lektüre ihres Rousseau lieben gelernt hatten, und sie waren hingerissen, schwärmten.

Toinette, in schlichtem, weißem Leinenkleid, führte ihre Gäste. Mit ihrem wunderbar leichten Gang lief sie, schwebte sie durch die Alleen, unter dem Florentiner Strohhut hervor quoll das herrliche, aschblonde Haar, blendend weiß und edel kamen Hals, Schultern, Arme aus den zarten Spitzen. Be­gleitet vom Schwarm ihrer Architekten und Künstler, voll Begeisterung, zeigte sie ihre Schöpfung. Mit unverstellter, kindlicher Freude wies sie ihre Gäste hin auf das, was ihr am schönsten schien, und forderte ihre Sachverständigen auf, die Besonderheiten jedes Details zu erklären. Achthundert Arten von Bäumen und Sträuchern enthielt ihr Park, aus allen Winkeln der Erde hatte man sie zusammengeholt. Da gab es Rotbuchen aus Deutschland, Zypressen aus Kreta, Edel­tannen aus Armenien, Kirschlorbeer aus den Pyrenäen und Kirschlorbeer aus China, Taxodium aus Louisiana, Robinien aus Virginia, niemals hatte man sie vorher in Frankreich gepflanzt. Zweihundertneununddreißig verschiedene Bäume und Sträucher, erläuterte der Botaniker Morel, hatte allein Nordamerika beigesteuert. Toinette streichelte mit den langen, zartfleischigen Händen ihre Libanon-Zeder, und mit Stolz machte sie den Prinzen Karl darauf aufmerksam, wieviel schöner ihre Tuberosen seien als die seinen in „Ba­gatelle“.

Die ironischen, spottsüchtigen Damen und Herren ließen sich anstecken von Toinettes strahlender, naiver Freude. Der freche Prinz Karl vergaß seine Frechheit, der dicke, säuer­liche Prinz Xavier seine Bosheit, Vaudreuil seinen gewalt­tätigen Hochmut. Am innigsten vergnügt war Louis. Dieses Trianon war großartig geraten. Was waren die andern be­rühmten Gärten, die Parks des Horace Walpole, des Prinzen de Ligne, des Herzogs von Orléans, vor dem Wunderwerk, das seine schöne Frau da hingestellt hatte? Er freute sich, daß offenbar auch die andern so dachten. Und ein wenig war es ja auch sein Erfolg; denn wer zahlte?

Besonders stolz war Toinette auf ihre neue Orangerie. Triumphierend rechnete sie vor, wieviel Geld sie damit ver­dienen werde. Aus dem Verkauf der Orangenblüten allein wird man dreihundert bis vierhundert Livres herausschlagen, in guten Jahren bis zu tausend. Louis überlegte. „Wirklich, Teuerste?“ fragte er zweifelnd. „Aber gewiß“, antwortete Toinette. „So ist es im Voranschlag. Ist es nicht so, Mon­sieur?“ wandte sie sich an d’Angivillers. Der sagte ehrerbie­tig: „Nicht ganz, Madame“, flüsterte mit einem Beamten und berichtete: „Wir rechnen mit einem Ertrag von fünfzehn Li­vres, der vielleicht in guten Jahren bis zu vierzig gesteigert werden kann.“ – „Das ist besser als nichts“, sagte gutmütig Louis und beschloß, aus der Ausstellung und der Auktion sei­nes Sèvres-Porzellans mindestens dreihundertfünfzigtausend herauszuholen.

Man bewunderte, wie natürlich der Lauf des Baches war, gewunden und lieblich, das Wasser war mittels langer Röh­ren aus weiter Entfernung herbeigeleitet. Der Bach murmelte freundlich und mündete in den künstlichen See, in dessen Mitte sich eine künstliche Insel erhob; Schwäne reckten und tauchten die Hälse. Jenseits des Ufers wurde eine Bergpar­tie sichtbar, künstlicher Fels und künstliches Moos. „Alles sieht aus“, anerkannte Prinz Xavier, „als stünde es hier seit den Zeiten des Vierten Pharao“, und Louis stimmte bei: „Wahrhaftig, ich fühle mich hier in der Natur wie sonst nur auf der Jagd.“

Es war erstaunlich, was alles man auf dem kleinen Raum untergebracht hatte, Brücken und Tempelchen und Pavillons und Grotten, ganz zu schweigen von den träumerisch roman­tischen Ruinen, welche mit feinem Geschmack der Maler Hubert Robert errichtet hatte. „Man wird Sie künftig den Ruinen-Robert nennen“, lobte Vaudreuil, und der Maler Ro­bert verneigte sich geschmeichelt.

Man kam an den Chinesischen Pavillon. Auch hier war alles gründlich erneuert. Von einem unsichtbaren Mechanis­mus bewegt, drehte sich ein Karussell, der Bildhauer Boc- ciardi hatte die Figuren entworfen, Drachen und Pfauen. Toinette schwang sich auf eine der hölzernen Figuren, lieb­lich und aberwitzig saß sie auf ihrem Drachen. Die andern taten es ihr nach, und zu einer dünnen, silbernen Musik be­gann man zu reiten. Louis selber, vergnügt und schwitzend, ließ sich auf einem Pfau nieder, der brach unter ihm zusam­men, er lachte schallend, wohlgelaunt.

Vaudreuil stand in kühner, halsbrecherischer Position ne­ben Toinette, sich mit Fuß und Hand an dem Strick festhal­tend. Er war geübt in jeder Art Sport; im Jeu de paume, im Tennis tat es ihm keiner gleich in der Stadt Paris. Während er sich gefährlich mit Toinettes Drachen weiterdrehen ließ, sprach er unhörbar auf sie ein: „Heut ist der gegebene Tag. Es ist alles so geglückt. Sie sind schön und verlockend wie nie, Toinette. Er ist so guter Laune. Heute müssen Sie ihn dazu kriegen.“ – „Wozu?“ fragte Toinette, ein leeres, glück­liches Lächeln um die Lippen. „Daß er den alten Saint- Germain endlich wegschickt“, antwortete leise und heftig Vaudreuil.

Es gab noch vieles zu sehen, zu vieles, man ermüdete. Eines aber mußte Toinette, bevor man zurück ins Haus ging, ihren Gästen noch zeigen: „das Dörfchen“, ihr wunderbares, lieb­liches, naturnahes, ganz und gar realistisches Dörfchen. Vor­geschwebt hatte ihr, als sie dies ihr Dörfchen anlegte, die pastorale Landschaft, in welche sich in der „Aline“ des Cheva­lier de Bouffiers die Heldin flüchtet, die Königin von Gol­konda. Und als der belesene Prinz Xavier erkannte: „Aber mein Gott, das ist ja die Landschaft Alines“, errötete Toinette vor Freude.

Ein jedes der acht Häuslein hatte sein Gärtlein, ein Ge­müsegärtlein und eines von Fruchtbäumen. Scheunen gab es und Holzbänke, Tennen, einen Hühnerhof, eine Mühle, ein Haus für den Dorfpolizisten. Ein kleiner Marktplatz war da. Schafhürden gab es und Kuhställe.

Die Kühe wurden vorgeführt, außergewöhnlich saubere, gepflegte Kühe. Sie lebten in einem Stall, der von Sauberkeit blitzte, der Boden war mit Fliesen weißen Marmors belegt, doch die Mauern wiesen natürlich Sprünge auf, angefertigt nach Zeichnungen des Malers Hubert Robert. Toinette schickte sich an, ihre Lieblingskuh zu melken, die Kuh Brü­nette; der Eimer war aus edelstem Porzellan, angefertigt in Sèvres nach Entwürfen des Meisters Pourrat. Alle schauten zu, wie flink und geschickt ihre Finger an dem Euter der Kuh herumwerkten. „Niedlich, sehr niedlich“, sagte Prinz Karl, und der gebildete Prinz Xavier zitierte Verse aus den „Eklo­gen“ des Vergil. Louis aber hatte eine glückliche Idee. Er schlug vor, die Milch zu versteigern. Man bot hoch, und schließlich steigerte Louis selber die Milch ein, für fünfund­zwanzig Louisdor; er lachte, „Es lebe die Königin“, rief er, verneigte sich plump vor Toinette, trank.

Monsieur d’Angivillers mittlerweile erzählte Interessierten von den Kosten, welche das „Dörfchen“ verursacht hatte. Es waren weniger die Baulichkeiten selber als die Insassen. Ma­dame, in bekanntem Wohltätigkeitssinne, hatte in ihrem Dörfchen bedürftige Landleute ansiedeln wollen. Aber es war schwer gewesen, passende Bauern aufzutreiben. Wenn man einen gefunden hatte, mit dessen Kopf der Maler Robert einverstanden war, dann schienen dem Architekten Mique die Hände nicht stilgerecht, und der Bauer mußte entschä­digt und zurückgeschickt werden ; an dem neuen Bauern wur­den neue Mängel entdeckt, und wenn die Künstler befriedigt waren, war es Madame noch lange nicht.

Toinette führte ihre Bauern vor. Besonders stolz war sie auf den Bauern Valy aus dem dritten Haus, den Dorfschul­zen, und schaute nicht der Dorfpolizist Vercy wunderbar echt aus? Weiter fand hohe Anerkennung der Schulmeister Le­pain; man hatte ihn in das Dörfchen versetzt, weil er ver­blüffende Ähnlichkeit hatte mit dem „Dorfschulmeister“ des Greuze, einem Gemälde, das im Salon Sensation erregt hatte. Auch der kleine Schützling Toinettes interessierte, Pierre Ma­chard. Man hatte ihn aus seinen prunkvollen Hofkleidern herausgeschält und in Bauerntracht gesteckt; es fiel ihm sicht­lich nicht leicht, sich an den langen, schweren Rock und an die plumpen Holzschuhe zu gewöhnen. Toinette erzählte, sie habe ihren lieben Kleinen dem Schulmeister besonders ans Herz gelegt. Er werde nun nach der letzten Mode erzogen, natumahe, gemäß den Prinzipien, die in Rousseaus „Emile“ niedergelegt seien. Louis hob den Knaben hoch. Dabei ent­fiel dem einer der Holzschuhe, er war sehr unglücklich, Louis gab ihm Naschwerk.

„Wo aber bleibt unser guter Ulrich Schätzli?“ fragte Toi­nette, und alle horchten auf. Die Geschichte dieses Ulrich Schätzli hatte das ganze Königreich interessiert. Ulrich Schätzli aus Uznach hatte der Schweizer Garde angehört, er war ein braver Soldat gewesen und hatte Disziplin gehalten. Nun hingen aber die Schweizer mehr als andere an ihrer Heimat – die Encyclopédie definierte „Patriotismus“ geradezu als eine Schweizer Nationalkrankheit –, und einmal, an einem Urlaubsabend, nachdem er sich einsam in der Kneipe „Zur heikeln Kathrin“ ungeheuer besoffen, hatte sich der Schwei­zer Gardist Ulrich Schätzli auf die Place Louis le Grand hingestellt und zur Belustigung der Passanten einige Lieder seiner Heimat zum besten gegeben, zum Schluß auch das schwermütige Lied: „Zu Straßburg auf der Schanz.“ Es war aber den Schweizer Leibgardisten der Allerchristlichsten Majestät das Singen ihrer heimatlichen Lieder und insbeson­dere das Singen dieses letzten Liedes, welches man in Paris „Ranz des Vaches“ nannte, aufs strengste verboten, weil man fürchtete, der Vortrag dieser Lieder könnte das Heimweh der Schweizer steigern und sie zu Desertionen veranlassen; ja, für das Absingen des „Ranz des Vaches“ hatte eine alte, noch nicht aufgehobene Verordnung sogar die Todesstrafe festgesetzt.

Nun hatte Louis natürlich nicht daran gedacht, den Schwei­zer Ulrich Schätzli exekutieren zu lassen. Aber was er mit ihm anfangen sollte, hatte er auch nicht gewußt, vor allem da sein Kriegsminister Saint-Germain streng darauf hielt, Verstöße gegen die Disziplin zu ahnden. So war es dem rat­losen Louis beinahe gelegen gekommen, als ihn Toinette bat, ihr den Mann für ihr Dörfchen zu überlassen. Ulrich Schätzli war mit Schmach und Schande aus der Leibgarde ausgesto­ßen und mit Ehren im Trianon als „Schweizer“ aufgenommen worden.

Er hatte sich geschämt, sich heute, am Geburtstag seines Königs, sehen zu lassen, kein Zureden des Dorfschulzen hatte geholfen, jetzt aber wurde er gnadenlos herbeigeholt. Er kam, zerwühlt von Schande, weil er so furchtbar gegen die Diszi­plin verstoßen hatte. Er trug sein Schweizer Kostüm, einen langen, grauen Tuchrock, sehr kurze Hosen; der Maler Hu­bert Robert hatte das Kostüm entworfen nach Schilderungen in den Alpen-Romanen des großen Romanschriftstellers Cla­ris de Florian. So, sehr groß, in steifer militärischer Haltung, stand Ulrich Schätzli vor den Herren und Damen, und sie beschauten ihn. Prinz Karl ging ganz um ihn herum. Louis aber blickte ihn an mit kurzsichtigen, blinzelnden Augen, blickte hinauf in sein hölzernes, starres Gesicht und sagte: „Aber ja ... Nun also ... Dieses Problem wäre gelöst.“ Er betonte aber das „dieses“. Noch als die Gesellschaft sich ent­fernt hatte, verharrte der Schweizer Ulrich Schätzli in mili­tärischer Haltung.

Toinettes Gäste gingen daran, das Innere des Hauses zu besichtigen. Die ersten Maler und Bildhauer Frankreichs hat­ten sich zusammengetan, das Vestibül, die Treppe, den Vor­raum, das Speisezimmer, den Kleinen und den Großen Sa­lon, die winzige Bibliothek und das geräumige Ankleidezim­mer, das Boudoir und das Schlafzimmer zu schmücken.

Interesse fand vor allem das Schlafzimmer. Es waren nicht die erlesen geformten Möbel in blauer Seide, es war nicht der Kamin mit der herrlichen Uhr, es waren nicht die Bilder von Pater und Watteau, welche die Gäste anzogen ; es waren vielmehr jene drei Gemälde, die man Toinette aus Schön­brunn geschickt hatte. Denn nicht nur die Bilder waren ge­kommen, die Maria Theresia der Tochter versprochen hatte; auch Josef hatte es sich nicht nehmen lassen, Toinette ein Ge­mälde zu schenken.

Die beiden Bilder, welche Maria Theresia gestiftet hatte, waren noch hübscher als in Toinettes Erinnerung. Sie stamm­ten von dem Maler Wertmüller, und sie stellten Toinette in sehr früher Jugend dar. Toinette war damals zehn Jahre alt gewesen, und die kleinen Erzherzoginnen hatten Oper und Ballett gespielt anläßlich der Hochzeit Bruder Josefs. Auf dem einen der Bilder tanzte Toinette mit ihren Brüdern Fer­dinand und Maximilian, sie schaute sehr kindlich aus in ihrem roten Leibchen und in dem Rock von weißem, beblumtem Satin. Viel seltsamer indes und wohl auch anziehender war sie auf dem andern Bild; da tanzte sie ernst und beflissen mit einem ihrer Brüder und einer der Schwestern ein mythologi­sches Ballett vor einer zarten Landschaft, die halb klassisch war und halb englisch. Sie gefiel sich sehr auf diesem stren­gen und dennoch zierlichen Gemälde, und offenbar gefiel sie auch den andern.

Das Merkwürdigste aber blieb das dritte Bild. Es stellte dar den Onkel Karl und den Großonkel Maximilian und den alten Erzherzog Josef Maria, alle in mönchischer Tracht und sich ihre Gräber grabend. Toinette erinnerte sich nicht, dieses Bild je in Wien gesehen zu haben, ihr Bruder Josef hatte es ihr wohl in einer bösartig skurrilen Laune geschickt, und wäh­rend ihr die beiden andern Gemälde von Mercy präsentiert worden waren, hatte ihr dieses der Abbé Vermond über­bracht. Zuerst hatte sich Toinette über den makabern Scherz geärgert, aber dann hatte sie gelacht, auch Vaudreuil hatte an dem sonderbaren Bild seinen Spaß gehabt. So hatte sie sich zuletzt entschlossen, auch dieses Bild in ihrem Schlafzimmer aufzuhängen, gegen den Rat ihrer Maler, die das Werk nicht künstlerisch genug fanden. Da hing es jetzt, und ihre lusti­gen, eleganten Gäste standen davor, ein bißchen unbehaglich, interessiert, amüsiert.

Das frühe Abendessen verlief angeregt. Der Tisch war ver­senkbar und hob sich, gedeckt mit den Speisen, stumme Diener taten das übrige, man kam ohne Lakaien aus. Toinette erklärte, sie habe sparen wollen, darum habe sie dieses Arran­gement des hochseligen Großvaters, Ludwigs des Fünfzehn­ten, beibehalten. Auch sonst habe sie aus Spargründen mög­lichst viel von dem alten Mobiliar verwertet; selbst ihr Bett sei schon von einer Vorgängerin benutzt worden, und flü­sternd erzählte sie Gabriele, es sei das Bett der „Hure“ gewe­sen, der Dubarry. Monsieur d’Angivillers, als die Geschichte herumging, konnte sich nicht enthalten, seinesteils zu flü­stern, daß dieses aus Spargründen beibehaltene Bett wohl das kostbarste des Königreiches sei; allein die neuen Bettpfosten, die Madame befohlen habe, kosteten zweitausend Livres. Übrigens sei es nicht das Bett der „Hure“, sondern das des hochseligen Großvaters Louis, was freilich nicht ausschließe, daß Madame Dubarry zuweilen darin geschlafen habe.

Louis aß mit ungeheuerm Appetit und forderte auch die andern immerwährend auf, zuzulangen. „Hier sind wir nicht Edelleute, Messieurs et Mesdames“, sagte er, „hier sind wir schlechthin Menschen, ja, Bauern, also laßt uns essen.“

Vaudreuil hatte eine Idee. Auf Louis’ gute Laune ein­gehend, schlug er vor, die Musiker der Oper, welche zur Ta­fel aufspielten, wegzuschicken und den Schweizer herbeizu­holen, Ulrich Schätzli. „Als Intendant Madames“ meinte er, „bin ich dafür verantwortlich, daß die Geburtstagsfeier Sei­ner Majestät ihr einmaliges Gepräge hat.“ Louis, zuerst ver­blüfft von dieser Kühnheit, nahm sie dann mit guter Miene. „Also gut“, sagte er.

Der Schweizer wurde herbeigeholt. „Jetzt sind Sie nicht mehr im Dienste der Garde, guter Mann“, sagte Vaudreuil. „Wie wäre es, wenn Sie uns Ihr berühmtes Lied vorsängen?“ Ulrich Schätzli stand steif da, in militärischer Haltung, und begriff nicht. „Was meinen der Herr?“ fragte er. „Was be­fehlen der Herr?“ – „Der Herr befehlen“, antwortete Vau­dreuil, „daß Sie Ihren ,Ranz des Vaches‘ singen, Ihren famo­sen Kuhreigen.“ – „Das ist verboten“, antwortete Ulrich Schätzli. „Unsinn, mein Lieber“, sagte Vaudreuil. Er zog eine Münze heraus. „Schau dir diesen Kopf an“, sagte er, „und schau dir diesen Kopf an“, und er wies auf Louis. „Hier steht der Mann, der verbietet und erlaubt. Frag ihn!“ Der Schwei­zer stand schwitzend, immer stocksteif. „Ist es nicht verboten, Sire, mein General?“ fragte er Louis. „Es war verboten, aber es ist nicht mehr“, antwortete in seiner sachlichen Art Louis. Es reizte ihn selber, das berühmte Lied zu hören ; auch wollte er ausprobieren, ob er wohl den deutschen Text verstehe. „Also sing schon, mein Sohn“, sagte er zu dem langen Schweizer.

Ulrich Schätzli stand da in seinem grauen, rotbetreßten Tuchrock und in seinen sehr kurzen Hosen. Er stand in streng dienstlicher Haltung, die Beine gespreizt, stramm, lang, sehr aufrecht, den Arm mit dem Hut hölzern ausgestreckt. Er war aber sichtlich bewegt, er atmete stark, auf seinem harten Ge­sicht arbeitete es, und plötzlich sagte er, stramm und sehr laut: „Zu Befehl, Sire, mein General.“

Und dann begann er zu singen, mit grober, großer Stimme, bäuerlich und mit starken Kehllauten. „Zu Straßburg“, sang er,

„Zu Straßburg auf der Schanz,

Da fing mein Trauren an,

Das Alphorn hört ich drüben wohl anstimmen,

Ins Vaterland mußt ich hinüberschwimmen,

Das ging nicht an.“

Und er sang das ganze, schlichte, schwermütige Lied, wie sie ihn im Strom wieder einfangen und wie sie ihn vors Regi­ment stellen und ihn zum Tod verurteilen. „Ihr Brüder“, sang er,

„Ihr Brüder allzumal,

Heut seht ihr mich zum letztenmal ;

Der Hirtenbub ist doch nur schuld daran,

Das Alphorn hat mir solches angetan,

Das klag ich an.

Ihr Brüder alle drei,

Was ich euch bitt, erschießt mich gleich ;

Verschont mein junges Leben nicht,

Schießt zu, daß das Blut rausspritzt,

Das bitt ich euch.

O Himmelskönig, Herr,

Nimm du meine arme Seele dahin,

Nimm sie zu dir in den Himmel ein,

Laß sie ewig bei dir sein, Und vergiß nicht mein.“

Es gelang dem Ulrich Schätzli, die militärische Haltung zu wahren während des ganzen Liedes, aber die Tränen lie­fen ihm über die Backen. Auch Louis war sehr gerührt. Er hatte zwar nicht alles verstanden, aber doch ziemlich viel, und jetzt ließ er sich von dem Schweizer einiges wiederholen und fragte ihn nach der Bedeutung. Dann erzählte er den an­dern den Inhalt. „Ich hab es ja immer gesagt“, erklärte be­friedigt und mit Bedeutung Toinette, „diese Republikaner sind gar nicht so schlimm; es sind weichmütige Leute mit Sinn für Musik.“ Und: „Jetzt geht es Ihnen aber gut, mein Lieber?“ erkundigte sie sich bei Ulrich Schätzli. „Fühlen Sie sich nicht zu Haus in meinem Dörfchen? Ist es nicht die ganze Schweiz?“ Ulrich Schätzli begriff nicht und schaute verstört ringsum. „Zu Befehl, Madame“, antwortete er dann eilig. Louis hielt ihm gutmütig ein Glas Wein hin. „Trink, mein Sohn“, sagte er, „und stärke dich. Du hast es nicht schlecht gemacht“, und er gab ihm einen Louisdor.

Die Schauspieler des Théâtre Français, die den „Bar­bier“ spielen sollten, hatten ihr Diner um die gleiche Zeit. Es war ein mit Sorgfalt vorbereitetes Diner, Monsieur d’Angivillers hatte ihnen im Auftrag Toinettes mitgeteilt, die Königin selber habe das Menü zusammengestellt, die Speisenfolge war auf eine besonders hübsche Karte gedruckt; da aber das Schloß sehr wenig Platz bot und es nicht an­ging, daß die Schauspieler zusammen mit den Gästen des Königs aßen, nahmen sie das Mahl zusammen mit den La­kaien.

Das war nicht kränkend und nicht weiter aufregend. Es waren nur reinblütige Aristokraten geladen, solche, die bis zurück ins vierzehnte Jahrhundert keinen Bürgerlichen in ihrer Ahnenreihe aufwiesen, und man hielt sie, wie das üblich war, streng getrennt von den Gemeinen. Trotzdem und wie­wohl sie nicht davon sprachen, empfanden cs die Herren und Damen vom Théâtre Français als einen Stachel, daß man sie zu den Lakaien verwies.

Diese Lakaien waren im übrigen gescheite Burschen, frech und gewitzt. Wenn ihre Herren nicht aus noch ein wußten, wandten sie sich an sie; sie, die Lakaien, waren vertraut mit ihnen und erledigten ihnen viele geheime politische, finan­zielle und amouröse Geschäfte. Sie wußten genau Bescheid in der großen und in der kleinen Politik und in Finanzdingen, sie spekulierten selber, liehen ihren Herren Geld und hatten gute Einnahmen. Sie nannten einander bei den Namen ihrer Herren, Vaudreuil, Provence und Artois. Sie ließen sich nichts vormachen, sie waren pariserisch hell, sie hatten ihren schar­fen Witz. Es war sicherlich amüsanter, mit ihnen zu Tisch zu sitzen als mit den Gästen Toinettes. Trotzdem aßen die Schauspieler mit den kostbaren Speisen ein Körnlein Gift.

An dem Tische der Schauspieler und Lakaien saß auch Pierre Beaumarchais. Er war Vaudreuil dankbar, daß er den „Barbier“ heute hier spielen ließ; diese Aufführung war ein erster Schritt auf dem Weg zur Aufführung des „Figaro“. Gleichwohl empfand auch er die Mahlzeit mit den Lakaien als Demütigung und ärgerte sich über Vaudreuil.

Da keine Gefahr mehr war, daß sie den Reinblütigen be­gegnen könnten, lud d’Angivillers die Damen und Herren ein, Schloß und Gärten zu besichtigen, bevor sie sich für die Komödie zurechtmachten. So gingen denn jetzt die Schau­spieler durch den Park, lauschten dem Gemurmel des Baches, ruderten auf dem See, ritten auf den Fabeltieren des Chinesi­schen Ringelspiels. Auch sie liebten die „Natur“, und ins­besondere Désirée begriff, was Toinette gewollt und was sie erreicht hatte. Aber das hinderte die Schauspieler nicht, bös­artige Witze zu machen, und Pierre fiel ein Wort ein, von dem er wußte, daß es schnell durch das ganze Königreich gehen werde: er nannte das Trianon „Petit Schönbrunn“.

Aber er und die Schauspieler mußten zugestehen, daß sie in einem hübscheren Theater niemals gespielt hatten als in dem des Trianon. Das kleine Haus war gebaut wie ein Tem­pel mit ionischen Säulen, es war in Weiß und Gold gehalten, Logen und Gestühl waren mit blauem Samt bezogen, Pfeiler mit Löwenköpfen trugen den Balkon; alles war mit Liebe und Geschmack gemacht. Auch die Bühne wies alle Vor­richtungen und Maschinerien auf, die das Herz der Akteure sich wünschen konnte.

Bei der Aufführung vermißten die Schauspieler den dick prasselnden Beifall, der im Théâtre Français ihr Spiel an gewissen Stellen zu unterbrechen pflegte. Zwar ersetzte die dröhnende Lache Louis’ die Lache eines ganzen Hauses ; doch hatte er keinen schnellen Verstand und lachte manchmal ver­spätet oder gar nicht. Im übrigen fand er das Stück, nun es gespielt wurde, nicht so schlimm wie bei der Lektüre. Das sagte er auch Pierre. „Recht gut, Monsieur“, sagte er. „Ich habe mich amüsiert, ich habe gelacht, das werden Sie ja ge­hört haben. Machen Sie nur so weiter, Monsieur.“ – „Das werde ich, Sire“, antwortete Pierre und verneigte sich tief. Dann hatten er und die Schauspieler sich zurückzuziehen.

Toinette aber und ihre Gäste tanzten auf dem Marktplatz des Dörfchens. Man hatte die Bauern herbefohlen, und wenn bei Tafel die ausgesuchten Musiker des Königs weggeschickt worden waren, um dem Schweizer und seinem „Ranz des Vaches“ den Platz zu räumen, so hatten sie jetzt Gelegenheit, zum bäuerlichen Tanz aufzuspielen. Toinette tanzte mit dem Dorfschulzen Valy, Gabriele mit dem Polizisten Vercy, Louis selber aber machte schwitzend und lachend eine Runde mit der Tochter des Polizisten, einem drallen, steifen, verlegen kichernden Mädchen.

Geplant war, daß Toinette diese erste Nacht in ihrem Trianon allein verbringen sollte, während sich Louis mit den andern zurück nach Versailles begab. Allein er war angeregt durch das Lied des Schweizers und durch den Tanz mit dem Bauernmädchen, und als die andern gingen, blieb er. Ver­legen stammelte er etwas Schwerverständliches, doch Toi­nette verstand ihn sogleich. Sie wäre diese erste Nacht gern allein in ihrem Trianon gewesen, aber sie wollte sich die gute Gelegenheit nicht entgehen lassen, den Sturz Saint-Germains durchzusetzen.

Sie hieß also Louis warten und ging in ihr Schlafzimmer.

Er watschelte herum, schnaufend, schwitzend, schwerfällig, in den edel zierlichen Räumen. Kratzte, nachdem gebührend Zeit verstrichen war, an der Tür des Schlafzimmers. „Treten Sie ein“, rief sie gedämpft.

Im Licht der Kerzen sah das blaue Schlafzimmer noch schöner und einladender her als bei Tage; breit und kostbar einfach stand das Bett, in welchem der hochselige Fünfzehnte Louis und zuweilen auch die Dubarry geschlafen hatten. An den Wänden hingen die Bilder; steif und sehr zierlich tanzte die kleine Toni mit den Geschwistern vor ihrer klassischen Landschaft.

„Wollen wir nicht die Kerzen löschen?“ schlug Toinette vor. „Wollen wir?“ zögerte Louis. „Also schön, also ja“, gab er nach und ging daran, einige der Kerzen auszublasen und mit den Fingern auszuputzen. „Lassen Sie schon“, sagte Toi­nette, als es zu lange dauerte. Ein paar der Kerzen blieben brennen und schickten flackerndes Licht über die erlauchten alten Verwandten, die sich, verkleidet, damit erlustigten, ihr Grab zu schaufeln. Umständlich zog sich Louis aus und legte sich, ehe er damit ganz zu Rande gekommen war, zu Bett. Toinette zog die Bettvorhänge zu.

Später, hinter den Vorhängen, erzählte ihm Toinette, daß sie jetzt, nach der Vollendung des Trianon, mit einem viel niedrigeren Budget auskommen werde. Sie habe nicht ver­gessen, daß er mehrmals ohne Vorwurf ihre Schulden bezahlt habe, sie wisse das zu schätzen und danke ihm. Von nun an aber werde dergleichen nicht mehr nötig sein. Mit der Voll­endung des neuen Trianon seien ihre Wünsche erfüllt. Jetzt werde sie nicht mehr Pharao spielen und nicht mehr Lans­quenet und überhaupt alle unnötigen Ausgaben vermeiden. Sie legte den Kopf auf seine Brust und schmiegte sich an ihn. Er brummte freundlich und schaute zufrieden zu, wie die schwachen Schatten der flackernden Kerzen über die Bettvor­hänge tanzten.

Sie schwieg eine Weile. Dann nahm sie wieder das Wort und sagte: „Da ich Ihnen auf diesem Gebiete entgegen­komme, Sire, nehme ich an, Sie werden auch mir einen Ge­fallen tun wollen.“ Er schnaufte, unbehaglich, murmelte Un­deutliches. Und nun forderte sie geradezu: „Schicken Sie doch endlich diesen verderblichen Mann fort, den alten Trottel, den Saint-Germain. Wer war schuld an unserer letzten Aus­einandersetzung? Einzig und allein er. Immer ist er die Ur­sache unserer Zwistigkeiten.“

Louis wälzte sich unlustig. Jedesmal kam es so, jedesmal verdarb sie das Hernach. Jedesmal hinterher verlangte sie etwas. Vage ging ihm durch den Kopf, daß die Dubarry in diesem Bett geschlafen hatte und daß, was Toinette da und wie sie es machte, nicht königlich sei. Er brummelte, gab un­verständliche Worte von sich. Er dachte vielerlei, an die Armee-Reform, an die Disziplin, an den Finanzminister Tur­got und daß er morgen im Plutarch nachlesen werde über Antonius und Kleopatra.

„Warum antworten Sie denn nicht?“ fragte Toinette. „Ist es so schlimm, wenn einmal ich etwas von Ihnen verlange?“ Er brütete weiter und schwieg. Die schwere Dämmerung in dem Alkoven bedrückte ihn, er zog die Vorhänge zurück, friedlich und reizend lag das Schlafzimmer. „Es war beson­ders freundlich von Ihrer Frau Mutter“, sagte er, „Ihnen diese Bilder zu schicken. Es ist allerliebst, wie Sie da tanzen. Es freut mich, daß wir diese schönen Erinnerungen hier haben.“ – „Sie selber haben zugegeben“, sagte Toinette, „daß Saint- Germain seiner Aufgabe nicht gewachsen ist. Er hat die Re­formen nicht durchführen können, um derentwillen er mich und den ganzen Adel beleidigt hat.“ – „Finden Sie nicht“, sagte Louis, „daß auch ich mich bei der Frau Mutter bedan­ken sollte?“ Toinette hatte sich halb aufgerichtet; blond, weiß, hübsch, saß sie und zwang seinen abirrenden Blick zurück auf sie. „Bitte, weichen Sie nicht aus, Sire“, sagte sie. „Geben Sie mir klaren Bescheid. Werden Sie Saint-Germain weg­schicken?“ – „Also schön, also dann“, sagte Louis. „Ich bitte um ein klares Ja, Sire“, bestand Toinette. „Also ja", sagte brummig Louis.

Er stand auf, zog sich an, nachlässig, die Gedanken wo­anders, er vergaß einige Bestandteile seiner weitläufigen Kleidung. Dann verließ er das Haus.

Es war sehr still in den Gärten, ein kleiner Mond schien, das Bächlein und die Brunnen rauschten. Wohlig atmete Louis die reine Nachtluft, während er langsam zurück nach Ver­sailles ging. Er war froh, mit sich allein zu sein. „Zu Straß­burg auf der Schanz, da fing mein Trauten an“, summte er vor sich hin durch den stillen Park, und: „Das Alphorn hat mir solches angetan.“ Dann dachte er an Saint-Germain, wie sich der kleine Herr immer stramm aufrecht hielt, er dachte an das erdfarbene, scharf zerfurchte Gesicht des Alten, und während er noch mehrmals vor sich hin summte: „Das Alp­horn hat mir solches angetan“, erwog er, wie viele unanstän­dige Menschen es an seinem Hof gab und daß Saint-Germain einer der wenigen anständigen war.

So kam er nach Versailles. Er rührte den schweren Klop­fer, der wachehabende Schweizer schaute durch den Spion, sah den unordentlich angezogenen Höfling, sagte barsch: „Nichts da, machen Sie sich fort.“ Louis erinnerte sich, daß er selber Auftrag gegeben hatte, nach Anbruch der kleinen Morgenstunden niemand mehr einzulassen, und er lachte seine grobe Fuhrmannslache. Da erkannte der Soldat den König und erschrak. „Du bist ein guter Soldat, mein Sohn“, sagte Louis.

In seinem Schlafgemach sah er mit Vergnügen, daß er noch hinlänglich Zeit hatte vor dem offiziellen Lever. So legte er sich nicht in sein Staatsbett, sondern auf sein angenehm schmuckloses Lager. Zufrieden reckte er sich, legte sich auf die linke Seite, wälzte sich auf die rechte, schlief ein.

Träumte. Er hatte neues Werkzeug, es war gut und hand- sam, aber es war ihm zu schwer, er nahm die alte Zange, auch mit der kam er nicht zurecht, das Schloß funktionierte nicht, es war fertig, er hatte es mit Monsieur Laudry und mit Gamain überprüft, aber es funktionierte nicht, und wie er den Schlüssel hineinstecken wollte, paßte der Schlüssel nicht, nichts funktionierte. Die Rechnung lag vor ihm, sie war viel zu hoch, die Zahlen verwirrten sich ihm. Er war ein guter, sicherer Rechner, aber er wurde mit der Rechnung nicht fer­tig, er holte sich d’Angivillers und de Laborde, es kam immer eine andere Summe heraus, er schwitzte, nichts stimmte, und das Schloß funktionierte nicht.

Und als der alte Kammerdiener ihn weckte und ihn re­spektvoll mahnte: „Sire, es ist Zeit, sich ins Bett zu legen“, war er froh, daß er sein geliebtes einfaches Lager verlassen und sich in sein verhaßtes Staatsbett legen konnte.

Nach dem Lever, das er in besonders schlechter Laune ab­hielt, ging er hinüber in die Gemächer seines Mentors. Da er die Sache mit Saint-Germain nun einmal auf sich genommen hatte, war es das beste, sie sogleich zu erledigen.

Sowie Maurepas seines Louis ansichtig wurde, vermutete er, weshalb der kam. Da Toinette ihn, Maurepas, nicht zu der Geburtstagsfeier ins Trianon geladen hatte, hatte er so­gleich geargwöhnt, daß sie bei diesem Anlaß aus Louis ge­wisse Versprechungen und Vorteile herausholen wollte. Der Klüngel hatte aus seiner Absicht, Saint-Germain zu stür­zen, niemals ein Geheimnis gemacht. Als jetzt Louis unglück­lich hereinschleifte, war es Maurepas klar, daß diesmal Toinette ihr Ziel erreicht hatte.

Maurepas sah es nicht gern, daß sein alter Freund Saint- Germain weggeschickt wurde. Hätte nicht der gesamte Hof­adel dem sehr fähigen Manne immer wieder Knüppel zwi­schen die Beine geworfen, dann hätte man jetzt die Armee, die man brauchte, und könnte ganz anders gegen England auftreten. Aber Maurepas hatte schon vor Monaten einge­sehen, daß er Saint-Germain nicht werde halten können. Nicht nur die Österreicherin und ihr Klüngel wollten ihn weghaben, sondern vor allem auch seine eigene, Maurepas’, Frau. Sie hatte, die Gräfin, ihrer lieben Freundin und Kusine, der Montbarey, das Kriegsministerium für ihren Mann zuge­sagt. Maurepas hielt den Prinzen Montbarey nicht für geeig­net, aber er hatte seiner Frau versprochen, nach Saint-Ger­mains Rücktritt ihrem Günstling sein Amt zu übertragen. Toi­nette war eine erklärte Feindin Montbareys, und es machte Maurepas Freude, ihr an Stelle Saint-Germains wenigstens den Montbarey vor die Nase zu setzen.

Maurepas fühlte sich nicht sehr frisch an diesem Morgen, und es war gut, daß Louis ihn nicht zu sich hinübergebeten hatte, sondern selber gekommen war. So brauchte er sich nicht umständlich umzukleiden, sondern konnte behaglich Schlafrock und Pantoffeln anbehalten.

Louis fand, nun er das Entscheidende sagen und tun sollte, die Aufgabe noch schwerer, als er sich’s vorgestellt hatte. Ihn quälte die Erinnerung an die Entlassung Turgots und die peinlichen Vorgänge, die sich abgespielt hatten, als er diesen zwar unverschämten, aber grundanständigen, kühnen und höchst fähigen Mann davongejagt hatte. Auch Saint-Germain war grundanständig und sehr fähig, und auch ihm hatte Louis starke Versprechungen gegeben.

Louis drückte herum. Erkundigte sich nach der Gesund­heit seines Mentors, bedauerte naiv, daß der nicht im Trianon gewesen sei, berichtete von dem „Ranz des Vaches“ und von seinem Tanz mit dem Bauernmädchen. Dann endlich, zö­gernd, erzählte er, er habe eine schlechte Nacht gehabt, und in seiner Schlaflosigkeit habe er sich die vielen Klagen durch den Kopf gehen lassen, die gegen Saint-Germain eingelaufen seien. Er wisse genau, daß die meisten der Anwürfe keine sachlichen Grundlagen hätten. Aber ein Mann, der das Miß­geschick habe, sich, wohin immer er trete, Feinde zu machen, ein solcher Mann sei an einem solchen Platz vielleicht doch nicht der Rechte. Und aus seinem guten Gedächtnis zählte er auf, was alles man seinem Kriegsminister vorwarf. Da war die Verordnung, die den Bürgerlichen die Laufbahn des hö­heren Offiziers öffnete, da waren die „teutonischen Verord­nungen“ des Alten, die Einführung der Prügelstrafe vor allem, da war die Geschichte mit den Invaliden und die Af­färe mit den Jesuiten. Es war eine lange Liste.

Der alte Zyniker Maurepas hatte seinen Spaß daran, wie sich Louis vor ihm und vor sich selber zu rechtfertigen suchte. Louis hatte alle die Verordnungen, welche er jetzt seinem Kriegsminister vorwarf, ausdrücklich gebilligt, und er hatte ihm immer wieder versprochen, ihn gegen jedermann zu hal­ten. Besonders aber erfreute es Maurepas’ spottsüchtiges Herz, daß Louis sogar die Geschichte mit den Invaliden er­wähnte und die Affäre mit den Jesuiten.

Die Sache mit den Invaliden war folgendermaßen gewe­sen. Das Hôtel des Invalides war bestimmt als Heim für Veteranen, insbesondere für solche, die in den Kriegen Frank­reichs verwundet worden waren. Allmählich aber hatte man diese Bestimmung aufgeweicht und hatte auch Leute auf­genommen wie Lakaien und Köche; wenn nur ein großer Herr einen Offizierstitel trug, fühlte er sich berechtigt, seine An­gestellten im Hôtel des Invalides zu versorgen. Da saßen denn in dem schönen Hause kräftige, vierzigjährige Kerle herum, mästeten sich, spielten Karten, kegelten und spreizten sich als Helden. Der redliche Saint-Germain hatte diesem Mißbrauch ein Ende machen wollen. Er hatte die „Invaliden“ durchgekämmt und ihrer tausend aus ihren angenehmen Ruhestellungen verwiesen. Da war er aber bei den großen Herren, den Patronen dieser Invaliden, schön angekommen. Sie hatten die Ausschaffung der Invaliden zu einem tragi­schen Volksschauspiel gemacht. Mehrere Lastwagen mit Inva­liden hatten auf der Place de Victoire angehalten, die In­validen hatten sich mit Tränen in den Augen vor der Statue Louis’ des Großen niedergeworfen und ihren toten „Vater“ angefleht, sie zu schützen vor den barbarischen Maßnahmen Saint-Germains. Louis wußte genau Bescheid um die Invali­densache, er hatte damals sehr grobe Worte gehabt für die Unverschämtheit der hocharistokratischen Drahtzieher.

Und auch um die Sache mit den Jesuiten wußte er genau Bescheid. Saint-Germain, der es mit seiner Frömmigkeit ernst nahm, hatte die schlechten Bauernpfarrer, die man gewöhn­lich als Militärkaplane anstellte, durch besser geschulte Geist­liche ersetzen wollen und zu diesem Zweck eine Hoch­schule für Militärgeistliche gegründet. Diesmal waren es die Freigeister gewesen, die Philosophen und die Herren von der Encyclopédie, die gegen den Minister loszogen. Sie hatten gestichelt und gewettert, Saint-Germain wolle die Armee den Jesuiten ausliefern. Maurepas war der rechte Mann, die Würze zu schmecken, die darin lag, daß sich jetzt der fromme Louis vor ihm, dem Freigeist, über den frommen Saint- Germain beklagte.

Mit teilnahmsvollem Gesicht hörte er zu. Dann fing er an, seinen Freund Saint-Germain zu verteidigen. Da der Freund geopfert war, verteidigte er ihn auf zweideutige Art. Jetzt, führte er aus, da man durch den amerikanischen Konflikt jederzeit in den Krieg geraten könne, sei es bedenklich, einen so guten Organisator und großen Soldaten wie Saint-Germain wegzuschicken. Andernteils habe dessen starres, unkonzilian­tes Wesen alle Welt gegen ihn aufgebracht. Der Gute habe ungewöhnlich viel Kunst entfalten müssen, um alle Gruppen, die sich untereinander befehdeten, die Prinzen königlichen Geblütes, den Hof, den kleinen Adel, die gemeinen Soldaten, die Damen der Salons, die Philosophen, zu vereinigen, aber er habe es zuwege gebracht; sie stünden wie *ein* Mann gegen ihn. Er, Maurepas, müsse zugeben, es sei nachgerade schwie­rig für die andern Minister, mit Saint-Germain zu arbeiten. Auch begreife er, daß es Louis allmählich müde werde, sich immer wieder vor einen Mann zu stellen, gegen den die Köni­gin so viele Einwände habe. Immerhin bedeute es angesichts der sehr realen Kriegsgefahr einen Entschluß, auf die Dienste eines so tüchtigen Organisators zu verzichten.

Louis schwieg, brummte. In seinem Innern summte es: Das Alphorn hat mir solches angetan. Er sagte: „Er ist ein treuer Diener und hat sich Verdienst erworben.“ – „Kein Zweifel“, antwortete Maurepas. „Andernteils, Sire, brauchen Sie wenig­stens nach einem Nachfolger nicht lange zu suchen. Staats­sekretär Montbarey ist gut eingearbeitet.“

Louis sah hoch. Er kannte die Zusammenhänge. Er wußte, daß hinter Maurepas’ Vorschlag Madame de Maurepas stand, und ein wenig freute es ihn, daß also auch Maurepas, der Débrouillard, gezwungen war, seiner Frau Konzessionen zu machen. Keinesfalls dürfe man, fuhr Maurepas jetzt fort, in diesen gefährlichen Zeiten den verantwortlichen Posten auch nur einen Tag lang unbesetzt lassen. Man müsse die Ge­schäfte sogleich einem andern übergeben, am besten eben Montbarey. Louis, wiewohl er Montbarey nicht leiden konnte, fand diese Lösung nicht schlecht. Wenn er schnell handelte, dann nahm er Toinette und dem Fliederblauen Klüngel die Möglichkeit, einen eigenen Kandidaten zu präsentieren. Er sagte also: „Hm, hm, ja.“

Maurepas legte ihn fest. „Sie werden also, Sire, Monsieur de Saint-Germain seine Entlassung mitteilen und noch heute seinen Nachfolger bestellen?“ – „Können nicht Sie’s ihm mit­teilen, mein alter Freund?“ fragte Louis. „Ich glaube“, ant­wortete Maurepas, „es sollte doch wohl hinter der Entlas­sung Saint-Germains die Krone sichtbar in Erscheinung treten.“ – „Sie meinen wirklich, ich muß selber . . .?“ fragte unglücklich Louis. „Wenn Sie es befehlen, Sire“, half ihm Maurepas, „dann werde ich zugegen sein.“ – „Ich danke Ihnen, mein Mentor“, sagte Louis. „Ich bestelle also Saint-Ger­main“, sagte Maurepas. „Wäre drei Uhr eine genehme Stun­de?“ – „Sagen wir vier Uhr“, entschied Louis. „Ihre Befehle werden ausgeführt werden“, antwortete Maurepas, „und das Dokument der Ernennung Montbareys lege ich Ihnen zur Unterschrift vor, ehe Saint-Germain kommt.“

Als sich Louis entfernt hatte, machte sich Maurepas daran, die Pointe eines Epigramms zu schärfen, das ihn während des ganzen zweiten Teils der Unterredung beschäftigt hatte. Der alte Herr hatte große Freude an der Prägung und Aus­feilung von Epigrammen. Ein Epigramm war es gewesen, das Epigramm gegen die Pompadour, was ihn damals in die Verbannung getrieben hatte, in eine Verbannung von einem Vierteljahrhundert, aber es war ein gutes Epigramm, und er versicherte sich und seinen Freunden, es sei ein Vierteljahr­hundert Exil wert gewesen. Jetzt war er vorsichtiger gewor­den, er war fest entschlossen, im Amt zu sterben, und er hü­tete sich, seine Stellung ein zweites Mal durch ein Epigramm zu gefährden, und sei dieses noch so geglückt.

Das Epigramm, an dem er jetzt arbeitete, war geglückt. Es handelte von jenem Körperteil Louis’, den funktionieren zu machen Josef damals von Wien herbeigeeilt war. Es war ein scharfes, treffendes Epigramm, ein gutes Pendant zu je­nen Versen über die Pompadour, so funkelnd bösartig, daß er nicht einmal wagen wird, es seinem Sekretär oder seiner Frau oder seinen Memoiren anzuvertrauen. Ein Jammer. Aber wenigstens machte ihm selber die Arbeit Spaß. Er schrieb mit zitternder Hand, hielt das Geschriebene weit vor seine weit­sichtigen Augen, las, lächelte, lachte, strich, verbesserte, meckerte, verbesserte von neuem. Feilte, meckerte, schärfte so lange, daß er darüber beinahe vergaß, die Ausfertigung des Dokuments für die Ernennung Montbareys anzuordnen.

Gegen vier Uhr saß Louis in der Bibliothek. Er hatte sich richtig den Plutarch geben lassen und las in der Biographie des Marcus Antonius; aber seine Gedanken waren nicht bei der Lektüre.

Die Vorstellung, wie nun sehr bald der alte Saint-Germain seine treuen Hundeaugen fragend auf ihn richten wird, ver­störte ihn. Der Alte hatte sich seinerzeit gesträubt, das Amt anzunehmen, er hatte es jedermann, auch ihm, Louis, voraus­gesagt, wieviel Widerstand seine Reformen finden würden, doch er, Louis, war entschlossen gewesen, diese Reformen durchzuführen, und er hatte ihm wiederholt stärkste Ver­sprechungen gegeben, er werde ihn gegen jeden Widerstand halten. „Ich stehe zu Ihnen“, hatte er ihm versichert, immer wieder, „fürchten Sie nichts, ich halte Sie gegen jedermann.“

Warum wurde gerade ihm, Louis, die Erfüllung seiner Pflicht immer so erschwert? Wenn er Toinette bei gutem Willen halten, wenn er ihr den Dauphin machen wollte, dann mußte er das mit immer neuen, peinlichen Konzessionen be­zahlen, dann mußte er zum Beispiel jetzt den guten, alten, tapfern Saint-Germain fortschicken. Das waren seltsame Zu­sammenhänge, aber so war es nun einmal.

Er suchte sich zu seinem Plutarch zurückzuzwingen, zur Geschichte des Antonius und der Kleopatra. Es gelang ihm nicht. Vor den Plutarch drängte sich jener Brief, den ihm da­mals, vor seiner Entlassung, der Minister Turgot geschrieben hatte. Er hatte den Brief fest weggesperrt und seit langer Zeit nicht mehr gelesen. Trotzdem sah er ihn deutlich vor Augen, jeden T-Strich und jeden I-Punkt und jeden Schnör­kel. „Man hält Sie für schwach, Sire.“ Unsinn. Es ist natürlich peinlich, daß er Saint-Germain wegschicken und sein Ver­sprechen brechen muß. Aber steht nicht der König über dem gemeinen Gesetz? Seine Konflikte sind anders, sind schwieri­ger. Schließlich ist es wichtiger, daß Frankreich einen Dau­phin erhält, als daß sich Monsieur Saint-Germain behaglich fühlt, und Louis hat die vage Vorstellung, daß Toinette, wenn sie ihm zürnt, wenn sie ihm nicht wohlwill, nicht von ihm empfängt.

Er gab die Lektüre endgültig auf, er ließ das Buch liegen, aufgeschlagcn, wie es war, und erhob sich. Schwerfällig ging er hin und her, schnaufte, setzte sich in den Erker, blinzelte hinaus über die Höfe und Einfahrtsalleen, ob er Saint-Ger­main erspähen könnte.

Aber noch vor Saint-Germain kam Maurepas. Er war in voller Gala, hager, aufrecht, elegant. Aus seiner Mappe nahm er umständlich ein Dokument, es war die Bestallung, mittels derer Alexandre-Marie-Léonor de Saint-Maurice, Graf von Montbarey, Fürst des Heiligen Römischen Reiches, General­leutnant, Kommandant der Schweizer Garde Monsieurs, Staatssekretär im Kriegsministerium, zum Amtierenden Kriegsminister und Mitglied des Kronrats Seiner Allerchrist­lichsten Majestät ernannt wurde. Louis, mit seinen kurzsichti­gen Augen, überlas das Edikt, schob es zurück, sagte : „Ja, ja.“ Maurepas mahnte sanft: „Die Krone würde es sich leichter machen, wenn sie jetzt unterschriebe.“ Die Krone seufzte, zögerte, Maurepas hielt der Krone die Feder hin, die Krone, die Feder in der Hand, schaute ihn an, Maurepas nickte er­mutigend, die Krone seufzte nochmals, schüttelte den Kopf und unterschrieb.

Saint-Germain kam. Der ziemlich kleine Herr war heute besser in Form als seit langem und voll Erwartung; er hoffte, Louis werde die beiden Memoranden mit ihm durchsprechen, die er ihm in der vorigen Woche unterbreitet hatte.

Louis drückte herum. So sprach Saint-Germain zunächst von einer minder wichtigen Angelegenheit. Er bitte, sagte er bescheiden, die Majestät um Rat in Sachen des Obersten Esterhazy. Der Oberst sei kein schlechter Soldat, aber er kenne keine Subordination. Er habe zweimal Strafmaßnah­men gegen ihn anordnen müssen, doch zweimal sei Ihre Maje­stät die Königin für den Oberst eingetreten und habe den Erlaß der Strafe bewirkt. Diesmal aber habe der Oberst sich etwas zuschulden kommen lassen, was unmöglich ungeahndet bleiben könne. Er habe in großer Öffentlichkeit geäußert, er, Saint-Germain, wolle die Armee den Jesuiten ausliefern. Wie solle er Disziplin aufrechthalten, wenn seine eigenen Offi­ziere mit solchen Lügen seine Autorität unterwühlten? Er bitte also den König um dessen gnädige Zusicherung, daß er, Louis, ihn unterstützen werde, falls wiederum, wie zu befürch­ten stehe, Ihre Majestät zugunsten des Obersten interveniere.

Louis schaute den Alten nicht an. Vielmehr glitten seine Augen über die Seiten des Plutarch, der noch aufgeschlagen vor ihm lag. „Antonius kehrte daher“, las er, „in die Stadt zurück und schrie, er sei von Kleopatra an diejenigen ver­raten worden, mit denen er um ihretwillen Krieg geführt habe.“ Aber er las mechanisch, er nahm nichts auf von dem, was er las, er überlegte nur, wie er sich zornig machen könne gegen den Mann, der da vor ihm stand.

„Und damit kommen Sie mir, Herr Graf?“ sagte er lang­sam, mit seltsam schleppender Stimme. „Mit solchem Klein­kram spülen Sie meine Zeit weg?“ Er steigerte sich in Zorn. „Was soll ich mit einem Kriegsminister anfangen, der nicht einmal mit seinen eigenen Offizieren fertig wird? Ich muß damit rechnen, daß England von neuem über uns herfällt. Wie wollen Sie mit der englischen Armee fertig werden, wenn Sie nicht einmal mit Ihrem Oberst Esterhazy fertig werden?“ Jetzt hatte er sich da, wo er sich haben wollte. Die kurzsich­tigen Augen richtete er auf den Alten, sein kleines Doppel­kinn zitterte, er sprach laut in der Fistel.

Saint-Germains erdfarbenes, hartfaltiges Gesicht hatte alle Festigkeit verloren. „Ich verstehe nicht, Sire“, sagte er mit zuckenden Wangen. „Sie hatten mir so viele Beweise Ihres Vertrauens gegeben. Sie hatten zu mir gesagt...“ Er wieder­holte nicht, was Louis zu ihm gesagt hatte. „Wenn Sie mit mir unzufrieden sind . . .“ Er vollendete auch diesen Satz nicht.

Louis packte eine der kleinen Porzellanfiguren, die auf seinem Tische standen, packte sie sinnlos, ungewohnt heftig, als ob er sie zerdrücken oder zerschmettern wollte, und stellte sie dann unerwartet sanft wieder zurück. „Natürlich bin ich nicht zufrieden“, sagte er, sehr still, immer ohne den Alten anzuschauen. „Von allen Seiten kommen Klagen. Es mögen ungerechtfertigte Klagen sein, aber ich muß von meinen Her­ren verlangen, daß sie untereinander auskommen. Sie kom­men mit keinem Menschen aus, Monsieur, nicht mit dem Adel, nicht mit den Soldaten, mit niemand. Die Königin ist höchst ungehalten. Was soll ich mit einem Manne anfangen, der sich alle zu Feinden macht?“ Er zuckte die Achseln und wiederholte: „Natürlich bin ich nicht zufrieden.“

Saint-Germain, heiser, auch er auffallend leise, erwiderte: „Heißt das, Sie schicken mich fort, Sire?“ Louis hielt den Blick beharrlich von ihm abgewandt. Er erwartete, Saint- Germain werde weitersprechen, er hoffte, er werde etwas sa­gen, das ihm, Louis, die Möglichkeit geben werde, einzulen­ken. Doch Saint-Germain sagte nichts weiter, und durch sein Schweigen zwang er Louis, ihm den dicken Kopf zuzuwenden. Und Louis sah, was zu sehen er sich gefürchtet hatte, das zuk­kende Gesicht seines Ministers mit den braunen Hundeaugen, und er wußte, was hinter der Stirn des Mannes vorging.

Es dachte aber der Alte daran, wie er sein Leben lang da­von geträumt hatte, gewisse Reformen, seinen Dekalog, durchzusetzen, und wie er diese „Zehn Gebote Militärischer Zucht“ veröffentlicht hatte, und wie er, am Ende seines Le­bens, von Louis aufgefordert worden war, seine Theorien zu realisieren. Und wie er in all seiner Seligkeit sich trotzdem gesträubt hatte, die Aufgabe zu übernehmen, weil er, Soldat und kein Höfling, gefürchtet hatte, mit den Kabalen Versail­les’ nicht fertig zu werden. Und wie der junge König voll glühenden Eifers ihm jede Hilfe zugesagt hatte. Und wie er, Saint-Germain, bemüht gewesen war, die schamlosen und tö­richten Wünsche der verfluchten Österreicherin zu erfüllen.

Und wie Louis seine Versprechungen erneut hatte, oft und abermals. Und da saß Louis, dieser junge Mensch, König der Franzosen, und richtete ein abgleitendes Auge auf ihn und brachte nicht einmal den Mut auf, das Ja zu sagen, zu dem er doch entschlossen war, das: Ja, Monsieur, Sie sind entlassen.

Louis aber spürte alles, was in dem Alten vorging, und er hatte ein beinahe unerträgliches Mitleid mit ihm und einen beinahe unerträglichen Unmut über sich selber. Und er konnte das Ja nicht über die Lippen bringen, aber auch kein Nein. Und er zürnte Maurepas, weil der ihm nicht zu Hilfe kam.

Er zürnte ihm zu Unrecht. Auf Maurepas war Verlaß, Maurepas kam ihm zu Hilfe. Maurepas wandte sich seinem Kollegen Saint-Germain zu und sagte leicht und liebens­würdig: „Ich fürchte, mein Alter, Sie haben die Worte Seiner Majestät richtig gedeutet. Oder nicht, Sire?“

Und Louis, brummig, sagte: „Nun schön, also dann. Wenn alle es so wollen, was soll man da machen?“

Da verneigte sich Saint-Germain tief und sagte: „Dann darf ich wohl um Urlaub bitten, Sire“, und ging rückwärts, wie cs die Vorschrift war, zur Tür. Louis schaute nicht auf. Als er aufschaute, war kein Saint-Germain mehr da.

Maurepas sagte: „Ich darf mich wohl auch entfernen, Sire.“ Louis aber bat schnell und ängstlich: „Nein, lassen Sie mich nicht allein.“ Dann schwieg er, eine lange Weile, in sich ver­sunken.

Wenn man ihn nicht gezwungen hätte, dieses Gespräch mit « Saint-Germain zu führen, dann wäre er jetzt im Wald von Fontainebleau, auf der Jagd. Er ging gerne auf die Jagd. Man trieb ihm das Wild zu, und er schoß, und des Abends notierte er in sein Tagebuch, was alles er geschossen hatte, ansehnliche Ziffern zumeist. Doch so viele Tiere er erlegt hatte, es zog ihn immer wieder von neuem, zuzuschauen, wie das getrof­fene Wild hochschnellte und zusammensackte. Dabei hatte er Mitleid mit den Tieren. Es war eine sonderbare Verbindung da zwischen ihm und dem gejagten Wild, er war Jäger und Gejagtes in einem.

Als er aus seiner Versunkenheit hochtauchte, stand da Maurepas, hager, aufrecht, in respektvoller Haltung, die trockenen Lippen in einem dünnen Lächeln verzogen. „Sind Sie noch immer da?“ fragte Louis, erstaunt.

Doch als Maurepas, empfindlich, gehen wollte, hielt er ihn zurück. „Nein, verzeihen Sie mir“, sagte er und faßte ihn am Rock. Er brachte sein Gesicht ganz nahe an das seines Mi­nisterpräsidenten. „War es nicht schrecklich“, fragte er, „wie der Alte wegging? Ich glaube, er hatte Tränen in den Augen. Ein so ausgezeichneter Minister und solch ein tapferer Soldat. Wir haben ihm unrecht getan, mein Mentor. Sie hätten ihm nicht so harte Worte geben dürfen.“

Mit all seinem Zynismus war Maurepas empört, daß nun sein junger Schüler und Monarch ihm die Schuld zuschob. Aber er stand höflich da, liebenswürdigen, ja tröstenden Ge­sichtes, entschlossen, im Amt zu sterben.

Louis indes, eifrig, fuhr fort: „Wir müssen das gutmachen. Er kann natürlich seine Wohnung im Arsenal beibehalten. Und wir setzen ihm sein ganzes Gehalt als Pension aus. Und eine Indemnität geben wir ihm auch.“ – „Ich bewundere Ihre Großmut, Sire“, antwortete Maurepas, „ich werde alles mit Monsieur Necker besprechen.“ Louis war schon halb getröstet. „Tun Sie das, mein Lieber, Guter“, sagte er beflissen. „Ich will nicht, daß man meinen Saint-Germain knapphält. Sagen Sie das Ihrem Monsieur Necker, diesem knickerigen Schwei­zer. Und ich werde Saint-Germain selber schreiben“, beschloß er, „und ihm danken für die großen Dienste, die er mir und Frankreich geleistet hat.“

Franklin hätte gern den großem Teil der Post, die gestern aus Amerika eingetroffen war, vor der Ankunft Arthur Lees und Silas Deanes erledigt. Doch der unzuverlässige William blieb wieder einmal viel länger fort, als verabredet war.

Aber als William kam, konnte er seine Verspätung triftig begründen. Er brachte aus Paris mit die Meldung eines wich­tigen Ereignisses, über das er soviel wie möglich hatte er­fahren wollen. Es waren nämlich der Leutnant Dubois und der Major de Mauroy nach Paris zurückgekehrt, zwei von jenen Offizieren, die, versehen mit Anstellungspatenten von Silas Deane, in Begleitung Lafayettes nach Amerika gegangen waren. Und zwar waren die Herren vom Kongreß sehr übel aufgenommen und schließlich mit Schimpf und Schande zu­rückgeschickt worden. Der Marquis de Lafayette selber schien in Philadelphia einen mehr als kühlen Empfang ge­funden zu haben. Jetzt gingen die beiden Offiziere in Paris herum und schimpften maßlos über die Undankbarkeit der Amerikaner, ihre Manierlosigkeit, ihren Geiz, ihre Überheb­lichkeit. William hatte von der Sache zuerst durch den jun­gen Herzog de la Rochefoucauld erfahren, später durch Con­dorcet. Die ganze Stadt sprach davon.

Franklin hörte zu, unbewegten Gesichtes. Doch er war verdrossen, mehr als das, betrübt. Der Kongreß machte einem die Arbeit für Amerika nicht leicht. Daß die Offiziere in Philadelphia nicht willkommen sein würden, hatte Franklin geahnt, aber nicht erwartet hatte er, daß man sie so übel auf­nehmen werde. Schließlich hatten sie gültige Anstellungs­dokumente von dem Vertreter des Kongresses.

Franklin selber hatte hier in der letzten Zeit gut und glück­lich gearbeitet und war vorangekommen. Die Begegnung mit Toinette schien günstige Folgen zu haben ; es hieß sogar, Toi­nette habe von dem König bestimmte Versprechungen er­langt. Und gerade da mußte denen drüben die alte Feind­schaft gegen Frankreich durchgehen, und sie stießen, aus purer Gedankenlosigkeit und schlechter Laune, den Hof und die Stadt so plump vor den Kopf.

William brachte noch aridere Neuigkeiten. Er hatte gehört, daß Maurepas und Vergennes der Eröffnung des Salons beiwohnen würden. Jedermann spreche von dem Franklin- Porträt des Duplessis, das dort gezeigt werden sollte und wie es allein schon durch seinen Gegenstand die andern zum Teil sehr ansehnlichen Werke überschatten werde.

Franklin freute sich darauf, dem Porträt gegenüberzu­stehen und zu spüren, wie die Pariser ihn und das Porträt verglichen. Das mochte Eitelkeit sein, aber war nicht Eitel­keit eine der angenehmsten Eigenschaften, welche das höchste Wesen dem Menschen mitgegeben hatte? Und sicherlich konnte ein Erfolg seines Porträts der Sache Amerikas nur nutzen.

Freundlich blickte er auf William. Der Junge war ein wenig leichtsinnig, gewiß, aber er war auch geschickt und begriff, worauf es ankam. Er konnte zum Beispiel genau abmessen die Bedeutung dessen, was jetzt wieder der Kongreß an­gerichtet hatte.

Während Franklin auf die beiden andern wartete, beschloß er, seine Absicht durchzuführen und William fest anzustcllen. Wenn der Junge erst ein Amt und ein Honorar haben wird, dann wird ihm das mehr Verantwortungsgefühl geben. Noch heute wird Franklin mit seinen beiden Kollegen die Sache durchsprechen. Mochte Arthur Lee opponieren und über Nepotismus maulen, Franklin glaubte, für sein Land genug getan zu haben, um auch für seine Angehörigen sorgen zu dür­fen. Er hatte die Mühen der Pariser Gesandtschaft auf sich genommen, er war alt, die Wahrscheinlichkeit, daß er hier, im fremden Lande, sterben werde, war größer als die seiner Rückkehr. Er wollte jemand um sich haben, der ihm die Augen zudrücken könnte, und er wollte diesen Jemand nicht müßig und sinnlos herumhocken lassen.

Silas Deane kam. Der wohlhäbige Mann sah nicht mehr so gesund aus wie früher, die Backen waren weniger puffig die Nase stach schärfer heraus. Der giftige Arthur Lee setzte wohl dem imposanten Herrn schwer zu. Arthur Lee war mittlerweile in diplomatischer Mission in Berlin gewesen, mit dem gleichen Mißerfolg wie in Madrid; das hatte ihn noch bitterer gemacht, seinen Geltungsdrang noch krankhaf­ter. Hinter allem, was man tat und ließ, witterte er Übles, und auf Silas Deane hatte er’s besonders abgesehen.

Kaum war Arthur Lee eingetroffen, so begann Silas Deane von dem Empfang der französischen Herren im Kongreß zu reden. Leutnant Dubois und Major de Mauroy hatten ihn aufgesucht und sich bei ihm beklagt. Ihr Bericht klang leider sachlich und genau. Lafayette und seine fünfzehn Begleiter, die Offiziere, waren nach ihrer gefährlichen Ausreise und mancherlei Mühen in Philadelphia angelangt und hatten sich beim Kongreß gemeldet. Sie hatten nach all den Wagnissen und Schwierigkeiten auf einen herzlichen Empfang gerechnet. Empfangen wurden sie von einem Mr. Moose; es dürfte Robert Morris gewesen sein, meinte Silas Deane. Mr. Moose nahm ihnen ihre Papiere ab, um sie zu prüfen, und forderte sie auf, ihn am nächsten Tag vor der Tür des Kongresses zu erwarten. Dort, am andern Tag, überantwortete er sie einem andern Mitglied des Kongresses, einem Herrn, der französisch sprach und dessen Name mit einem L begann; es dürfte James Lowell gewesen sein, meinte Silas Deane. Auch der fertigte sie vor der Türe ab, auf der Straße. Es sei richtig, er­klärte ihnen der Herr, man habe Mr. Deane beauftragt, fran­zösische Pionieroffiziere herüberzuschicken. Er habe auch be­reits einige gesandt, die vorgegeben hätten, Pioniere zu sein, aber keine gewesen seien, desgleichen einige Artillerie­offiziere, die offenbar noch nie Dienst getan hätten. Es scheine, erklärte der Herr mit L, französische Offiziere kämen gern uneingeladen nach Amerika, und damit ließ er sie auf der Straße stehen. Die Offiziere hatten einander angeschaut, als sie da vor dem roten Ziegelhaus des Kongresses standen in der prallen Sonne. Lafayette, als er die Küste Amerikas betrat, hatte den Boden geküßt und geschworen, er werde mit der Sache Amerikas siegen oder untergehen. Jetzt, auf der Straße, vor der Tür des Kongresses, hatte auch er nichts an­deres zu sagen gewußt als: „Donner noch eins.“

Das also erzählte Silas Deane seinen Kollegen. Er war erregt. Er war es gewesen, der den Offizieren die Patente ausgestellt hatte. Er betrachtete, was geschehen war, als per­sönliche Kränkung.

Franklin saß unbewegten Gesichtes und kratzte sich; um Arthur Lees dünne Lippen war ein kleines Lächeln. Da beide schwiegen, konnte sich Silas Deane nicht enthalten, bitter und anklägerisch zu erläutern: „Man kann nicht sagen, daß wir von den Franzosen hierhergebeten worden wären. Aber mei­nes Wissens hat noch niemand unserm Doktor erklärt, er sei uneingeladen gekommen. Im Gegenteil, ganz Paris spricht von den Ehrungen, die man ihm bei der Eröffnung des Salons zu bereiten gedenkt.“ – „Ja“, sagte Arthur Lee, „hier geben sie uns schöne Worte und Leinwand.“

Franklin versuchte, das Verhalten des Kongresses zu ent­schuldigen. Offenbar seien doch die andern Franzosen in Philadelphia geblieben. Jetzt müsse längst seine, Franklins, Empfehlung des jungen Marquis drüben angekommen sein, und sicher habe in der Zwischenzeit General Washington die Ungeschicklichkeiten der Herren Morris und Lowell gut­gemacht.

„Der Kongreß hat uns alle desavouiert“, wütete Silas Deane. „Er hat die Anstellungsdiplome nicht anerkannt, die wir in seinem Namen ausgefertigt haben.“ – „Die Sie aus­gefertigt haben“, korrigierte Arthur Lee. „Auch ich hatte Auf­trag“, sagte Franklin, „Artillerieoffiziere hinüberzuschicken.“

Arthur Lee stand am Kamin, die Arme übereinander­geschlagen, starr aufrecht, das Kinn gegen den Hals gedrückt, so daß die Stirn vorstieß. Man solle, sagte er finster und her­ausfordernd, aus dem Verhalten des Kongresses die Lehre ziehen, daß nichts damit getan sei, wenn man ein paar Ge­wehre hinüberschicke oder ein paar windige Franzosen mit schönklingenden Namen. Man müsse mit viel mehr Energie auf das wahre Ziel losgehen, auf die Allianz. Müsse den Mi­nistern viel schärfer zusetzen, müsse sie bedrohen. So wie man’s bisher getrieben habe, komme man nicht weiter. Silas Deane sagte: „Wenn mir recht ist, verehrter Mr. Lee, dann haben Sie in Madrid und in Berlin Ihre Methoden angewen­det. Ich sehe nicht, daß Sie damit große Erfolge erzielt hätten. Wohl aber ist hier einiges erreicht worden, gerade in der letzten Zeit. Denken Sie an die Begegnung des Doktors mit der Königin, denken Sie an sein Porträt im Salon.“ – „Verlie­ren wir uns nicht in Allgemeinheiten, meine Herren“, mahnte Franklin. „Fragen wir uns lieber, was wir tun können, um in Philadelphia ähnliche Mißgriffe zu verhüten. Ich schlage vor, wir richten ein gemeinsames Schreiben an das Auswärtige Komitee des Kongresses. Setzen wir den Herren auseinander, daß man hier in Frankreich erwartet, ein Nein wenigstens über­zuckert serviert zu bekommen.“ – „Ich bin Amerikaner“, sagte Arthur Lee, „und ich denke nicht daran, das zu verleugnen.“

Franklin, mit einem kleinen Seufzer, ließ das Thema fallen und stellte zur Debatte, was man jetzt mit diesem Preußen anfangen solle, mit Herrn von Steuben.

Mit dem Baron von Steuben hatte es folgende Bewandtnis. Er war Adjutant des Preußenkönigs Friedrich gewesen und hatte sich im Siebenjährigen Krieg ausgezeichnet. Jetzt war Friede in Europa, er sehnte sich nach Tätigkeit und bot den Amerikanern seine Dienste an. Sein Organisationstalent wurde von zuverlässigen Freunden Franklins sehr gerühmt, der Mann selber hatte auf Franklin einen günstigen Eindruck gemacht. Er trat ohne Prätensionen auf, und das Gehalt, das er forderte, war mäßig. Ein solcher Mann mußte dem General Washington willkommen sein, um der Armee die Disziplin beizubringen, deren sie ermangelte.

Franklin war willens gewesen, Herrn von Steuben anzu­stellen, doch jetzt machte ihn die übellaunige Aufnahme der französischen Offiziere bedenklich. Silas Deane befürwortete nach wie vor die Anstellung Herrn von Steubens. Arthur Lee indes erklärte bissig, man möge doch endlich gewitzt sein und davon absehen, verdiente amerikanische Offiziere durch An­werbung ausländischer Vorgesetzter zu kränken. „Früher, Mr. Lee“, warf der verärgerte Silas Deane ihm vor, „ereifer­ten Sie sich nur gegen die Anstellung von Franzosen. Seitdem Sie in Berlin waren, wettern Sie auch gegen die Anstellung von Deutschen. Wenn Sie noch länger in der Welt herum­reisen, werden Sie die Anstellung jedermanns zu verhindern suchen, der nicht im Umkreis der Familie Lee aufgewachsen ist.“ – „Ich gestehe Ihnen offen, mein Herr“, antwortete kämpferisch Arthur Lee, „daß ich Mitglieder der Familie Lee hier lieber sähe als gewisse andere Leute.“ – „Ich möchte nicht lesen, mein Herr“, gab Silas Deane zurück, „was Sie über mich nach Philadelphia berichten.“ – „Das kann ich mir denken“, antwortete Arthur Lee, „daß Sie Scheu tragen vor einem sol­chen Bericht.“ – „Nun aber hören Sic gefälligst auf, Herr“, griff Franklin ein. „Sie sind überreizt. Sie sollten sich Ruhe gönnen. Wenn Sie auf einen alten Mann hören, dann begeben Sie sich in ärztliche Behandlung.“ – „Ich sehe nichts Krank­haftes darin“, knurrte Arthur Lee, „daß ich prinzipiell von der Einstellung fremder Offiziere abrate.“

Franklin kehrte zur Sache Steuben zurück. Nach dem Vor­gefallenen, meinte er, könne man dem General ein Honorar nicht zugestehen, und sei es auch das bescheidenste. Man könne ihm höchstens eine Anweisung auf Land geben, auf etwa zweitausend Acres, für die Zeit nach erfochtenem Sieg. „Ich fürchte“, bemerkte Silas Deane, „das wird den General nicht sehr locken.“ – „Wenn sich der Herr nur von Profitgier leiten läßt“, höhnte Arthur Lee, „dann können wir wahrhaftig auf ihn verzichten.“

Wenn der General nicht binnen kürzester Frist zu einem Abschluß gelange, berichtete Silas Deane, dann wolle er nach Deutschland zurückkehren. „Es wäre mir leid“, sagte Frank­lin, „wenn wir ihn verlören.“ Silas Deane schlug vor, sich an Monsieur de Beaumarchais zu wenden, ob der nicht Rat wisse. Franklin seufzte innerlich; wenn man nicht auf Herrn von Steuben verzichten wollte, blieb wohl nichts anderes übrig.

Damit war diese Sache erledigt, und Franklin kam auf sein Projekt zu sprechen, William Temple als Sekretär einzu­stellen. Die Last der Geschäfte werde immer schwerer, er­klärte er und wies auf den mit Papieren überdeckten Schreib­tisch. Wenn man schon jemand anstelle, protestierte Arthur Lee, dann doch einen erfahrenen, geschulten Beamten, keinen siebzehnjährigen jungen Herrn. Aber darauf wußte Franklin eine gute Antwort. Sooft man bisher sachverständige Sekre­täre eingestellt habe, sagte er, habe der Kollege Lee die poli­tische Zuverlässigkeit dieser Männer angezweifelt. Von Wil­liam werde wohl auch Mr. Lee nicht behaupten, daß er ein Spion sei. Arthur Lee schluckte etwas hinunter. Dann sagte er feindselig, die Finanzlage erlaube nicht, neue Posten in den Etat einzufügen. „Ich habe an ein Gehalt von hundertzwan­zig Livres gedacht“, erläuterte Franklin. „Achtzig Livres würde ich dem Kongreß in Rechnung stellen, vierzig trüge ich aus eigener Tasche.“ – „Ich halte die Anstellung des jungen Mr. Franklin für eine ausgezeichnete Idee“, sagte Silas Deane, „und es kann natürlich keine Rede davon sein, daß der Dok­tor etwas aus eigener Kasse zusteuert.“ – „Also abgejnacht“, sagte abschließend Franklin. „Ich bitte zu den Akten zu neh­men“, sagte Arthur Lee, „daß die Anstellung gegen meinen Einspruch erfolgt.“

Franklin kam zurück auf den Empfang Lafayettes und seiner Offiziere in Philadelphia. „Sie sind ein Mann von Ein­sicht“, redete er Arthur Lee freundlich zu, „der die Folgen politischer Geschehnisse überblicken kann. Sie wissen, daß das Vorgehen der Herren Morris und Lowell unsere Sache hier schädigt. Wollen Sie nicht doch unsere Vorstellungen bei dem Kongreß durch Ihre Teilnahme und Unterschrift dring­licher machen?“ – „Es ist unverantwortlich“, empörte sich Silas Deane, „was die in Philadelphia angestellt haben. Und gerade jetzt müssen diese Offiziere zurückkommen, da man sich anschickt, unsern Doktor im Salon zu feiern. Nun wird jeder Franzose hinter dem großen Bild Franklins den jungen Lafayette sehen und seine Offiziere, wie sie auf der Straße stehen vor der zugeschlagenen Tür des Kongresses, in der Sonne.“

Arthur Lees Gesicht war verpreßt. „Franklin, Franklin“, hieß cs immer und überall, und niemals „Amerika“. Der Doktor h. c. benutzte sein Amt ausschließlich dazu, sein per­sönliches Rühmlein zu wässern. Und morgen also oder über­morgen wird er in den Louvre gehen, in den Salon, und sich hinstellen vor sein idealisiertes Porträt und auf sein Haupt den Ruhm einsammeln, den Richard Henry Lee und General Washington gesät haben und jene Tausende, die für die Frei­heit gestorben sind.

Der weise Franklin ahnte, was in dem bittern Menschen vorging. Er lächelte freundlich. So, dachte Arthur Lee, wird er lächeln, wenn er vor seinem Bilde steht. Aber Franklin sagte: „Nach der Demütigung unserer jungen französischen Freunde in Philadelphia scheint es mir nicht angebracht, daß wir die Pariser durch den Kontrast verärgern. Es ist wohl klüger, wenn ich der Eröffnung des Salons fernbleibe.“ Silas Deanes kleine Augen wurden groß und töricht. „Sie wollen wirklich auf die Ehrung verzichten?“ fragte er. „Man hat uns in Versailles Zurückhaltung anempfohlen“, sagte Franklin.

Arthur Lee atmete stark. „Wenn Sie an den Kongreß schrei­ben“, sagte er schließlich, finster, „bin ich bereit, mit zu unter­zeichnen.“ – „Ich wußte, daß sich ein Arthur Lee überwinden wird, wenn es um die Sache geht“, sagte Franklin, und Arthur Lee legte eine hölzerne Hand in die hingestreckte des Alten.

Auch nach der Entlassung Saint-Germains erschienen Graf Mercy und Abbé Vermond gemeinsam bei Toinette. Die Her­ren wußten natürlich genau, daß sie den Ministerwechsel be­wirkt hatte. Aber sie stellten sich unwissend und beschränk­ten sich darauf, zu beklagen, daß sie die Entfernung des begabten und von Wien hochgeschätzten Saint-Germains so wenig habe verhindern können wie die Bestallung des un­fähigen, wegen seiner Geldgier berüchtigten Montbarey. Toi­nette hatte für diese Klagen nur ein hochmütiges Achselzucken. Aber ihre erste Freude über die Entlassung Saint-Germains war sehr kurz gewesen. Es war ihr kein angenehmer Gedanke, daß sie in Zukunft, wenn sie für ihre Freunde Offiziersstellen zu haben wünschte, in Wettbewerb treten sollte mit Made­moiselle de Violaine von der Oper, durch welche Montbarey seinen Stellenhandel betrieb, und nun wurde ihr vollends klar, daß sie in jenen Minuten in ihrem Alkoven im Trianon einen sehr zweifelhaften Sieg errungen hatte.

Graf Mercy und der Abbé kamen dann auf eine andere peinliche Sache zu sprechen. Ehrerbietig machten sie darauf aufmerksam, daß sie leider recht gehabt hätten mit ihren trü­ben Voraussagen über die Folgen, welche die Konversation mit dem Rebellen für das Ansehen Ihrer Majestät bei den Parisern haben werde. Gewisse Freunde Madames mochten angenommen haben, die Popularität der Königin werde stei­gen nach den Freundlichkeiten, die sie dem Amerikaner be­zeigt habe. Leider war davon nichts zu verspüren. Im Gegen­teil. Die Verschwendung Toinettes, behaupte man in den Kneipen und Kaffeehäusern von Paris, habe den Staatsschatz so erschöpft, daß man jetzt nicht imstande sei, den Ameri­kanern im Kriege gegen den Erbfeind Frankreichs beizuste­hen. Es seien die maßlosen Ausgaben Toinettes, welche Frankreich zu einem falschen, schwächlichen politischen Kurs nötigten. Und als Toinettes Miene immer ungläubiger und ablehnender wurde, brachte Graf Mercy ein Pamphlet zum Vorschein, eines von vielen, die in den letzten Wochen er­schienen waren. Mit spitzen Fingern hielt er die Broschüre und las daraus vor. Phantastische Summen waren da genannt, welche die Verschwendung des Trianon, des „Petit Schön­brunn“, den Staatshaushalt koste, und in dunkeln Farben wurde der unheilvolle Einfluß der Österreicherin auf das Schicksal des holden Frankreich gemalt.

Toinette tat auch diese Mahnungen spöttisch ab. Aber sie wußte, daß sie nicht unbegründet waren. Der Mut, den sie durch die Zusammenkunft mit dem Rebellen bewiesen hatte, war vergessen oder nicht genügend gewürdigt; sie selber mußte jetzt, wenn sie durch die Straßen von Paris fuhr, wahr­nehmen, daß das Volk, das sie früher mit Jubel begrüßt hatte, in feindseligem Schweigen verharrte.

Allein die unbehaglichen Gedanken gingen unter in der Beschäftigung mit einem neuen Projekt.

Es war ihr vorgekommen, als ob sich in ihrem wunderbaren Theater im Trianon die Komödie des Monsieur de Beau­marchais zehnmal lustiger und delikater ausgenommen hätte als auf der Bühne des Théâtre Français. Mehrmals während der Vorführung hatte sie selber Lust gehabt, an Stelle Made­moiselle Mesnards oder Mademoiselle Dumesnils zu agieren, und ihr war gewesen, als ob sie den oder jenen Satz hübscher hätte bringen können, spitzer, liebenswürdiger als jene ge­rühmten Künstlerinnen. Liebhaberaufführungen waren Mode unter den großen Damen und Herren. Wäre es nicht ein Jam­mer, wenn sie nicht auch auf ihrer Bühne aufträte, der schön­sten des Königreichs?

Vaudreuil war an ihrem Plan sehr interessiert. Er war selber ein begabter Schauspieler und ein leidenschaftlicher Regisseur; nirgendwo besser als bei der Leitung einer Lieb­haberaufführung konnte er die andern seine Überlegenheit in Dingen der Bildung und des Geschmacks spüren lassen und seiner Neigung zur Despotie frönen. Er erklärte Toinette, als ihr Intendant werde er ihr, gerade weil sie begabt sei, ein Auftreten erst dann erlauben, wenn sie ihre Sache besser mache als jede andere. Noch immer zeige ihr Französisch eine Spur von Akzent, insbesondere ihre Aussprache des R lasse zu wünschen übrig ; das sei reizvoll in der Konversation, doch nicht auf der Bühne. Sie müsse lernen und nochmals lernen. Toinette sagte eifrig ja. Man beschloß, sie solle bei den Her­ren Michu und Caillot vom Théâtre Français Schauspielunter­richt nehmen.

Im übrigen hielt Toinette an ihrem Vorsatz fest, dem Lande einen legitimen Dauphin zu gebären, und ließ Vaudreuil war­ten. Mit seiner Ungeduld stieg seine Herrschsucht, und er ver­suchte immer wieder, sie in Konflikte mit Louis hineinzu­treiben.

Anklägerisch eines Tages fragte er, warum eigentlich sie dieses Jahr den Salon nicht besuche. „Ich habe Louis ver­sprochen“, gestand sie offen, „den Rebellen gegenüber äußerste Zurückhaltung zu zeigen.“ – „Ich kenne jemand“, antwortete Vaudreuil, „der sich bitter darüber beklagt hat, daß eine Königin von Frankreich weniger Freiheit habe als ein Fischweib in den Hallen. Ich sehe nicht ein, warum Sie nicht sollten in den Salon gehen dürfen.“ – „Es wird als neue Herausforderung angesehen werden“, beharrte Toinette. Vaudreuil lächelte frech, antwortete nichts.

Wenige Tage später besuchte Toinette den Salon. Die Künstler, die ausgestellt hatten, waren beinahe alle anwesend ; sie hofften auf ein Wort der Anerkennung aus dem Munde der Königin.

Toinette stand, ohne viel Anteilnahme, vor den edeln Büsten Voltaires, Molières und Rousseaus, die Houdon ge­schaffen hatte. Sie beschaute die hübschen Landschaften ihres Malers Hubert Robert und seine Ruinen. Sie interessierte sich für das bunte Getriebe des „Asiatischen Marktes“ von Le- prince und für das große, tumultuöse Bild von der Hand des Malers Vincent, welches den Präsidenten Molé inmitten der auf­rührerischen Menge zeigte. Dann stand sie lange vor dem rie­sigen Gemälde, welches der Maler Robin im Auftrag der Stadt Paris ausgeführt hatte. Dargestellt war der junge Louis, wie er in die Stadt Paris einzog, um deren Privilegien zu bestätigen. Louis war sehr idealisiert – wenn man’s ihr nicht gesagt hätte, sie hätte ihn nicht erkannt –, und er war umgeben von einigen Tugenden, der Gerechtigkeit, der Wohltätigkeit, der Eintracht und der Wahrheit, lauter sehr bekleideten Tugenden.

Und nun kam man in den Saal, in welchem die Porträts des Malers Duplessis hingen. Sogleich fiel Toinette das Bild des Amerikaners auf, doch sie bezähmte sich, sie schaute nicht hin, sie ließ sich erst vor die andern Porträts führen. Duplessis war anwesend, er hatte sich lächerlicherweise in Gala gewor­fen, sein gutmütiges, bäuerliches Gesicht kam schüchtern aus dem prunkvollen Anzug heraus. Sie dankte gnädig seiner Ver­beugung.

Sie beschaute zunächst das Porträt des Doktors Lassone, ihres Arztes, des Mannes, der die Operation an Louis vor­genommen hatte. Doktor Lassone pflegte seine Weisungen mit Entschiedenheit zu geben, er duldete keinen Widerspruch, und wenn sich Toinette und der Fliederblaue Klüngel auch gerne lustig machten über seinen Dünkel, seine Liebesaffären und seine Geldgier, so hatte sie gleichwohl eine geradezu abergläubische Angst vor den kalten, prüfenden Augen des großen Arztes und vor seinen geübten, geschickten Händen. Duplessis hatte dem Doktor die leicht schwabbeligen Wangen gelassen, aber der Mund war hart, die Augen scharf und herrschsüchtig und die rechte Hand, die groß und knochig mit ausgestrecktem kleinem Finger auf den Büchern lag, be­drohlich. Der Doktor Lassone, der sie da von der Leinwand her beschaute, flößte ihr fast noch mehr Unbehagen ein als der wirkliche Lassone, dessen Untersuchungen sie ersehnte und fürchtete.

Sie riß sich los, ging zu dem nächsten Bild, dem Porträt der Herzogin von Penthièvre. War das wirklich die Herzogin von Penthièvre? Toinette hatte sie doch ziemlich oft gesehen, da war sie ihr nie hübsch vorgekommen. Hier war sie höchst anziehend. Dabei hatte Duplessis nicht einmal sehr geschmei­chelt. Offenbar war es vorteilhaft, sich so malen zu lassen, im Grase sitzend und die Füße nackt, in Sandalen. Sie mußte sich das merken. „Hübsch, sehr hübsch, reizend“, sagte sie zu Duplessis.

Und dann, endlich, stand sie vor dem Porträt Doktor Franklins. Der Raum war dicht gefüllt, bis hinaus in den Hof drängten sich die Neugierigen, aber es war vollkommen still, als sie vor dem Bilde stand.

Der da aus seinem Rahmen auf sie schaute, war der Mann, den Toinette gesehen hatte, und dennoch ein sehr anderer. Der lange, gebieterische Mund war geschlossen und sah kei­neswegs so aus, als ob galante Worte aus ihm hervorkommen könnten. Streng, prüfend, höchst gerecht, schauten die Augen unter der mächtigen Stirn. Schauten sie einen an? Schauten sie über einen weg? Schauten sie durch einen hindurch? Toi­nette wunderte sich, daß sie sich auf einen Kampf mit diesem Manne eingelassen hatte, ja, ein wenig fürchtete sie sich; da­bei war sie trotzdem wieder von ihm angezogen, und sie war stolz darauf, daß sie die Zusammenkunft mit ihm gesucht hatte.

Der Maler Duplessis stand schräg hinter ihr, bemüht, den Eindruck zu erspähen, den sein Werk auf die Königin machte. Er sah jetzt mit einemmal, zum erstenmal, ihr Gesicht, wie es war, hübsch, nicht gescheit, doch keineswegs leer, sehr lebendig, sehr hochmütig, sehr königlich. Wenn er noch ein­mal Gelegenheit haben sollte, sie zu malen, wird es ein gutes Bild werden. Aber diese Mächtigen konnte man ja niemals dazu bekommen, daß sie einem die paar Sitzungen gaben, die man brauchte. Mit dem Amerikaner war es ein erfreuliches Arbeiten gewesen, und das Porträt war geglückt. Es war in Wahrheit ein großer Mann, der da auf einen schaute, und er war, soviel Würde er ihm gegeben hatte, nicht geschmeichelt. An den Augen hatte er lange herumgemalt, und er war zu­frieden. So schaute der lebendige Franklin, er schaute einen an und schaute über einen hinweg.

Toinette stand noch immer vor dem Bild, schweigend, eine lange Weile schon stand sie so, es dünkte sie eine Ewigkeit, es waren zwei Minuten. Es war still, beklemmend still, und sie wußte, daß sie nun wieder einmal etwas sagen mußte, und es mußte etwas sein, das auch der böseste Wille zu miß­deuten nicht imstande war. „Ausgezeichnet“, sagte sie schließ­lich inmitten der lautlosen Stille und wandte sich mit einer sehr hübschen Bewegung dem Maler Duplessis zu. „Wahr­haftig ein ausgezeichnetes Porträt, würdig unseres Duplessis“, und sie war froh, daß sie nicht gesagt hatte: „Würdig unseres Franklin."

Sie löste sich von dem Gemälde. „Was gibt es sonst noch zu sehen, Messieurs?“ wandte sie sich an die Künstler, die sie führten, und man beschaute das sehr gute Bildnis des alten, berühmten Pflanzenforschers Karl Linné, das Alexandre Roslin voriges Jahr auf seiner schwedischen Reise gemalt hatte. „Sie wissen, meine Herren“, erklärte Toinette, „ich bin sehr interessiert an allem, was Botanik anlangt.“

Am Abend ging sie in die Oper, man gab Glucks „Iphi­genie“. Sie ging die kurze Strecke zu Fuß, und auf dem gan­zen Weg rief man ihr huldigend zu. Die letzten Male, da sie sich im Theater gezeigt, hatte sich das Publikum bei ihrem Er­scheinen schweigend erhoben ; an diesem Abend brachte man ihr eine lange Ovation. Und als im zweiten Akt die Arie an­hob: „Singet Lob und Preis eurer Königin“, trat Achilles an die Rampe und sang die Arie hinauf zur Loge Toinettes. Das Publikum aber erhob sich und verlangte die Arie ein zweites und ein drittes Mal.

Toinette hatte in ihrem jungen Leben oft und abermals einer jubelnden Menge gedankt. Niemals aber hatte sie das so beglückt getan wie an diesem Abend. Ein kleines Rot wölkte ihr langes, ovales Gesicht, während sie den Kopf mit dem getürmten, herrlichen, aschblonden Haar dreimal neigte, nach links, nach rechts und nach der Mitte, wie das Zere­moniell es vorschrieb. Sie war selig wie ein Kind. Jetzt soll mir der Abbé nochmals sagen, die Pariser mögen mich nicht, dachte sie, die edle, einfache Melodie Glucks klang in ihr, und sie bedauerte, daß sie in ihrer Frisur nicht ein Bild Ben­jamin Franklins trug.

Als Louis hörte, daß Toinette das Porträt Franklins be­sichtigt hatte, durchschwemmte ihn dumpfe Wut. Hatte sie ihm nicht versprochen, sich von jeder Sympathiekundgebung für Amerika zurückzuhalten? Und wenn ihr die Pariser hin­terher eine Ovation gebracht hatten, so bestätigte das nur, daß dieser Besuch im Salon allgemein als ein Gnadenbeweis für den Rebellen aufgefaßt worden war, als ein Bekenntnis zur Meuterei. Der Geist der Rebellion war es gewesen, der da Toinette in der Oper gefeiert hatte, und es war erbitternd, daß er, Louis, untätig zuschauen mußte.

Denn er konnte nichts tun als schweigen und siçh grämen, des war er sich von Anfang an bewußt. Wenn er hinginge und ihr vorhielte, sie habe die Meuterer gehätschelt, dann hätte sie nichts für ihn als verständnislose Ironie. Was hatte sie denn getan? Sie hatte die Bilder des Hofmalers Duplessis besichtigt. Hätte sie es nicht tun sollen? Er sah im Geiste ihren höhnisch-unschuldigen Blick. Hatte nicht Louis ge­wünscht, daß sie sich von Duplessis malen lasse? Hatte er sich nicht selber von ihm malen lassen?

Prinz Xavier kam. Sprach vom Salon. „Es ist ja auch ein Gemälde von Ihnen dort“, sagte er, „dieser Riesenschinken von Robin. Sie sind da sehr idealisiert, mein lieber Louis, sagt man mir; das müssen Sie ja wohl auch sein, als König. Es wäre ein Spaß gewesen, wenn wir beide hingegangen wären und uns den Schinken angeschaut hätten, gemeinsam. Aber das geht wohl nicht, nachdem dort der Rebell hängt. Es gibt freilich Leute, die keine solche Skrupel kennen. Es bleibt Geschmackssache.“

Louis tobte in seinem Innern, doch er erwiderte nichts.

Ein paar Tage später wurde ihm ein Stich vorgelegt, der das Duplessis-Porträt Franklins wiedergab. Feindselig be­schaute Louis die Züge des Mannes. Natürlich, Duplessis hatte alles Niederträchtige, das in dem Rebellen stak, unter­schlagen. Und diesen Duplessis hatte er zum „Maler des Königs“ ernannt. Er war ein guter Maler, –er hatte es mit seinem, Louis’, Bilde bewiesen. Schade, daß Kunst und Tu­gend so selten vereinigt waren,

Louis las die Unterschrift, die dem gestochenen Porträt beigefügt war. Es waren Verse. „Hier ist der Ruhm und die Kraft der Neuen Welt. Die Fluten des Ozeans verstummen vor seiner Stimme. Er lenkt den Donner und heißt ihn schwei­gen nach seinem Willen. Wer die Götter entwaffnet, braucht der die Könige zu fürchten?“ Louis las die Verse zweimal. So weit war es gekommen. Das wagte man zu veröffentlichen in seiner Hauptstadt. Das war mehr als Majestätsverbrechen, das war Gotteslästerung, Blasphemie. „Er lenkt den Donner und heißt ihn schweigen nach seinem Willen.“ Ein zorniger, häßlicher Laut kam aus Louis’ Kehle, er läutete, befahl den Polizeipräsidenten vor sich, dringlich, sogleich.

Als Monsieur Lenoir erschien, hielt ihm Louis den Stich vors Gesicht. „Haben Sie das gesehen?“ fragte er. „Es ist der Franklin des Monsieur Duplessis“, sagte der Polizeipräsident. „Die Kritiken sind gut, ausgezeichnet, der Stich geht ab wie frische Austern.“ – „Haben Sie die Verse gelesen?“ fragte Louis weiter, und: „Lesen Sie“, schrie er plötzlich. „Es sind schlechte Verse“, sagte Monsieur Lenoir. „Und so was lassen Sie verkaufen“, schrie Louis. „So was wird verkauft wie frische Austern, an allen Ecken von Paris. Wo haben Sie Ihre Augen, Monsieur? Schlechte Verse. Das ist Majestätsverbrechen, das ist Gotteslästerung. ,Er heißt den Donner schweigen.“ Seid ihr denn verrückt geworden allesamt?“ Monsieur Lenoir war blaß. Doch er beherrschte sich und sagte mit Ruhe: „Der Stich ist bei Monsieur Rouault verlegt, wie ich sehe. Ich werde dem Manne Weisung geben, den Vers sogleich zu entfernen.“ – „Einstampfen die Gotteslästerung“, schrie Louis, „den Mann einsperren!“ – „Ich bitte Eure Majestät, in Ruhe zu er­wägen . . .“, wandte der Polizeipräsident ein. Doch: „Ich habe erwogen“, unterbrach ihn Louis. „Ihr hättet erwägen sollen, vorher. ‚Heißt den Donner schweigen.‘ Gehen Sie!“ schrie er. „Führen Sie meine Weisungen aus!“

Monsieur Lenoir ging, aber zunächst zu Maurepas und Ver­gennes. Dann ließ er dem Verleger Rouault mitteilen, daß er Auftrag habe, ihn zu verhaften, und erst als sich Monsieur Rouault in Sicherheit gebracht hatte, schickte er seine Agenten.

Maurepas mittlerweile stellte Louis vor, daß jetzt, nach­dem Franklins Porträt so ungeheures Aufsehen erregt habe, die Verhaftung des Verlegers als feindseliger Akt nicht nur gegen Amerika, sondern auch gegen die Pariser Bevölkerung empfunden werden würde. Louis, nach einigem Zögern, zog knurrend den Verhaftsbefehl zurück. „Aber die gottlosen Verse müssen verschwinden, sie müssen aus der Welt“, ver­fügte er wütend und entschlossen.

Es wurde denn auch fortan der Stich des Franklin-Porträts ohne die Verse verkauft, doch mit viel freiem Raum darunter, und die Pariser schrieben die Verse mit der Hand.

Louis sprach mit Toinette kein Wort über ihren Besuch im Salon und über die Ereignisse, die dieser Besuch zur Folge hatte. Toinette hatte ihre Freude an den Geschehnissen, und sie hatte ihre Freude an Louis’ Schweigen.

Aber diese Freude vermochte die Enttäuschung nicht zu betäuben, die tief in ihrem Innern wurmte. Sie war ruhelos, gejagt von bittern, demütigenden Gedanken. Nun waren Wochen und Wochen und Monate und Monate vergangen, und nichts hatte sich geändert, und Louis war nicht imstande, ihr den Dauphin zu machen. Aus allen Briefen der Mutter, aus ihren Vorwürfen über die Begegnung mit Franklin und über die Verschwendung des Trianon, hörte Toinette heraus den Kummer der alten Frau über die fehlgeschlagene Hoff­nung.

Um die ständig nagende, demütigende Erbitterung zu be­täuben, stürzte sie sich mit Hitze in ihre Schauspielstudien. Unermüdlich arbeitete sie an der Verbesserung ihres R, und sie scheute nicht die Gefahr, ihren berühmten schwebenden Gang zu verderben, indem sie schreiten lernte wie die Damen des Théâtre Français. Die Herren Michu und Caillot stell­ten verwundert fest, daß sie arbeitete, als wollte sie Berufs­schauspielerin werden ; sie hunzten sie ehrerbietig und mit Vergnügen, und Toinette bat sie: „Nur so fort, meine Herren.“

Auch das half ihr nicht viel. Ihre Zänkereien mit Vau­dreuil häuften sich. Er fragte höhnisch, wie lange noch sie sich von dem Dicken etwas erwarte. Sie hieß ihn zornig gehen und ließ ihn zwei Tage nicht vor; doch im Innern ge­stand sie sich, es sei töricht und lächerlich, wie sie François hinhalte.

Dieser, vielleicht nur, um Toinette eifersüchtig zu machen, schloß sich enger an Gabriele an. Toinette durchschaute sein Spiel, aber ihre Erkenntnis nutzte ihr nichts, sie wurde immer nervöser. Da bittere Reden und Klagen auf Vaudreuil keinen Eindruck machten, begann sie die sanfte, lässige Gabriele zu quälen.

Nun hatte Jules Polignac einer Tante, die ihr Vermögen verloren hatte, einer Baronin d’Andlau, Hilfe versprochen. In seiner herrischen Art verlangte er von Gabriele, sie solle bei Toinette eine Rente für die Baronin erwirken. „Ein Trink­geld“, erläuterte er, „sagen wir, sechstausend Livres.“ Gabriele willigte ohne weiteres ein, und als sie das nächste Mal mit Toinette zusammen war, brachte sie das Anliegen vor, träg, beiläufig, der Gewährung gewiß.

Toinette hatte schlecht geschlafen, und als Gabriele mit ihrer Bitte kam, fiel ihr ein, daß man in Paris einen Zu­sammenhang herstellte zwischen ihren Ausgaben und der Zögerpolitik Versailles’ in der amerikanischen Frage. Auch sah sie im Geiste ihren Bruder Josef, wie er bitter und bös­artig genau die lange Liste der Pfründen hersagte, welche sie den Polignacs hingeworfen hatte. „Ich entsinne mich nicht eurer Tante Andlau“, sagte sie. „Um wieviel handelt es sich?“ – „Um fünfhundert Livres monatlich“, antwortete Gabriele, die Summe klang in ihrem Mund lächerlich gering. „Ich glaube“, sagte versonnen Toinette, „ich werde ihr die Rente nicht geben.“ – „Es handelt sich um fünfhundert Livres“, sagte verwundert Gabriele, und ein wenig ratlos fügte sie hinzu: „Wenn mir recht ist, hat Jules ihr das Geld bereits versprochen.“ Dann, da Toinette schwieg, schloß sie mit trägem Achselzucken: „Schön, da muß die Tante Andlau eben warten, bis Jules oder ich im Spiel gewinnen.“

Es verstimmte Toinette, daß ihre Weigerung Gabriele nicht mehr erregte. „Ich werde übrigens“, erklärte sie, „demnächst doch wohl bekanntgeben, daß an meinen Spielabenden kein höherer Einsatz erlaubt ist als zehn Louis. Ich habe es dem König versprochen.“ – „Dann kommst du eben zu mir“, sagte fröhlich harmlos Gabriele, „wenn du Lust hast, höher zu spie­len.“ – „Ich weiß nicht“, antwortete schleppend und bösartig Toinette. „Seitdem ich mein Trianon bezogen habe, hab ich keine Lust mehr an deinem Marquis de Dreneux und an dei­nem Mr. Smith aus Manchester.“ Gabriele schüttelte den Kopf. „Als ich diese Leute bat, die Bank zu halten“, meinte sie, immer eher erstaunt als gekränkt, „waren sie dir doch sehr willkommen. Die Unsern waren alle ausgeblutet.“ Toinette, in plötzlicher kalter Wut, erwiderte: „Sie werden der Königin von Frankreich nicht sagen, Madame, daß sie Sie veranlaßt hat, das Gelichter einzuladen.“ – „Aber was in aller Welt haben Sie denn, Toinette?“ fragte verblüfft Gabriele. „Was ist denn los?“ – „Alle kränken mich“, brach Toinette aus, „alle beleidigen mich. Weil ich gut zu allen bin, glauben alle, sie dürfen auf mir herumtreten.“ – „Aber wer tritt denn auf dir herum, Toinette?“ versuchte Gabriele sie zu beschwichti­gen. Doch das bewirkte nur, daß sich Toinettes ganzer, hilf­loser Zorn entlud. „Alle wollt ihr mich ausbeuten“, ereiferte sie sich. „Hast du nicht gerade erst sechstausend Livres für deine Tante verlangt?“

Gabriele begriff, daß Toinette über sie herfiel, weil ihre Sarkasmen und Wutausbrüche an Vaudreuil abprallten. Ga­briele war gutmütig, ließ sich viel gefallen und hatte Toi­nette sehr gern. Aber gerade ihr lag wenig an den äußern Vorteilen, die sie aus der Freundschaft mit Toinette zog, und deren Ungerechtigkeit kränkte sie. „Ich begreife deine Nervo­sität“, sagte sie. „Aber ich lasse mir von niemand vorschrei­ben, wer in meinem Hause verkehrt, auch von dir nicht.“ Toi­nette antwortete nicht, ihr Gesicht war von eisigem Hochmut. Die beiden trennten sich, ohne sich versöhnt zu haben.

Zwei Stunden lang war Toinette vergnügt, daß sie Gabriele einmal die Wahrheit gesagt hatte. Aber dann bereute sie’s. Schon am Morgen darauf vermißte sie Gabriele, und als sich diese auch am nächsten Tag nicht blicken ließ, sondern unter einem Vorwand von durchsichtiger Nichtigkeit ihrem Hof­dienste fernblieb, wäre Toinette am liebsten zu ihr hingegan­gen und hätte sie um Verzeihung gebeten. Aber das konnte sie ihrem Stolz nicht abgewinnen.

Sie horchte Diane aus und erfuhr, daß Gabriele an einem großen Spielabend bei der Prinzessin Rohan teilnehmen werde. Es war eine Demütigung, wenn Toinette nach allem, was sie Gabriele gesagt hatte, an diesem Abend zur Rohan ging. Sie ging hin.

Bei der Prinzessin Rohan gab es, wie immer, viele Men­schen und schlechte Luft, es gab die Hunde, den Papagei, die leise klirrenden Münzen des Spieltisches, die gedämpften Rufe der Spielenden. Gabriele war mitten im Spiel. Als sie Toinette kommen sah, lächelte sie erfreut, ohne Stolz, ver­träglich. Toinette setzte sich neben sie. Sie schwatzten über Kleider, klatschten. Es war, als wäre ihr Streit nie gewesen.

Toinette begann zu spielen, nicht sehr hoch. „Wenn ich gewinne“, sagte sie beiläufig, „werde ich der Tante Andlau die Pension aussetzen. Wenn ich verliere, übrigens auch.“ – „Danke, Toinette“, sagte Gabriele.

Man spielte weiter. Toinette machte höhere Einsätze, verlor.

Plötzlich wurden beide Flügel der Tür aufgerissen. „Der König“, rief der Lakai an der Tür. Eintrat, schnaufend, Louis.

Louis hatte im Lauf der letzten Woche, außer bei den man­cherlei offiziellen Anlässen, Toinette kaum gesehen. Der Stich des Franklin-Porträts, die Verse, sein Verbot und die Vor­gänge, die diesem Verbot gefolgt waren, hatten seinen Groll gegen Toinette gesteigert. Aber er war sich seiner Ohnmacht bewußt und hatte geschwiegen. Auch als er hörte, daß Toi­nette entgegen ihren Versprechungen ihre gehetzte, kost­spielige Jagd nach Vergnügungen wieder aufgenommen, hatte er geschwiegen. Eine einzige Maßnahme hatte er getroffen. Seinerzeit, nach jener Nacht im Trianon, hatte er im Ein­verständnis mit Toinette die alte Verordnung in Erinnerung gebracht, daß innerhalb des Schlosses von Versailles Spiel­einsätze im Betrag von mehr als einem Louisdor nicht erlaubt seien. Jetzt, nachdem sich Toinette wiederum als unzuver­lässig und unbotmäßig erwiesen, hatte er den Polizeipräsiden­ten beauftragt, ihn durch seine Geheimagenten benach­richtigen zu lassen, sowie im Schloß eine Spielpartie statt­finde, bei der gegen seine Verordnung verstoßen werde.

Daß an diesem Abend eine solche Spielpartie im Gange sei, und zwar in Gegenwart der Königin, hörte er, als er gerade über einem Bande der „Allgemeinen Geschichte der Inter­essanten Reisen“ des Abbé Prévost saß; es hatte aber in sei­nem Auftrag Monsieur de Laharpe von der Akademie eine Neuausgabe dieses sehr umfangreichen Sammelwerkes ver­anstaltet, und Louis nahm an dem Fortgang der Arbeit leb­haften Anteil. In den achtzehnten Band also der „Interessan­ten Reisen“, der von Kamtschatka und von Grönland handelte, war er vertieft, als ihn die Botschaft von dem Spielabend bei der Prinzessin Rohan erreichte. Neben sich stehen hatte er eine silberne Platte mit einem Stück kalten Hasenbraten und eine kostbare Sauciere mit einem Preiselbeergelee. Mit sei­nen kurzsichtigen Augen las er, dabei tunkte *er* das Fleisch mechanisch in das Gelee, er biß und riß und schlang und las.

Den Polizeiagenten, der ihm in strammer Haltung den Rap­port erstattete, hörte er an, ihm auf den Mund starrend, das Stück Fleisch noch in der Hand. „Es ist gut“, sagte er. Dann, noch während sich der Beamte rückwärts zur Tür bewegte, schmiß er das Stück Fleisch zurück auf die Platte und schlug heftig das Buch zu.

Eine wilde Genugtuung füllte ihn. Er stand auf, und ohne jemand was zu sagen, ohne Begleitung, ging er hinüber zu den Gemächern der Prinzessin Rohan. Mehrmals auf die­sem Gang wischte er sich die Hände an den Schößen seines Rockes, und wiewohl es ein langer Weg war, hielt er seine Wut fest.

Auch jetzt noch, da er vor Toinettes Spieltisch stand, er­füllte ihn willkommener Zorn. Die Herren waren aufgesprun­gen und hatten sich tief verneigt. Louis sah sie nicht, er sah nur, was auf dem Tische lag, Spielkarten, Haufen von Mün­zen und etwas beschriebenes Papier, Gläser und Becher mit Getränken und kleine Teller mit Konfekt.

„Guten Abend, Sire“, sagte Toinette. „Guten Abend, Ma­dame“, erwiderte mit hoher, erregter Stimme Louis. „Ich wollte eine Stunde ruhiger Unterhaltung genießen mit Ihnen und Ihren Damen.“ Er atmete stark, er konnte den Satz nicht vollenden. „Das war ein guter Einfall, Sire“, sagte höflich die Prinzessin Rohan. Louis aber, mit überschlagender Stimme, schrie: „Und nun muß ich das hier sehen!“ – „Was müssen Sie denn sehen, Sire?“ fragte Toinette; unter dem Tisch, keinem sichtbar, wippte sie mit dem Fuß. Louis trat ganz nahe an den Tisch heran, raffte einen kleinen Haufen Goldmünzen in die dicke Hand und hielt sie der Prinzessin Rohan vors Gesicht. „Was ist das, Madame?“ fragte er, und da die Rohan schwieg, schrie er: „Sind das Livres? Sind das Sous oder Ecus? Das sind Louis, Madame. Das ist nicht ein Louisdor, das sind zehn, elf, dreizehn Louisdor.“ Er schmiß das Gold zurück auf den Tisch. „Was da liegt“, schrie er, „das ist das Budget einer Provinz.“ – „Sie übertreiben, Sire", sagte ehrerbietig, doch entschlossen Diane Polignac. „Mit einem so niedrigen Budget käme auch Ihre ärmste Provinz nicht aus.“ – „Schweigen Sie, Madame“, schrie in der Fistel Louis. „Das ist nicht der Moment, geistreich zu sein. Was hier auf dem Tisch liegt“, befahl er, „gehört den Armen von Paris.“ Und in die Luft hinein gab er Weisung: „Man stelle mir eine Liste auf, wer hier anwesend war, und eine zweite Liste, wieviel Geld sich hier vorfand. Ich möchte die genauen Ziffern haben, geordnet nach Münzsorten. Die Liste hat um acht Uhr früh auf meinem Tisch zu liegen. Guten Abend, Madame. Guten Abend, meine Herren und Damen.“ Und er zog sich zurück, schweren Schrittes, schnaufend, befriedigt.

Am nächsten Morgen suchte ihn Toinette in der Biblio­thek auf. Er glaubte, sie wolle sich entschuldigen, und war bereit, Großmut zu zeigen.

„Es war freundlich, Sire“, sagte sie, „daß Sie sich einmal wieder die Mühe nahmen, mich in meinem Kreise zu be­suchen. Aber gekränkt hat mich die Heftigkeit, mit der Sie mich und meine Damen an die Pflicht der Wohltätigkeit mahnten. Ich glaube, ich habe es in diesem Punkte selten an mir fehlen lassen. Ich erinnere Sie an die armen Landleute, denen ich in meinem Dörfchen im Trianon Dach und Brot gebe. Es hätte Ihres – lassen Sie es mich beim rechten Worte nennen – groben Hinweises nicht bedurft.“

Louis starrte auf das Buch, in dem er gelesen hatte, es war noch immer der achtzehnte Band der „Interessanten Reisen“. Aufgeschlagen war die Seite neunundachtzig, „Dialekt der Kurilen“, und nebeneinander in zwei Reihen standen franzö­sische und kurilische Worte:

Oreilles Ksar

Nez Etou

Lèvres Tchaatoi

Bouche Tchar

Parties naturellesde l’homme Tchi

Idem de lafemme Tchit

Mechanisch schaute er auf die Worte, er war außer Fassung über soviel Unschuld; oder war es Dreistigkeit?

„Ich weiß nicht“, stammelte er, „also Schön ...“ – „Sic hätten aber wissen müssen, Sire“, sagte Toinette. „Ich hatte den ganzen Abend zu tun, meine Damen zu trösten.“ – „Sie geben dem Hof und der Stadt kein gutes Beispiel“, raffte sich Louis auf, „wenn Sie an einem Abend Summen verspielen, die hinreichten ...“ – „Das Budget einer Provinz“, spöttelte Toinette, „das sagten Sie gestern schon. Seien Sie gerecht, Louis“, bat sie. „Sie müssen zugeben, ich habe gespart in der letzten Zeit. Ich führe ein schlichtes, ländliches Leben in meinem Trianon. Ich trage nur elsässische Leinenkleider. Ich höre, daß sich die Seidenfabrikanten von Lyon beklagen, weil mein Beispiel den Umsatz ihrer Stoffe verringert. Ich habe mein Bestes getan, es Ihnen recht zu machen. Ich war sogar im Salon, wiewohl ich mich für Bilder nicht sonderlich inter­essiere; aber ich wollte die Künstler nicht beleidigen, Ihret­halb, Louis. Ich habe auch zu spüren bekommen, daß die Pariser mein Verhalten würdigen. Hat man Ihnen erzählt, wie herzlich und einfallreich man mich in der Oper begrüßt hat?“

Louis starrte wortlos auf sein kurilisches Vokabular; er gab es auf, ihrem Geschwätz zu folgen. „Übrigens Künstler, Ge­mälde“, sprach sie weiter, „ich muß endlich die Decke meines Theaters ausmalen lassen. Lagrenée hat schon einen Entwurf gemacht, Apollo und einige Grazien, etwas ganz Einfaches. Aber die Künstler nehmen jetzt ihre Preise. Ich habe den Auf­trag noch nicht gegeben. Ich weiß, ich habe Ihnen verspro­chen, zu sparen. Wenn Sie es also wünschen, dann bleibt das Theater kahl.“

Als sie ging, hatte Louis ihr weitere hunderttausend Livres für das Trianon bewilligt.

Die beiden aus Amerika zurückgeschickten Offiziere, Ma­jor de Mauroy und Leutnant Dubois, waren sogleich zu Pierre gegangen, um ihm von ihren Übeln Erfahrungen zu berichten. Pierre war betroffen. Nicht nur verdroß es ihn, daß man die Herren, für deren Entsendung er sich mitver­antwortlich fühlte, in Philadelphia so schlecht aufgenommen hatte, sondern es mehrte auch dieser Empfang seine Sorge, daß die Firma Hortalez noch viele Schwierigkeiten werde überwinden müssen, ehe sie die Bezahlung ihrer Forderungen erreichte.

Zwei Stunden später traf die amerikanische Post ein, und sie enthielt genaue, sachliche Mitteilungen über den Emp­fang Lafayettes und seiner Offiziere, denn dieser Kurier brachte endlich den sehnlich erwarteten Brief Pauls.

In seinem Arbeitszimmer, bei versperrter Tür, allein mit der Hündin Caprice, las Pierre das ausführliche Schreiben.

„Wiewohl mir schärferes Nachdenken das hätte verwehren sollen“, schrieb Paul, „so hatte ich mir doch in Paris den Kongreß der Vereinigten Staaten so vorgestellt, wie die an­tiken Schriftsteller den Römischen Senat in seiner besten Zeit schildern, als eine Versammlung von Königen. Dem ent­spricht die Wirklichkeit von Philadelphia keineswegs. Um es Ihnen offen zu sagen, mein sehr verehrter Freund, der Kon­tinentale Kongreß der Vereinigten Staaten kann sich an äußerer und innerer Würde nicht einmal mit einem französi­schen Provinzlandtag vergleichen. Es gibt da ein ewiges, jäm­merliches Gezänk um winzige Rechtchen und Pflichtchen, die Dreizehn Staaten hadern jeder mit jedem, ihre Vertreter haben immer nur das Einzelinteresse ihres Staates im Aug und sind überdies untereinander nochmals gespalten in Kon­servative und in Progressive. Schiebung und Korruption blüht wie unter dem Despotismus, nur in plumperer Form. Die An­hänger des Königs von England sind an Zahl und Einfluß viel stärker, als man in Paris annimmt, und tief eingewurzel­tes Vorurteil macht selbst progressive Amerikaner zu fanati­schen Franzosenfeinden.“

In diesem Zusammenhang berichtete Paul ausführlich über den schmählichen Empfang Lafayettes und seiner Offiziere. General Washington freilich, konnte er hinzufügen, habe, wie man höre, mittlerweile einen Empfehlungsbrief Franklins für Lafayette bekommen und sei bemüht, das unziemliche Ver­haken des Kongresses wiedergutzumachen.

Dann verbreitete sich Paul eingehend über die Aussichten der Firma Hortalez, vom Kongreß Zahlung zu erhalten. Mr. Arthur Lee habe mehrmals und dezidiert erklärt, das „Dar­lehn“ der französischen Krone an Pierre sei selbstverständlich ein Geschenk des Königs nicht für Pierre, sondern für den Kongreß. Mr. Lee führe unter anderm als Beweis an, Mon­sieur de Gérard habe den amerikanischen Delegierten gele­gentlich vorgehalten, sie hätten doch jetzt bereits vier Millio­nen bekommen. Da sie aber de facto nur drei Millionen be­kommen hätten, sei unter der vierten eben jene verstanden gewesen, welche Pierre erhalten habe. Er, Paul, versuche mit allen Mitteln, die Entstellungen und Verdrehungen Mr. Lees zu entkräften. Aber die Herren vom Kongreß wollten nicht hören, sie mißverstünden mit Absicht und Beharrlichkeit.

Er bemühe sich, schrieb Paul weiter, wenigstens die unbe­strittenen Forderungen durchzusetzen. Aber auch da machten die Herren immer neue Manöver, die man schwerlich anders bezeichnen könne denn als Winkelzüge. Unter ihren faden­scheinigen Ausflüchten sei die schäbigste die, daß den Herren, solange nicht die Stichhaltigkeit jedes einzelnen Postens ge­klärt sei, ihr Verantwortungsgefühl verbiete, irgend etwas zu zahlen. Solche Winkelzüge seien wohl eines großen, freiheit­lichen Volkes nicht würdig, doch die berghohen finanziellen Schwierigkeiten des Kongresses machten sie begreiflich. Um nicht die ganze Sache zu gefährden, drücke man sich von den Verpflichtungen, die man gegen den einzelnen habe.

Pierre las diese Stelle zweimal. Er spürte grimmige Hoch­achtung vor der Sachlichkeit seines jungen Freundes Paul. Begreiflich, dachte er bitter, die Winkelzüge der Amerikaner sind begreiflich. Das ist sehr richtig. Aber wer unter die Rä­der kommt, das bin ich.

Um gerecht zu sein, schloß Paul, und ein objektives Bild der Lage zu geben, müsse er betonen, daß im Kongreß neben manchem engstirnigen Krämer auch Männer von Weitblick und großer Rechtlichkeit säßen. Er habe denn auch erreicht, daß er gleichzeitig mit seinem Brief eine Ladung von Tabak und Indigo im Betrag von siebenundzwanzigtausendzwei­hundertfünfzig Livres als eine Art symbolischer Zahlung ab­gehen lassen könne, und er glaube zuversichtlich, er werde zuletzt die Anerkennung der gesamten Forderung des Hauses Hortalez erwirken. Wie denn überhaupt sein Glaube an den Erfolg des heroischen Unternehmens durch seine neuen, Ge­duld und Nerven erfordernden Erlebnisse nicht im leisesten getrübt sei.

Pierre stützte den Kopf in beide Hände, und eine halbe Minute war er mutlos. „Da haben wir uns ja schön herein­legen lassen“, erzählte er der Hündin Caprice, „da wären wir ja schön hereingefallen.“ Dann überkam ihn Zorn. Das also war das Ergebnis: Tabak und Indigo im Betrag von sieben­undzwanzigtausendzweihundertfünfzig Livres. Dafür war Paul hinübergefahren, dafür hatte er sein Leben aufs Spiel gesetzt. Lumpen, schäbige Wortbrüchler, das waren die Frei­heitshelden, wenn man sie in der Nähe besah. Für solche Leute opferte er, Pierre, sein Geld, seine Nerven, sein Leben.

Für solche Leute war der junge, schwärmerische Lafayette übers Meer gefahren. Für Winkelzügler. Wenn ein Posten nicht stimmt, dann zahlen wir gar nichts. Und *einen* Posten werden wir immer finden. Pfui Teufel!

Pierres frisches, fleischiges Gesicht mit der klaren, leicht zurückfliehenden Stirn und dem vollen, schön geschwungenen Mund verzog sich angewidert. Er schämte sich nicht seiner Leichtgläubigkeit, er schämte sich der Leute, für die er ar­beitete.

Dann, noch einmal und sehr genau, überlas er Pauls Schrei­ben. Aber schon war sein Unmut verflogen, und jetzt rückte er sich ins Licht, was Zuversichtliches in dem Briefe stand. Auch dachte er daran, daß sich in der Zwischenzeit hier alles geändert hatte und daß nun er und Franklin Freunde waren. Er überlegte sich, was er Paul antworten sollte. Er wird ihm mitteilen, was er hier erreicht hat, wie er die Zusammen­kunft Franklins mit der hochgestellten Persönlichkeit herbei­geführt hat, und er wird ihm Weisung geben, schleunigst zurückzukommen. Pierre war ein passionierter Briefschreiber, und der Gedanke an den zu schreibenden Brief beschwingte ihn.

Nein, nicht im geringsten ließ er sich die große Sache ver­leiden durch die Kleinlichkeit einzelner Kongreßmitglieder.

Bald hatte er Gelegenheit, das zu beweisen, als ihm näm­lich Silas Deane von der Affäre des Generals Steuben er­zählte. Denn dieser war, wie er sich’s vorgenommen hatte, nach Deutschland zurückgekehrt, und Amerika hatte end­gültig die Gelegenheit verpaßt, sich die Hilfe des bewährten Soldaten und Organisators zu sichern.

Endgültig? Nein. War da nicht noch er, Pierre de Beau­marchais? Sogleich setzte er sich hin und beschwor Steuben in einem feurigen Brief, nach Paris zurückzukehren. Seine, Beaumarchais’, Mittel stünden dem General zur Verfügung, und ein Schiff für seinen Transport liege bereit in Marseille. Sollte Amerika und die große Sache der Freiheit wirklich genötigt sein, auf die Mitwirkung eines so bedeutenden Man­nes zu verzichten, bloß weil er infolge eines dummen Zu­falls während seines Pariser Aufenthalts nicht mit ihm, Pierre, zusammengetroffen sei? Nein, einen solchen Zufall lasse Pierre de Beaumarchais nicht gelten.

So überredend war der Brief, daß Steuben in der Tat nach Paris zurückkehrte.

Und binnen vierundzwanzig Stunden dann bewirkte Pierre, daß sich der Genera! auch ohne Vertrag bereit erklärte, in der Armee Washingtons zu dienen. Pierre sorgte für seine Equipierung und für seinen Transport. In seiner eigenen kom­fortabeln Reisekutsche ließ er ihn nach Marseille befördern, und er gab ihm außer einer ansehnlichen Summe Geldes zwei Briefe mit, einen an Paul, einen an den Kongreß. Keine Mühe scheute Pierre, um, gerade nach dem Mißgeschick Lafayettes, Herrn von Steuben eine ehrenvolle Aufnahme in Philadelphia zu sichern. „Bitte, tun Sie, was Sie können“, schrieb er Paul, „für diesen verdienten General, den meinen Freund zu nennen ich stolz bin. Falls er Geld benötigt, geben Sie es ihm reichlich. Es ist gut angelegtes Geld. Wenn es sollte verloren sein, verlier ich es gerne, wenn nur dieser große Mann an seinen großen Platz im Freiheitskampf Ame­rikas gestellt wird. Keine schönere Verzinsung meines Kapi­tals kann ich mir denken als seine Taten. Helfen Sie ihm, mein lieber Paul.“ Den Kongreß aber belehrte Pierre: „Die Kunst, erfolgreich Krieg zu führen, ist eine Verbindung von Tapferkeit, Umsicht, theoretischem Können und praktischer Erfahrung. Über alles das verfügt der große Soldat, den Ihnen zu schicken ich die Ehre habe. Er war ein Waffen­kamerad Friedrichs von Preußen, er stand ihm zweiundzwan­zig Jahre hindurch auf verantwortlichem Posten zur Seite. Ein solcher Mann wird auch Ihnen geeignet erscheinen, Monsieur Washington zu helfen.“

Versehen also mit diesen beiden Briefen, ging Herr von Steuben zu Schiff nach Amerika. Die Dienste dieses Offiziers der Sache Amerikas zu sichern, kostete Pierre an zwölf tau­send Livres, beinahe die Hälfte dessen, was ihm Paul bisher aus Amerika hatte schicken können.

Daß Pierre durch Pauls Brief die letzte begründete Hoff­nung verlor, vom Kongreß in absehbarer Zeit Zahlung zu er­langen, hinderte ihn nicht, mehr und mehr Geld an das Haus zu wenden, an dem er baute. Wiederholt machte ihn der Architekt Le Moyne darauf aufmerksam, daß er infolge der immer mehr ausschweifenden Wünsche Pierres den Vor­anschlag unmöglich werde einhalten können. Pierre erwiderte großartig: „Dann überschreiten wir ihn eben, Ihren Vor­anschlag.“ Und er freute sich, wenn Monsieur Le Moyne stolz und sorgenvoll erklärte, seit Jahren habe in Paris kein Privat­mann ein so anspruchsvolles Bauwerk in Angriff genommen.

Therese, für welche Pierre das Haus baute, bezeigte dem Unternehmen verletzend geringes Interesse. Sie hatte nur einen Wunsch: die Räume, die sie und die kleine Eugénie bewohnen würden, sollten so einfach gehalten sein wie mög­lich, ähnlich denen in Meudon. Das gestand ihr Pierre nach einigem Mäkeln zu.

Julie hingegen nahm leidenschaftlichen Anteil am Bau und an der Ausstattung des Hauses. Wiewohl beleidigt darüber, daß es Pierre über sich bekam, in Zukunft einen Teil seines Lebens ohne sie zu verbringen, redete sie eifrig ein in alles, was der Architekt tat und ließ, und als Pierre leise andeutete, er wolle aus dem Hause an der Rue de Condé einige Dinge, an denen ihm das Herz hing, Möbel und Bilder, mit hinüber­nehmen in das neue Haus, geriet sie in wilde Empörung. Was er vor allem mitnehmen wollte, war der Schreibtisch sei­nes Arbeitszimmers, dann die paar unansehnlichen Möbel des kleinen Kabinetts nebenan, die Truhe und das breite Sofa, die Stätte der Erinnerung an so manche Freuden, und schließlich die Porträts Duvernys und Désirées, sowie die Nachbildung der Galion des „Seeadlers“. In dem großen, alten Haus hätte die Wegnahme dieser Dinge kaum merkbare Lücken geschaf­fen, doch Julie schrie Raub und Verrat bei jedem einzelnen Möbelstück; selbst gegen die Entfernung des Porträts der Désirée, welches ihr immer ein Ärgernis gewesen war, sträubte sie sich. Er habe keinen Familiensinn, warf sie ihm vor; wenn Vater Caron sähe, wie Pierre sie auf ihre alten Tage im Stich lasse, drehte er sich im Grabe um. Schließlich blieb der prunkvolle Schreibtisch des Meisters Pluvinet in dem alten Haus; für das neue ließ Pierre einen noch kostspie­ligeren anfertigen von Meister Lalonde mit Zeichnungen von Salembier. Auch die Nachbildung der Galion des „Seeadlers“ beließ er Julie. Das andere aber nahm er trotz ihres Zeterns mit ins neue Haus.

Noch heftiger tobte der Kampf darüber, welche von Pierres Menschen im alten Haus bleiben und welche ins neue über­siedeln sollten. Julie fand es keineswegs selbstverständlich, daß Pierre den Kammerdiener Emile in dem neuen Haus wohnen lassen wollte. „Diese Teilung geht durch mein Herz“, rief sie.

Mit noch mehr Wildheit focht sie um den Neffen Féli­cien. Es war nämlich an dem, daß Félicien Lépine zu alt geworden war für das College Montaigu; wiewohl nicht der älteste unter den Schülern, wirkte der Sechzehnjährige als der am meisten Erwachsene, und man konnte ihn nicht wohl länger in dem Collège lassen, wo er sich ohnedies keineswegs behaglich fühlte. Es war für Pierre, obgleich er sich mit dem Jungen nicht recht verstand, selbstverständlich, daß er ihn unter sein Dach nahm. Doch unter welches Dach? Unter das an der Rue de Condé oder unter das an der Rue Saint- Antoine? Hier griff Therese ein, sie wollte den Jungen gern im Haus haben, und Pierre verfügte nach ihrem Wunsch. Für Julie aber kaufte er bei den Juwelieren Boehmer et Bassenge ein Armband, das der Prinzessin Rohan zu teuer gewesen war.

Es ging in Paris viel Gerede um über das kostbare Palais, welches der unsichere Monsieur de Beaumarchais errichtete. Die Firma Hortalez, hieß es, schaukle und schlingere wie ein Schiff im Sturm, und viele erklärten, woran man da hinter dem riesigen Bretterzaun an der Rue Saint-Antoine werkele, das seien wohl eher Theaterkulissen als ein richtiges, steiner­nes Haus. Der Journalist Métra verzeichnete in seinen „Ver­traulichen Nachrichten“, man erzähle sich vielerlei erstaun­liche Dinge über den Prunk des neuen Palais, an welchem der „Barbier von Sevilla“ baue; unter andern werde auf dem Giebel des Hauses ein goldenes Nest für den Pleitestorch er­richtet. Pierre ließ sich das alles nicht anfechten; wenn das Gebäude erst fertig sein wird, dann werden die Herren ja selber sehen.

Die ersten, welche sahen, waren die Freunde des Kammer­dieners Emile. Der treuergebene Bursche nämlich hatte von seinen Kollegen viele Sticheleien zu erdulden und fragte sei­nen Herrn, ob er dem einen oder andern das Haus zeigen dürfe. Pierre, wissend, welchen Einfluß auf Hof und Stadt die Urteile der Kammerdiener ausübten, stimmte ohne wei­teres zu. Mit dreien seiner Freunde also, Dienern des Herzogs von Richelieu, des Marquis de Vaudreuil und des Prinzen Montbarey, fuhr Emile im Wagen seines Herrn in die Rue Saint-Antoine.

Der Ausschnitt des Bretterzauns tat sich vor ihnen auf, und großartig auf der breiten, gewundenen Auffahrtstraße fuhren sie durch den Park. Es hatte aber Pierre Grund neben­an hinzugekauft, Terrassen aufwerfen lassen und dem Ge­lände durch Hügelung und Talung den Anschein größerer Weite gegeben.

Man stieg aus, und Emile führte seine Freunde stolz und bescheiden herum. „Das sind unsere Kaskaden“, erläuterte er, „und das ist unsere Chinesische Brücke. Erst wollten wir einen Schweizer Steg über unsern Bach führen, so wie Sie ihn haben, Richelieu, aber dann war uns das nicht modern genug. Unser Architekt meint, jetzt sei wieder das Chinesische das einzig Wahre, so wie vor fünfzehn Jahren.“ Weiß schimmer­ten überall Standbilder und Büsten, teils von antiken Gott­heiten, teils von Verwandten und Freunden Beaumarchais’. Man ruderte auf dem kleinen See, man setzte sich in die zier­lichen Lauben, die geschaffen waren für Liebende; übrigens waren auch sie geschmückt mit Büsten des Vaters und der Schwestern Beaumarchais’. Der Montbareysche erging sich in Betrachtungen, wie sich in diesen Lauben Emile amüsieren werde im Angesicht der Familie seines Herrn.

Die sichtbarste Zierde des Parks aber war auf einem klei­nen Hügel ein kleiner Tempel. Man erstieg die Stufen, die zu ihm hinaufführten. „Das ist unser Voltaire-Tempel“, er­klärte Emile. Im Innern hob sich marmorn, gescheit und enorm häßlich die Büste des Philosophen, auf der Kuppel des Tempels aber leuchtete groß und golden die Erdkugel, und durch ihren Pol stieß ein gewaltiger, goldener Federkiel. „Sehr hübsch, Beaumarchais“, anerkannte der Vaudreuilsche, „sehr beziehungsreich, da habt ihr wirklich einen guten Ein­fall gehabt.“ Emile setzte auseinander, daß das Symbolhafte noch viel weiter gehe; heute, da es vollkommen windstill sei, könne man es leider nicht sehen, aber der Federkiel, Voltaires und Beaumarchais’ Wahrzeichen, drehe sich im Wind und bewege die Erdkugel. „Allerhand“, gab der Richelieusche zu. Man las die Inschrift: „Fort von den Augen der Welt riß er die Bindè des Irrtums.“ – „Ist das von dem deinen?“ erkun­digte sich der Vaudreuilsche. „Nein“, gab Emile Bescheid, „das ist von dem andern.“

Von dem Tempel wie von allen Aussichtspunkten sah man jenseits des Platzes mächtig und düster die Bastille aufragen. „Das gefällt mir nun weniger“, sagte der Montbareysche. „Das verstehen Sie nicht“, belehrte ihn Emile. „Gerade das ist das Bedeutungsvolle. Gerade darum haben wir uns hier angesiedelt. Wir finden, dieses Haus und dieser Anblick, das ist ein Gleichnis.“ – „Aha“, sagte der Vaudreuilsche.

Dann ging man durch ein vergoldetes Gitter in den großen Hof, der sich, ein weiter Halbkreis, vor der gerundeten Fas­sade des Hauses dehnte. Die Fassade war geschmückt mit Säulen und Arkaden, in der Mitte des Hofes stand auf wuch­tigem Sockel in Kampfstellung ein Gladiator mit starkem, eigenartigem Gesicht. „Er sieht dem Ihren verteufelt ähnlich“, meinte der Montbareysche, und Emile grinste bedeutend.

Er zeigte den Freunden das Haus, die unterirdischen Kü­chen, die Ungeheuern Keller, das geheimnisvolle gastrono­mische Laboratorium, worin man mit sachverständigen Freun­den zu kochen und zu brauen beabsichtigte. Dann, durch die hohe Halle, führte Emile die Freunde die kühn und elegant geschwungene Treppe hinauf und zeigte ihnen die fünfzehn Räume, den Speisesaal, den Billardsaal und vor allem den weiten, runden Gesellschaftssaal, der gekrönt war von einer riesigen Kuppel. Gemälde von Hubert Robert und Vernet schmückten ihn, den Mantel des Kamins trugen Karyatiden aus karrarischem Marmor. „Dafür allein haben wir vierzig­tausend Livres bezahlt“, verkündete Emile.

„Nichts zu bewundern“, das war ein Grundsatz, zu dem sich die Kammerdiener und ihre Herren bekannten. Aber der Reichtum und der Glanz des Hauses machten ihnen Ein­druck, und sie verbreiteten seinen Ruhm.

Als Pierre am ersten Morgen in seiner neuen Wohnstätte erwachte, fanden sich zu seinem Lever diejenigen ein, die er sich wünschte, der Baron de Trois-Tours, der Chevalier de Clonard, Monsieur Regnier vom Höchsten Gericht, alle. Die Geschäftsfreunde und Geldgeber Pierres erklärten, sie ließen sich nichts weismachen, das Haus sei mit ihrem Geld und auf Borg errichtet. Trotzdem imponierte ihnen der Bau, nun er so golden und überreich dastand, und sie waren bereit, weiteres Geld zu investieren. Man machte böse, schlagende Witze über den unmäßigen, barbarischen Prunk, und man beneidete den Mann, der, wiewohl im Grunde seit seiner Geburt bankrott, die Fähigkeit besaß, sich solche Häuser zu bauen.

Unbewegten Gesichtes, still und trocken ging der Sekretär Maigron durch die prächtigen Räume. Er hatte auf seine leise, behutsame Art, mehr durch sein Wesen als durch Worte, Pierre davor gewarnt, die neue, gewaltige Last auf sich zu nehmen, und er betrachtete den ganzen überflüssigen Tand mit Feindschaft. Er wußte auf den Sou, was jeder einzelne Gegenstand kostete, und überlegte mißmutig, daß man für das Geld, das man zum Beispiel für diese Ariadne-Statue hatte hinlegen müssen, die Zuckerlieferungen der Firma Roche hätte bezahlen können. Doch der grundsolide Mon­sieur Maigron fühlte sich der Firma Hortalez und ihrem Chef nur um so enger verbunden, je unsolider sie wurde. Er ver­wünschte die Seitensprünge Pierres, deren Kosten seine, Mai­grons, mühseligen Berechnungen immer von neuem umwar­fen, aber er hätte ohne diese ewigen Erregungen nicht leben wollen. Gewisse Geschäftsleute hatten ihm angedeutet, daß eine höchst angesehene und solvente Firma interessiert sei an der Anstellung eines Mannes von seinen Gaben, und Mon­sieur Maigron hatte Grund zu der Vermutung, daß hinter dem Angebot Monsieur Lenormant stehe. Es wäre reizvoll gewesen, in den gewaltigen Unternehmungen Monsieur Lenormants einen einflußreichen Posten zu bekleiden; es war nicht reizvoll, solange man Monsieur de Beaumarchais’ ver­trauter Helfer war.

Monsieur Lenormant selber war einer der ersten, die Pierre in seinem neuen Hause aufsuchten. Die kleinen, tiefliegenden Augen des dicklichen Herrn schauten melancholisch auf den überladenen Prunk. Es war erstaunlich, wie dieser Bursche Pierrot seinen geborgten Reichtum genoß, unangefochten von Sorgen und von geschmacklichen Bedenken ; am liebsten hätte wohl dieser Pierrot das ganze Haus zu seinem übergroßen Brillanten am Finger getragen. Selbstverständlich waren unter den Schätzen, die Pierre angehäuft hatte, einige wirklich be­gehrenswerte, und Monsieur Lenormant begehrte sie. Der Kaminmantel zum Beispiel mit den Karyatiden würde sich im Musiksaal seines Pariser Palais gut ausnehmen, und das Porträt Désirées von Quentin de Latour würde in seinem Ankleideraum in Etioles besonders gut hängen. Mit seiner leisen, fettigen Stimme gratulierte er Pierre, daß dessen Un­ternehmung nun offenbar doch besser prosperiere, als er, Chariot, es je für möglich gehalten hätte. Nur für den Bruch­teil eines Augenblickes, während er auf die Bastille schaute, war um seine Mundwinkel das kleine, fatale Lächeln.

Diejenige, für die alle diese Pracht errichtet war, Therese, schien davon nicht sehr berührt. Ihre eigenen Räume, schlicht, wie sie es gewünscht hatte, waren wie eine Insel inmitten des schimmernden Schwalles, und sie selber wirkte fremd, wenn sie mit Pierre und seinen Gästen bei Tisch saß. Doch Pierre sah mit Freuden, wie alle gerade diese Schlichtheit und schöne Ruhe bewunderten.

Julie, als sie mit Pierre einen Rundgang durch das voll­endete Haus machte, erging sich zuerst in bittern Witzen. Dann, hingerissen durch den Prunk und die Üppigkeit, fiel sie plötzlich dem Bruder um den Hals und rief, lachend und weinend in einem: „Du bist doch der Größte, der Beste, Pierrot. Natürlich hast du dieses herrliche Haus bauen müs­sen. Du verdienst es. Und natürlich macht Therese in die­sem Haus eine bessere Figur als ich.“ Sie war großmütig ohne Maß, sie wollte durchaus Therese das Armband auf­drängen, das Pierre ihr geschenkt hatte, und: „Das wenn Papa noch erlebt hätte, dieses Haus“, klagte sie mehrmals, bewundernd.

Pierre ging strahlend herum und spürte das dringende Ver­langen, allen von seiner Freude mitzuteilen. Er bat seine hübsche, fröhliche Schwester Tonton, sich bei Mademoiselle Bertin ein neues Kleid machen zu lassen. Und seinem treuen Philippe Gudin schenkte er nicht nur einen Schreibrisch, ge­fertigt aus kostbarem Holz von den Inseln, mit einer weiten Rundung für seinen Bauch, sondern auch einen wunderbaren chinesischen Schlafrock. Außerdem schickte er ihm eine ganze Wagenladung umfänglicher wissenschaftlicher Werke, dar­unter übrigens auch die vielbändige „Allgemeine Geschichte der Interessanten Reisen“ von Prévost-Laharpe. Gerührt von soviel Freundeseifer, eingehüllt in den Schlafrock, umrundet von dem Schreibtisch, arbeitete Gudin mit doppelter Be­flissenheit an seiner „Geschichte Pierre Beaumarchais’“. Mit dem Inhalt des Werkes wurde auch sein Titel immer um­fänglicher. Jetzt hieß er bereits: „Treuliche Aufzeichnungen über das Leben und die Meinungen des Schriftstellers und Politikers Pierre-Augustin Caron de Beaumarchais.“

Im stillen hatte Pierre gehofft, auch Maurepas und Ver­gennes würden sich einstellen, das Haus an der Rue Saint- Antoine zu besichtigen. Sie kamen nicht. Wohl aber kam die Gräfin Maurepas, sie war in Begleitung des Ehepaars Mont­barey, und auch Véronique war in der Gesellschaft. Sie hatte, das geschah selten, gebeten, mitgenommen zu werden. Ma­dame Maurepas schaute sich alle die Herrlichkeiten an, mit einigem Wohlgefallen und viel Ironie, und sie war gekränkt, daß ihr Toutou nicht auch ihre Büste in seinem Park auf­gestellt hatte. Der Kriegsminister Montbarey seinesteils er­wog angesichts der Fülle, ob er nicht seine Freundin Made­moiselle de Violaine veranlassen sollte, Pierre in Zukunft höhere Provisionen aufzurechnen.

Anläßlich des Besuches der Gräfin Maurepas zeigte sich gegen seine Gewohnheit auch Félicien. Er überwand seine Schüchternheit und bat um die Ehre, Véronique den Park zeigen zu dürfen. Die jungen Menschen saßen auf den Stufen des Voltaire-Tempels. Sie ergingen sich in Betrachtungen darüber, daß Voltaire zwar der klügste aller Menschen, daß aber Jean-Jacques Rousseau gleichwohl noch größer sei ; denn er vereinige mit erhabener Vernunft tiefstes Gefühl. Sie frag­ten sich, wann wohl die Binde des Irrtums gänzlich von den Augen der Welt gerissen sein werde. Sie schwärmten von dem Zeitalter der Freiheit und Vernunft, das angebrochen sei mit der Befreiung Amerikas. Wie glücklich war Félicien, daß er die Blüte dieses Zeitalters bestimmt noch erleben, wie glück­lich, daß er sie zusammen mit Véronique erleben werde. Sie saßen und schwärmten und schwiegen und hielten sich an den Händen und träumten, bis der Lakai meldete, die Frau Prin­zessin sei im Begriff, aufzubrechen.

Désirée war unter Pierres Freunden eine der letzten, sein neues Erreichnis zu bestaunen. Sie wollte es zusammen mit ihren Kollegen besichtigen. Denn Pierre war abgekommen von seiner ursprünglichen Idee, anläßlich des Umzugs in sein neues Haus eine Feier für ganz Paris zu geben. Er hatte sich, angeregt von Gudin, etwas Würdigeres ausgedacht. Er wollte das Haus einweihen, indem er den Schauspielern des Théâtre Français den „Figaro“ vorlas.

Da kamen sie denn allesamt, diese stolzesten Künstler der Welt, sich das neue Stück ihres Lieblingsschriftstellers an­zuhören. Zunächst machten sie einen Rundgang durch das Haus. Sie waren sehr unterschieden in jedem Betracht, eini­gen imponierte der Prunk, aber die meisten hatten Urteil und Geschmack, und sie hielten mit ihrer Meinung nicht zurück.

Der Abend drohte frostig zu werden, und Pierre wollte schon die Lesung aufgeben. Doch dann beschloß er: „Nun gerade.“ Zunächst gelang ihm der Vortrag seiner Komödie nicht recht, dann aber geriet er in Schwung, und wenn ihn das leicht beeindruckbare Volk der Schauspieler vorher hoch­mütig belächelt hatte, so ließen sie sich jetzt willig mitreißen von seiner Kunst. Es kam, wie sich’s Pierre gewünscht hatte. Sie konnten nicht still sitzen, die Herren und Damen vom Théâtre Français, sie sprangen auf, über die Schulter schauten sie ihm ins Manuskript, sie riefen: „Nochmals, Pierre, diesen Satz nochmals“, sie erregten sich, es wurde ein großer Abend.

Aber alle waren sich einig darüber, daß es unmöglich sein werde, diese Komödie zu spielen. „Sie wird gespielt werden“, erklärte mit ruhiger Zuversicht Pierre. „Sie wird nicht ge­spielt werden“, sagte der Schauspieler Préville. „Eher verliest der Erzbischof von der Kanzel von Notre-Dame die Me­moiren des Casanova.“ – „ ,Die Hochzeit des Figaro‘ wird ge­spielt werden, Monsieur“, erwiderte Pierre, „und Sie werden den Figaro spielen. So gewiß die Unabhängigkeit Amerikas von Versailles anerkannt werden wird, so gewiß wird die ‚Hoch­zeit des Figaro‘ gespielt werden. Das sage Ihnen ich, Pierre de Beaumarchais.“ – „Bravo“, rief überzeugt der treue Gudin.

„Wollen wir wetten, Monsieur?“ schlug mit der unnach­ahmlichen Leichtigkeit, für die er berühmt war, der Schau­spieler Préville vor. „Mit Vergnügen, Monsieur“, antwortete Pierre; „was gilt es?“ Der Schauspieler überlegte. „Sagen wir: eine Porträtbüste von Houdon“, antwortete er; es war aber der Bildhauer Jean-Antoine Houdon bekannt dafür, daß er Aufträge unter fünfundzwanzigtausend Livres nicht annahm. Und der Schauspieler fuhr fort: „Ich denke mir’s so. Wenn der .Figaro' gespielt wird, dann bestelle ich eine Porträtbüste von. Ihnen bei Houdon. Wenn aber das Stück nicht gespielt wird, dann lassen Sie eine Büste von mir herstellen.“ – „Ge­macht“, sagte Pierre. Und : „Meine Damen und Herren“, ver­kündete er, „Sie haben gehört, daß sich unser Préville ver­pflichtet hat, eine Büste von mir herstellen zu lassen. Ich schenke diese Büste dem Théâtre Français fürs Vestibül.“ – „Bravo“, rief begeistert Philippe Gudin.

Dann aß und trank man. Pierre hatte sich seit zwei Wochen mit der Zusammenstellung und Bereitung dieses Mahles be­faßt. Es wurde eine lange Nacht, und man sagte sich zwischen vielen Weinen viele Wahrheiten.

Gegen Morgen dann, als man ermüdete, zog Pierre von dem riesigen Fenster die Vorhänge zurück. Herauf dämmerte langsam und wuchtig die Bastille. Zuerst war man überrascht und machte lahme Witze. Dann aber verstummten die Schau­spieler; sie standen und saßen im schalen Dunst der Wein­reste, im verflackernden Licht der herabbrennenden Ker­zen, und schauten auf das graue, finstere Gebäude, dessen Umrisse im steigenden Morgen deutlicher wurden.

„Das hilft mit beim Schreiben“, sagte Pierre.

Doktor Franklin fuhr nach Paris, ins Hôtel d’Ham­bourg, um sich mit seinen Kollegen Silas Deane und Arthur Lee ins Außenministerium zu begeben, ins Hôtel Lautrec am Quai des Théatins, zu Monsieur Vergennes. Der Kongreß hatte die Pariser Delegierten beauftragt, die französische Regierung um eine neue, möglichst hohe Anleihe zu ersuchen, und der Zeitpunkt schien günstig. Die letzten Nachrichten aus Amerika waren eher befriedigend. General Washington war mit seiner Armee großartig durch Philadelphia gezogen, die Soldaten waren mit Laubreisern geschmückt gewesen, die Be­völkerung hatte ihnen zugejubelt. Auch französische Offiziere, insbesondere Lafayette, hatten an dem Durchmarsch teil­genommen, die Sache mit den Franzosen schien also beigelegt, und alles hatte einen freundlicheren Aspekt.

Aber leider hatten sich in den zwei Tagen, seitdem die Vereinbarung mit Vergennes getroffen worden war, die Dinge verändert, und als Franklin jetzt in seinem bequemen Wagen in die Stadt fuhr, bedachte er mit Sorge die Meldungen, die vorgestern aus Amsterdam und gestern aus London herüber­gekommen waren. Es hieß, General Washington habe in der Nähe von Philadelphia eine Niederlage erlitten; Gerüchte wollten wissen, Philadelphia sei bereits gefallen. Überdies war der englische General Burgoyne von Kanada aus tief ins Gebiet der Vereinigten Staaten eingedrungen und drohte, Neu-England von den andern Kolonien abzuschneiden.

Als Franklin im Hôtel d’Hambourg eintraf, sah er schon an den Mienen der beiden andern, daß die Übeln Gerüchte neue Nahrung erhalten hatten. So war es auch. Soeben hatte Monsieur de Gerard die Herren wissen lassen, Graf Ver­gennes halte es für richtiger, die geplante Zusammenkunft zu verschieben. Es seien nämlich soeben neue Depeschen aus Amerika eingetroffen, und der Minister wolle die umfäng­liche Post erst prüfen. Wären diese Nachrichten gut gewesen, dann hätte schwerlich Vergennes den Aufschub verlangt.

Trüb saß man zusammen. Es war zweifelhaft, ob unter die­sen Umständen eine Audienz bei Vergennes überhaupt noch Sinn hatte. Franklin hielt es für angebracht, die Zusammen­kunft auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Arthur Lee indes fand, nun gerade solle man die Anleihe verlangen. Silas Deane schlug vor, mit dem Minister zwar zusammenzukommen, doch statt der beabsichtigten fünf Millionen nur drei zu verlangen. Arthur Lee widersprach heftig. Wenn man sich bescheiden gebe, so erwecke man den Anschein, als halte man die ameri­kanische Sache für verloren. Man müsse im Gegenteil jetzt doppelt stolz auftreten und nicht drei oder fünf Millionen fordern, sondern die ganzen vierzehn Millionen, welche der Kongreß von dem König von Frankreich geliehen oder ge­schenkt zu erhalten wünschte. Silas Deane erwiderte erregt, wenn man einem Realisten vom Range Vergennes’ mit sol­chen Utopien komme, mache man sich nur lächerlich. Arthur Lee entgegnete ebenso heftig, wenn man von den Herren in Versailles Kleinigkeiten verlange wie drei oder fünf Millio­nen, dann betrachteten sie einen als Bettler und würden frech. Es verhandelten schließlich nicht die Herren Franklin, Deane und Lee mit dem Grafen Vergennes, sondern die Großmacht Amerika mit der Großmacht Frankreich. „Das sind leere Worte“, ereiferte sich Silas Deane. „Wenn wir jetzt drei Mil­lionen verlangen, dann bekommen wir vielleicht eine Million. Fordern wir Ihre vierzehn Millionen, dann bekommen wir gar nichts und werden nur ausgelacht.“ – „Ich hätte mir von vornherein sagen müssen“, entgegnete bitter Arthur Lee, „daß ich nur einen Vorschlag zu machen brauche, um sicher zu sein, daß er abgelehnt wird.“ Er redete sich in Wut. „Es macht mich krank, wie man mich hier behandelt. Man sendet Be­richte an den Kongreß ab, ohne sie mir vorher zu zeigen. Man mutet mir zu, Abrechnungen zu bestätigen, die nachzuprüfen man mir keine Gelegenheit gibt. Man tritt nicht für mich ein, wenn ich in Versailles unwürdig behandelt werde. Aber dies­mal lasse ich mich nicht beiseite schieben. Ich bestehe darauf, daß wir die ganzen vierzehn Millionen fordern.“ – „Ich halte das für aussichtslos, Herr Kollege“, sagte sehr ruhig Franklin. „Aber wenn Sie darauf bestehen, dann gehe ich mit Ihnen zu Vergennes.“

Die Audienz nahm den unangenehmen Verlauf, den Frank­lin befürchtete. Der behagliche, liebenswürdige Minister war heute durchaus nicht liebenswürdig, er war verärgert und aggressiv. „Sie brauchen mir Ihr Anliegen nicht erst vorzu­tragen, meine Herren“, sagte er. „Ich weiß es bereits, ich weiß alle Details. Und zwar durch den englischen Gesandten.“ Und da die Delegierten verblüfft zurückwichen, fuhr er fort, in einem schärferen Ton, als sie ihn je von ihm gehört hatten: „Ich muß Ihnen offen sagen, meine Herren, ich bin erstaunt über Ihre Nachlässigkeit. Immer wieder haben wir Sie ver­warnt, Sie möchten nicht jedermann in Ihre Geschäfte hinein­schauen lassen. Aber nach wie vor betreiben Sie offenbar alle Dinge, die zu verheimlichen Ihr und unser Interesse erfordert, so achtlos, daß jeder, der will, darüber genau Bescheid weiß. Seine Majestät ist aufs höchste aufgebracht. Ich muß es offen sagen, meine Herren: ich verstehe es nicht, wie Sie uns und sich selber immer wieder in derart peinliche Situationen brin­gen können. Sie spielen ja Ihre Geheimnisse den Engländern geradezu in die Hände. Von Ihrem Plan mit der in Rotterdam liegenden ‚Robert Morris‘ habe ich auch bereits gehört, auch das von englischer Seite.“ Franklin schaute den Minister und seine Kollegen erstaunt an. „Was ist das für ein Plan?“ fragte er. „Da haben Sie es“, entrüstete sich Vergennes und wandte sich an Deane und Lee. „Die Engländer erfahren schneller von Ihren Absichten als Ihr Doktor Franklin. Die Herren“, erklärte er, beinahe mitleidig vor Verachtung, dem Doktor, „wollen den amerikanischen Schoner ‚Robert Morris‘ dem König von Frankreich zum Geschenk machen, damit das Schiff unter anderm Namen unbehelligt aus Rotterdam aus­laufen kann.“ – „Keine schlechte Idee“, anerkannte Franklin. „Aber so was schreit man doch nicht vorher auf der Straße aus“, sagte entrüstet Vergennes.

„Wir geben Nachlässigkeiten zu, Herr Minister“, sagte fin­ster Arthur Lee, „wir bekennen uns schuldig. Aber bedenken Sie, bitte, auf der andern Seite dies. Wir sind anständige Männer, wir sind nicht gewohnt, uns verschwörerisch zu ver­halten und gleich Dieben, wie man das hier von uns erwar­tet.“ Franklin fiel schnell ein: „Seien Sie versichert, Exzel­lenz, wir werden in Zukunft unser Bestes tun, vorsichtig zu sein.“ – „Dafür wären wir Ihnen sehr verbunden“, sagte brüsk der Minister.

Franklin kam auf den Zweck der Unterredung zu sprechen. „Da Sie von unserm Ansuchen wissen, Exzellenz“, meinte er mit einem kleinen Lächeln, „brauchen wir es Ihnen nicht erst umständlich zu begründen.“ Arthur Lee begründete gleich­wohl. „Der Kongreß“, sagte er, „benötigt die Hilfe Frank­reichs jetzt mehr als je. Es ist nicht so, daß wir uns ohne fremde Hilfe nicht halten könnten. Aber es wird in unserm Krieg mit England keinen Zeitpunkt geben, zu dem uns Hilfe erwünschter käme. Wenn wir Hilfe jetzt erhalten, so spart das Zehntausenden das Leben, es spart unsern Siedlun­gen Brand und Zerstörung, unserm Lande viele Millionen Pfund.“ Franklin, da er es Lee versprochen hatte, sprang ihm bei und sagte in seiner sachlichen Art: „Eine Kanone, die uns Frankreich jetzt schickt, ist so viel wert wie fünf übers Jahr.“

Vergennes spielte mit seinem Federkiel. „Ich würde mich freuen, Messieurs“, antwortete er, „Ihnen ausgiebig zu helfen, trotz unserer gespannten Kassenlage. Nun aber haben Sie leider durch Ihre Unbesonnenheit den König aufs äußerste verstimmt. Ich darf gar nicht daran denken, ihn jetzt um Geld für Sie anzugehen. Helfen Sie mir, Messieurs, den König durch Zurückhaltung und Vorsicht zu versöhnen. Vielleicht dann können wir Ihnen nach einiger Zeit zwar nicht die vier­zehn Millionen, aber eine Million anweisen. Voraussetzung bleibt, daß Sie größte Diskretion wahren.“

Arthur Lee, auf dem Nachhauseweg, erging sich in wüten­den Ausbrüchen gegen die Franzosen, die Froschesser. „Ge­spannte Kassenlage“, empörte er sich. „Woher kommt sie denn, diese gespannte Kassenlage? Die Despotin, Ihre Des­potin, Doktor Franklin, von der Sie sich soviel versprochen haben, verbraucht unser Geld für Toiletten, Schlösser und wollüstige Zerstreuungen, und dann ist nichts mehr da für Amerika und die Freiheit.“ – „Ich habe es Ihnen voraus­gesagt, Mr. Lee“, erklärte Silas Deane, „daß es Wahnsinn ist, in dieser Situation soviel Geld zu verlangen.“ – „Ich konnte nicht voraussehen“, entgegnete giftig Arthur Lee, „daß Ihre Spione meinen Plan sogleich nach England verkaufen wür­den.“ – „Meine Spione?“ erhitzte sich Silas Deane. „Wer hat die Einzelposten für die vierzehn Millionen mit dem Bankier Grand durchgesprochen? Sie oder ich? Sie tragen die Schuld, da ist doch nicht der leiseste Zweifel. Sie haben wieder ein­mal durch Ihre ewige Betriebsamkeit Amerika unendlich ge­schadet.“ – „Auf Monsieur Grand ist Verlaß“, gab finster Arthur Lee zurück. „Aber kein Verlaß ist auf Ihren Monsieur Caron, den Schwätzer, das Großmaul.“ – „Hören Sic doch auf, meine Herren“, bat Franklin. „Nach den schlechten Nachrichten aus London hätte uns Vergennes kein Geld ge­geben, auch wenn kein Hauch von unserm Anliegen verlautet wäre. Es war doch nur ein Vorwand.“ Und sie legten den Rest der kurzen Fahrt in verdrossenem Schweigen zurück.

Am andern Tag, mit der amerikanischen Post, erhielt Franklin amtliche Nachricht über die Ereignisse. Die Armee des Kongresses war am Flusse Brandywine geschlagen wor­den, Philadelphia war gefallen, der Kongreß hatte sich nach Yorktown geflüchtet. Obwohl Franklin vorbereitet war, traf ihn die Nachricht hart.

Es war sein Philadelphia, welches der Feind genommen hatte. In seinem schönen Hause an der Market Street saßen also nun die Engländer. Es war ein Jammer, daß Sally seine Bücher und Bilder, die schon in Sicherheit gewesen waren, wieder zurückgeschleppt hatte. Nun rekelte sich also wohl, umgeben von seinen Büchern, in seinen Möbeln ein rotröcki­ger Lümmel von einem englischen Offizier, und die vielen sinnreichen Erfindungen, durch die er den Komfort seines Hauses vermehrt hatte, wurden mißbraucht von diesen Leu­ten. Und da war sein Porträt, der Maler Benjamin Wilson hatte es gemalt, es mochte kein großes Kunstwerk sein, aber er hatte es gern, und es war eine unangenehme Vorstellung, daß jetzt ein englischer Offizier grinsend vor diesem Porträt saß.

Franklin fühlte sich müde und sehr einsam. Wenn er wenig­stens Dubourg da gehabt hätte. Doch mit dem ging es zu Ende, er konnte nicht mehr kommen, der Gute, Treue, er konnte sein Haus nicht mehr verlassen.

Franklin spürte starkes Verlangen, ihn zu sehen. Er ließ anspannen, fuhr nach Paris.

Dubourg lag zu Bette, den Kopf in der Zipfelmütze, auf vielen Kissen. Die kleinen, freundlichen Augen in dem sackig eingefallenen Gesicht leuchteten auf, als Franklin eintrat. „Nächste Woche“, erklärte er, „werde ich sicher wieder so weit sein, daß ich nach Passy hinauskommen kann.“ Franklin erzählte bereitwillig, wie sehr man ihn vermißte, nicht nur menschlich, sondern auch beruflich. „Nun ja, nun ja“, ant­wortete Dubourg, „ich bin ja nicht etwa müßig, auch wenn ich ein wenig zu Bett liegen muß. Ich beherzige die Mahnung des Bonhomme Richard: ,Da du der Minute nicht sicher sein kannst, wirf die Stunde nicht weg.‘ Was sagen Sie zu meinem Einfall, die ‚Robert Morris‘ dem König zu schenken?“ – „Von Ihnen kommt dieser Einfall?“ sagte Franklin. „Ich hätte mir’s denken können.“ – „Ja“, freute sich Dubourg. „Aber Ihnen hab ich nichts davon gesagt, lieber Doktor. Sie sind ein gro­ßer Mann, doch für die kleinen Finessen haben Sie nicht den rechten Geschmack. Es war gar nicht einfach, mein Projekt an den Mann zu bringen. Ich mußte viele Umwege machen; denn mit den Herren Lee und Deane stehe ich ja nicht zum besten.“ Jetzt wußte Franklin, wieso der Plan den Englän­dern so schnell verraten worden war.

Er sprach von seinem eigenen Kummer, von der Bedräng­nis des Landes, vom Verlust seines Hauses, und wie sein Herz an seinen Büchern und den mannigfachen andern persönlichen Dingen gehangen habe. Das waren Schmerzen, die Dubourg voll mitspürte, er nahm solchen Anteil, daß schließlich Frank­lin ihn trösten mußte. „Wenigstens“, meinte er, „kann die Niederlage unsere Position hier in Versailles nicht ernstlich gefährden; denn dank Ihrer guten Idee haben wir ja die Königin zur Freundin.“ – „Ja“, antwortete Dubourg, „daß mir das rechtzeitig eingefallen ist, das ist ein starker Trost auf meinem Schmerzenslager.“

Franklin erzählte ihm auch von all der Spionage ringsum. „Wissen Sie, wer schuld daran ist?“ empörte sich Dubourg und streckte eine große, blasse, welke Hand anklagend in die Luft. „Immer der gleiche, immer unsere Mouche au coche.“ – „Wohl möglich“, meinte Franklin.

Und Dubourg hatte Mitleid mit seinem großen, vertrauens­seligen Freund Franklin, und Franklin hatte Mitleid mit sei­nem guten, wackern, temperamentvollen Dubourg.

Während auf dieser Seite des Ozeans alle, denen die ameri­kanische Sache am Herzen lag, voll Sorge waren über den Fall Philadelphias und die Niederlagen bei Germantown und am Brandywine, hatten die amerikanischen Soldaten längst einen Sieg errungen, der diese Niederlage auslöschte und die Waage entscheidend zugunsten der Vereinigten Staaten senkte. Es war aber ein Teil dieses Sieges zu danken dem amerikanischen General Gates, ein größerer dem amerikani­schen General Benedict Arnold, doch der größte Teil der Un­fähigkeit der fünf englischen Führer: des Königs Georg, des Kriegsministers Lord Germain und der Generale Howe, Clinton und Burgoyne.

König Georg war am 13. Dezember 1776, und zwar nach seinen Aufzeichnungen, des Nachmittags um fünf Uhr drei, mit einem Plan niedergekommen, der die englische Kam­pagne in Amerika für den Lauf des Jahres 1777 regelte. Ge­neral Burgoyne sollte sich den Weg von Kanada nach dem Süden erzwingen, General Howe sollte von New York auf­brechen und ihm entgegenziehen, die beiden Armeen sollten sich vereinigen und so Neu-England von den übrigen Kolo­nien abschneiden. Nun hatte aber der Kriegsminister Lord Germain, weil er auf die Jagd gehen wollte, die Instruktionen für General Howe beiseite gelegt und dann vergessen, sie ab­zusenden. Infolgedessen zog, General Howe dem General Burgoyne nicht entgegen, und als dieser mit seiner Armee nach höchst beschwerlichen Märschen und Siegen weit nach Süden vorgestoßen war, sah er sich allein vor einer großen amerikanischen Übermacht.

John Burgoyne, leidenschaftlicher Soldat, leidenschaftlicher Dramatiker, leidenschaftlicher Hasardspieler und leiden­schaftlicher Liebhaber schöner Frauen, hatte sich in Portugal militärisch ausgezeichnet, hatte die Tochter Lord Derbys ent­führt und geheiratet, hatte eine sehr erfolgreiche Komödie ge­schrieben: „Das Mädchen von Oldworth Oaks“, hatte Ver­mögen am Spieltisch gewonnen und verloren. Jetzt war er von Kanada aufgebrochen mit dem Kern der britischen und deut­schen Truppen, einer ausgezeichnet trainierten Armee, die überdies unterstützt war von einer großen Anzahl kanadischer Matrosen, einem starken Kontingent von Arbeitssoldaten und einer ansehnlichen indianischen Hilfstruppe. Er hatte Ticon- deroga und Fort Edward genommen und war durch höchst schwieriges Terrain weit nach Süden vorgestoßen, wo er die zweite englische Armee zu treffen erwartet hatte.

Statt dessen also traf er nur eine ungeheure amerikanische Übermacht und sah sich in einer gefährlichen Situation. Die Verbindungen mit Kanada hatte er verloren, seine Hilferufe an die Generale Howe und Clinton blieben ohne Wirkung, er hatte Proviant für höchstens noch vierzehn Tage.

Er versuchte einen Durchbruch, aber er wurde von General Arnold mit starken Verlusten zurückgeschlagen. Er ver­schanzte sich auf den Höhen von Saratoga und hielt einen Kriegsrat ab. In gepflegter Rede stellte er seinen Herren die hoffnungslose Lage dar und fragte, ob ihnen aus der Kriegs­geschichte ein Fall bekannt sei, in dem in einer ähnlichen Situation eine Armee nicht kapituliert hätte. Hier pfiff eine Kanonenkugel über den Beratungstisch, und General Bur­goyne teilte seine Frage in zwei Unterfragen. Erstens, ob etwas anderes übrigbleibe als Kapitulation. Nein, sagten die Herren. Zweitens, ob eine solche Kapitulation im Einklang sei mit den Gesetzen militärischer Ehre. Die Herren sagten: Ja.

Daraufhin schrieb Burgoyne dem amerikanischen General Gates folgendes: „Nachdem Ihnen Generalleutnant Burgoyne zwei Schlachten geliefert, hat er einige Tage in seiner gegen­wärtigen Position abgewartet, entschlossen, auch einem drit­ten Zusammenstoß nicht auszuweichen. Er ist sich bewußt, daß Sie die Übermacht haben und Ihre Truppen in der Lage sind, seine Verproviantierung zu verhindern und seinen Rück­zug zu einem Schauspiel blutigster Metzelei auf beiden Seiten zu machen. In dieser Lage fühlt er sich durch humanitäre Er­wägungen veranlaßt zu dem Vorschlag, das Leben tapferer Männer zu schonen, falls die Bedingungen ehrenvoll sind ; er glaubt diesen Vorschlag durch heilige Prinzipien der Moral und der Geschichte gerechtfertigt. Sollte Generalmajor Gates den Ideen Generalleutnant Burgoynes Verständnis entgegen­bringen, so ersucht ihn dieser, ihm seine Bedingungen mit­zuteilen.“

Der englische Parlamentär, Major Kingston, traf den ame­rikanischen Hauptmann Wilkinson an einem vereinbarten Platze. Die beiden Herren ritten zum Quartier des Generals Gates; unterwegs unterhielten sie sich über die Landschaft am Hudson, die sich in dieser lieblichen Herbstzeit besonders reizvoll präsentiere.

Gates las das Schreiben seines Gegners und formulierte seine Bedingungen in sieben Paragraphen, von denen der ritterliche General Burgoyne zwei ausgesprochen unritterlich fand. Der erste unritterliche Paragraph lautete: „General Burgoynes Armee ist durch wiederholte Niederlagen und durch Desertionen und Krankheiten zusammengeschmolzen, ihre Munition ist erschöpft, ihr Proviant und Gepäck ge­nommen oder zerstört, der Rückzug ist ihr abgeschnitten. Unter diesen Umständen kann den Soldaten General Bur­goynes die Übergabe nur als Kriegsgefangenen zugestanden werden.“ Hierzu hatte Burgoyne zu bemerken: „Generalleut­nant Burgoynes Armee, wenn auch noch so zusammenge­schmolzen, wird, solange sie noch Waffen hat, niemals zuge­ben, daß ihr der Rückzug abgeschnitten sei.“ Der andere un­ritterliche Paragraph lautete: „Die Truppen Seiner Exzellenz des Generals Burgoyne haben, bevor sie ihr Lager verlassen, ihre Waffen abzulegen.“ Burgoyne kommentierte: „Dieser Artikel ist ganz und gar unannehmbar. Ehe es General Bur­goynes Armee über sich bringt, waffenlos zu kapitulieren, wird sie sich auf den Feind stürzen, entschlossen, Pardon weder zu geben noch zu nehmen.“

Die Kapitulation – Burgoyne bestand darauf, sic „Konven­tion“ zu nennen – enthielt schließlich dreizehn Artikel, alle sehr ehrenvoll. Sie wurde unterzeichnet. Am 17. Oktober, morgens zehn Uhr, rückten die englischen Truppen aus ihren Verschanzungen, dem Vertrag zufolge bewaffnet und unter Trommelschlag und Trompetenklang. Burgoyne, in reicher Uniform und mit federgeschmücktem Hut, und Gates, in einfachem blauem Rock, trafen sich am Eingang von Gates’ Stellung. Hauptmann Wilkinson, Gates’ Adjutant, stellte die Herren einander vor. Burgoyne hob seinen schönen Hut und sprach: „Das Kriegsglück, General Gates, hat mich zu Ihrem Gefangenen gemacht.“ Gates erwiderte: „Ich bin jederzeit bereit, zu bezeugen, daß die Schuld nicht bei Eurer Exzellenz liegt.“

Am gleichen Tag schrieb Gates seiner Frau: „Die Stimme des Ruhms wird Dir schon, bevor Dich dies erreicht, erzählt haben, wie glücklich ich war. Generalmajor Phillips, der gleiche, der mir voriges Jahr den frechen Brief schrieb, ist jetzt mein Gefangener, ebenso Lord Petersham, Major Acland und seine Gemahlin, Tochter von Lord Ilchester. Wenn Alt- England nach dieser Lektion nicht bescheiden wird, dann ist die verblödete alte Hure verurteilt zum Untergang.“ Und in einer Nachschrift fügte er hinzu, er hoffe, Mrs. Gates werde jetzt Rüschen für ihre Schürze gefunden haben.

Seinen Gefangenen Burgoyne behandelte General Gates sehr großherzig. So primitiv die Verhältnisse waren, der sieg­reiche Feldherr veranstaltete für den besiegten und für dessen Stab ein Essen. Es gab Schinken, eine Gans, Rinderbraten und Hammelbraten, dazu Rum und Apfelwein. Gläser waren freilich nur zwei vorhanden, eines für den siegreichen, eines für den besiegten General. Gates trank auf das Wohl seiner britannischen Majestät, der ritterliche General Burgoyne auf den General Washington. Dann wurde, das war üblich, ein unanständiger Toast ausgebracht, der jedes Mannes herzhafte Zustimmung fand.

Auch im übrigen behandelte Gates die gefangene englische Armee mit viel Rücksicht. Keinem amerikanischen Soldaten wurde verstauet, zuzuschauen, als die englischen Truppen ihre Waffen ablegten.

Später wurde General Burgoyne und sein Stab in dem schönen Hause des Generals Schuyler in Albany einquartiert. Mrs. Schuyler wies den Herren das beste Zimmer zum Schla­fen an und ließ ihnen ein ausgezeichnetes Abendessen ser­vieren, bei dem sie mit viel Anmut die Wirtin machte. Es hatte aber leider General Burgoyne das Landgut General Schuylers niederbrennen müssen. Es kamen ihm also Tränen in die Augen über soviel Herzensgüte, und mit einem tiefen Seufzer sprach er: „Fürwahr, Madame, Sie bemühen sich zu sehr um einen Mann, der Ihr Land verwüstet und Ihr Haus niedergebrannt hat.“ Am Morgen darauf rannte, angeregt durch die seltenen Gäste, Mr. Schuylers siebenjähriger Sohn durch die Zimmer, er schaute hinein in den großen Raum, in dem General Burgoyne und seine Herren schliefen, und er lachte und freute sich und rief kindlich-stolz: „Ihr seid alle meine Gefangenen.“ Da weinte General Burgoyne noch mehr als am vorigen Abend.

Alle Englischgesinnten waren traurig. Die beste englische Armee hatte aufgehört zu existieren, ungeheure Beute war den Amerikanern in die Hände gefallen. Überall aber in den Dreizehn Staaten war die Bevölkerung mit Grund der festen Zuversicht, daß nun nichts mehr den endgültigen Sieg der großen Sache werde verhindern können.

Durch volle sieben Wochen aber wußte man auf der andern Seite des Ozeans nichts von alledem. Die letzten Nachrichten, die man dort gehört hatte, waren, daß General Washington bei Germantown und am Brandywine eine schwere Niederlage erlitten hatte und daß Philadelphia ver­lorengegangen war. Nun waren also die beiden größten Städte Amerikas, New York und Philadelphia, in den Hän­den der Engländer, und ein hoffnungsloser Winter lag über dem Lande. Die Amerikaner in Paris aber und ihre Freunde waren bedrückt und voll Sorge.

Auch Pierre hatte über die Niederlage am Brandywine und die Räumung Philadelphias einen genauen und anschaulichen Bericht erhalten, und zwar von Paul. Einen großen Teil der Schuld an der Niederlage, berichtete Paul, schiebe man Rang­streitigkeiten zu zwischen dem amerikanischen General Sulli­van und dem französischen General de Borre. In der un­glücklichsten Stunde habe jeder der beiden für sich das Kommando des rechten Flügels beansprucht, und während ihres Streites hätten sie sich vom Feind überraschen lassen. Habe der alte de Borre eine klägliche Rolle gespielt, so hät­ten sich dafür andere Franzosen in der Schlacht am Brandy­wine ausgezeichnet. Gerühmt wegen besonderer Tapferkeit werde der Baron Saint-Ouary, er sei schwer verwundet wor­den und werde kaum mit dem Leben davonkommen. Auch Hauptmann Louis de Fleury – ein Verwandter Pierres – habe solche Tapferkeit gezeigt, daß der, wie man wisse, nicht eben generöse Kongreß beschlossen habe, ihm das Pferd zu erset­zen, das ihm in der Schlacht getötet worden sei. Besonders bewährt aber habe sich der Marquis de Lafayette. Er und sein Adjutant Gimat hätten, keine Gefahr scheuend, ihr Bestes getan, die in Panik fliehenden Truppen General Sulli­vans zum Stehen zu bringen. Lafayette sei, verwundet, nicht aus der Schlachtlinie wegzubringen gewesen, bis General Washington strenge Order gegeben habe, den Verbandplatz aufzusuchen. „Behandeln Sie ihn, als wäre er mein Sohn“, habe der General zu den Ärzten gesagt.

Überhaupt, berichtete jetzt Paul weiter, bemühe man sich jetzt allerorten, die üble Behandlung gutzumachen, die man den französischen Offizieren habe zuteil werden lassen. Er, Paul, sei auf bestem Wege gewesen, auch für die Firma Hor­talez größere Zahlungen durchzusetzen. Leider gebe nun die Niederlage dem Kongreß einen neuen Vorwand, sich zu drük- ken. Jetzt gehe es ums Ganze, erkläre man, da müsse eine Kleinigkeit wie die Forderung der Firma Hortalez zurück­stehen. Bei alledem sei seine, Pauls, Überzeugung sowohl vom schließlichen Sieg der amerikanischen Sache wie von der Be­gleichung der Forderung der Firma Hortalez unerschütterlich.

Den Mitteilungen Pauls zufolge schien die Niederlage nicht so schlimm, wie es die Londoner Meldungen hatten erwarten lassen. Trotzdem machte der Bericht Pierre nachdenklich. Er und Maigron werden viele Listen ausdenken müssen, um die Firma in den nächsten Monaten über Wasser zu halten.

Wennschon nicht Zahlungen, so wollte Pierre für seine Leistungen wenigstens ideelles Entgelt haben, er wollte An­teilnahme zeigen und empfangen. Pauls Bericht gab ihm einen guten Vorwand, Doktor Franklin aufzusuchen, um seine eige­nen Nachrichten mit denen der Emissäre zu vergleichen. Er fuhr nach Passy.

Die Niederlage der Amerikaner hatte den Enthusiasmus der Pariser und vor allem die Begeisterung Versailles’ ab­gekühlt. Die Freiheitshelden waren über Nacht wieder zu Rebellen geworden. Wer gestern noch seine Sympathie viel­wortig bekundet hatte, hielt sich jetzt ängstlich zurück. Unter diesen Umständen war dem Doktor der Besuch Pierres sehr willkommen.

Wie auf Verabredung erzählten sich beide Männer aus ihren Berichten nur das Gute, Tröstliche. Pierre schilderte, wie sich die Franzosen am Brandywine ausgezeichnet hätten. Franklin seinesteils erzählte mit gelassen ironischer Genug­tuung, daß man in Philadelphia noch Zeit gefunden habe, ge­wisse Parteigänger Englands in Haft zu nehmen und mit nach Yorktown zu führen; auf diese Art sei man im Besitz von Geiseln, die man gegen Männer der eigenen Partei aus­tauschen könne, welche den Engländern in die Hände gefal­len seien.

Pierre hatte erwartet, einen klein gewordenen, trostbedürf­tigen Franklin vorzufinden. Franklin, das wußte man, hatte ein Haus und andern immobilen Besitz in Philadelphia, er mußte durch den Fall der Stadt persönliche Verluste erlitten haben, freilich nicht so schwere wie er, aber er, Pierre, hätte an seiner Stelle diese Verluste doch wenigstens erwähnt. Der Gleichmut des Doktors imponierte ihm und erweckte in ihm große Gedanken. „Gemeinhin“, sagte er, „stehen die Men­schen vor dem geschichtlichen Geschehen so wie Kinder, die zum erstenmal eine Uhr sehen. Sie starren fasziniert auf die Bewegung des Sekundenzeigers, aber nicht wahrnehmen sie die Bewegung des Minuten- oder gar des Stundenzeigers. Wir, Doktor Franklin, Sie und ich, sind anders. Wir lassen uns dadurch, daß uns eine Begebenheit persönlich trifft, nicht dazu verleiten, sie losgelöst aus ihrem Zusammenhang zu betrachten. Wir treten zurück, gewinnen die rechte Di­stanz und beschauen das Bild als Ganzes. Wir wissen, daß eine einzelne Schlappe, wie die an diesem Flusse Brandouin, den Krieg nicht entscheidet.“

Franklin fand den Vergleich mit dem Sekundenzeiger nicht schlecht, auch amüsierte ihn die Aussprache des Fluß­namens. Er freue sich, entgegnete er, daß Pierre seine Zu­versicht teile. Wenn Frankreich, das in Amerika viel Geld, Geist und Gefühl investiert habe, in Zukunft noch mehr in­vestiere, so handle es nicht nur großmütig, sondern auch klug; denn es werde sein Kapital nicht nur nicht einbüßen, sondern es mit guten Zinsen zurückerhalten.

Pierre deutete diese Worte dahin, daß ihn Franklin in Zu­kunft bei der Durchsetzung seiner Forderungen unterstützen wolle. Ja, antwortete er mit Schwung, Frankreich und Ame­rika gehörten zusammen; wenn Frankreich der Geist der Freiheit sei, so sei Amerika ihre Faust.

Dieser Vergleich gefiel Franklin weniger. Aber er wollte einen Mann nicht verstimmen, auf den man sich in dieser schlimmen Situation verlassen konnte, und als sich Pierre verabschiedete, bat er ihn, am Sonntag zum Mittagessen wie­derzukommen.

Dieser Sonntag, es war der 4. Dezember, war nebelig und sehr kalt, doch Franklins Räume in Passy waren warm und gemütlich.

Er hatte nur aufrichtige Freunde Amerikas eingeladen. Es waren das unter den Franzosen nicht viele, doch waren es Männer von Namen und Leistung, Turgot, der Akademiker Leroy, Monsieur de Chaumont, Condorcet, de la Rochefou­cauld, der Abbé Morellet. Pierre war stolz, daß ihn Franklin in diese Gesellschaft geladen hatte. Selbst die Anwesenheit Arthur Lees vermochte seine Freude nur wenig zu trüben.

Ja, auch Arthur Lee hatte sich heute eingestellt. An dem reizbaren, aufgeregten Menschen zehrte die Sorge, und er er­trug es nicht, allein im Hôtel d’Hambourg zu sitzen unter lauter Franzosen, die an der Niederlage seines Landes und der Freiheit doch nur ihre Schadenfreude hatten. Er wußte, daß er in Passy Leute finden werde, die zwar leichtsinnig waren und allen Versuchungen zugänglich, denen aber trotz­dem die Niederlage zu Herzen ging.

Seine Erwartung wurde nicht getäuscht. Franklin spürte, daß sich alle Zuspruch von ihm erhofften, und er legte dar, wie er über die Situation dachte. Wer den Beginn dieser Revolution mitgemacht habe, führte er aus, der begreife nicht, wie es damals menschenmöglich gewesen sei, der Ungeheuern Schwierigkeiten Herr zu werden. Alles habe man aus dem Nichts heraus schaffen müssen, Gesetze, Regierungen für die einzelnen Staaten, eine Armee, eine Flotte, Arsenale. Dabei sei nicht nur die starke englische Militärmacht mitten im Lande gestanden, sondern man habe auch zu tun gehabt mit den zahllosen offenen oder verborgenen Gegnern im Innern, mit den furchtsamen Neutralen, mit den lauwarmen Freun­den. Ein Wunder sei es gewesen, daß die Revolution damals nicht in Chaos und Anarchie erstickt sei. Wenn aber die im­provisierte Armee Amerikas unter solchen Umständen ihren ersten schlimmen Winter habe überstehen und das Feld be­haupten können, dann unterliege es nicht dem geringsten Zweifel, daß die Vereinigten Staaten jetzt, organisiert und stark, imstande seien, eine vereinzelte Schlappe ohne ernst­hafte Gefahr zu überkommen.

Franklin hielt keine Rede, er erzählte Erlebtes, er war in dieser Runde der einzige, der die Anfänge der Revolution mitgemacht hatte. Er war schlicht im Wort und schlicht im Tonfall, und er übertrug auf die andern die Überzeugung, die ihn selber erfüllte, daß das, was noch zu tun blieb, gering­fügig war, verglichen mit dem Erreichten. Selbst Arthur Lee war bewegt.

Man sprach nicht weiter von Amerika, man aß und trank und sprach von Essen und Trinken, und man sprach von französischer Literatur und von französischem Theater, und Pierre erzählte allerlei lustige und bösartige Anekdoten und Franklin die eine oder die andere von seinen Kalenderge­schichten. Doch die fröhlich neutrale Stimmung hielt nicht lange vor. Die alten Sorgen schlichen wieder an, man redete nicht davon, aber immer wieder entstanden Pausen, und das Nichtgesagte übertönte das Gesprochene. Bald war das Zu­sammensein mehr eine Last als eine Erleichterung, und man schickte sich an, auseinanderzugehen, früher als sonst.

Da fuhr noch ein verspäteter Gast ein, in einer Miets­kutsche. Es schien, als ob Monsieur Finck, der Butler, einen Disput mit dem Zuspätgekommenen hätte. Dann aber kam der herauf, Monsieur Finck hatte gerade noch Zeit, anzu­kündigen: „Monsieur Austin“, und eintrat, noch in Reiseklei­dung, ein Fremder, ein junger Mann.

Sein Blick suchte unter der Gesellschaft. Er wandte sich an Franklin und sagte: „Mein Name ist John Loring Austin, ich komme von Nantes, oder, richtiger, von Boston, ich bin herübergefahren mit der Brigantine ,Perch‘, ich bringe Nach­richten vom Kongreß.“ Franklin, ungewohnt hastig, sagte: „Ist Philadelphia wirklich gefallen, Herr?“ – „Ja“, antwortete Mr. Austin. „Aber ich bringe Wichtigeres“, fügte er schnell hinzu, und er verkündete: „General Burgoyne hat kapitu­liert.“ Und in den Unglauben hinein erzählte er, sich über­stürzend. „Saratoga“, sagte er, und er sagte: „General Gates und General Arnold.“ Und er sagte: „Auf englischer Seite ge­fallen der General Fraser und der deutsche Oberstleutnant Breymann. Und gefangen außer dem General Burgoyne die Generale Hamilton und Phillips und der braunschweigische General Riedesel. Und gefangen Lord Petersham und der Earl von Balcarras und ein halbes Dutzend Parlamentsmit­glieder. Und fünftausendachthundert Offiziere und Soldaten und zweitausendvierhundert Hessen gefangen. Und erbeutet zweiundvierzig Kanonen und fünftausend Musketen und un­geheure Massen Kriegsmaterial und Munition.“

Sie starrten ihm auf den Mund, die Amerikaner, die ihn verstanden, und die Franzosen, die ihn nicht verstanden. Arthur Lee ging auf ihn zu, faßte ihn am Arm und sagte hei­ser: „Was sagen Sie? Wer sind Sie? Fünftausendachthundert Mann gefangen, sagen Sie? General Burgoyne gefangen, sagen Sie?“

Aber Franklin sagte: „Ruhe, bitte. Erzählen Sie noch ein­mal, Mr. Austin, und langsam. Und haben Sic nichts Schrift­liches?“ Mr. Austin, der immer nur zu Franklin gesprochen hatte, sagte: „Hier ist meine Beglaubigung, Doktor Franklin. Und hier ist ein Schreiben des Kongresses. Es ist aber nur sehr kurz, man wollte die Abfahrt der Brigantine nicht verzö­gern, das Wetter war gut. Doch kann ich Ihnen vieles münd­lich berichten, ich habe Hauptmann Wilkinson selber gespro­chen, der General Gates’ Meldung an den Kongreß über­bracht hat.“

Franklin las das Schreiben des Kongresses. Jetzt hatten alle begriffen, unter den Franzosen als erster Pierre. Er jubelte Er erzählte jedem einzelnen: „Wir haben gesiegt. Saratoga welch schöner Name. Meine Waffen, unsere Waffen haben gesiegt. Welch ein Glück, daß keine noch so widrigen Um­stände mich haben abhalten können, die Schiffe und die Waf­fen zu schicken. Jetzt haben sie gesiegt, diese Waffen, unsere Waffen, die Waffen der Freiheit, Saratoga.“ Er genoß das klingende, fremdartige Wort, er betonte es auf der letzter Silbe.

Silas Deane und der junge William, glücklich und erregt fragten Mr. Austin aus, und es ergab sich, daß dieser in der Tat eine Menge Einzelheiten wußte, lauter erfreuliche Einzel­heiten.

Doktor Franklin hatte sich nicht gesetzt, er stand groß und still da. Mit der einen Hand stützte er sich auf die Stuhllehne, mit der andern hielt er das Schriftstück mit dem kurzen Be­richt des Kongresses, und er las cs durch die eisengerahmte Brille. Dann ließ er es sinken, ein ganz klein wenig schwankte der schwere Mann, aber er setzte sich nicht. Die andern mitt­lerweile umdrängten Mr. Austin und befragten ihn, immer mehrere gleichzeitig, und der junge William übersetzte den Franzosen, und cs war Lärm und glückliche Erregung. Mr. Austin aber, durch die Fragen und den Lärm der andern, sprach immer nur zu Franklin.

Der hörte nur mit halbem Ohr hin. Er dachte daran, daß also auch jetzt wieder Tausende gestorben waren, Amerika­ner, Engländer, Deutsche, sinnlos gestorben an dem Eigen­sinn des Königs Georg und einiger seiner Lords. Aber dieses Bild der Verwundeten und Sterbenden ging unter in dem Klang: Sieg, Sieg! Er hatte sehr zuversichtlich gesprochen, vorhin, als er bewiesen hatte, daß Amerika siegen müsse, aber hinter der Zuversicht seines Verstandes waren Sorgen und Zweifel seines Gemütes gestanden. Jetzt waren alle diese Zweifel verweht, und der alte Mann, der Krieg und Schlach­ten von ganzer Seele haßte, dachte nur mehr *eines:* Sieg, Sieg, Triumph, Sieg! Und es wäre seinem Herzen lieb gewesen, wenn noch mehr Deutsche und Engländer getötet worden wären. Und weiter dachte er daran, daß er mit einer Dame, die eine blaue Maske trug, eine galante und freundlich hinter­listige Unterredung gehabt hatte und daß, wie ihm Monsieur de Gérard erzählt, diese Dame nach jener Unterredung von ihrem Mann ein Versprechen erhalten hatte. Als ihm Mon­sieur de Gérard vertraulich von diesem Versprechen erzählt hatte, war es ein Versprechen mit einem großen Wenn ge­wesen, ein blasses, nichtssagendes Versprechen, eben weil es ein so großes Wenn in sich schloß. Jetzt auf einmal hatte sich dieses Wenn erfüllt, und es war somit diese glückliche Schlacht von Saratoga mehr als ein Sieg im Felde. Jetzt, durch diese Schlacht, waren die Allianz und der Endsieg ge­sichert. Amerika und die Freiheit waren aus einer Idee eine Wirklichkeit geworden. Das war ein Großes, Ungeheures, und über dem alten, ausgedehnten Gesicht Franklins lag Glanz, eine stolze, von innen kommende Freude.

Arthur Lee stand ein wenig abgesondert von den andern, am Kamin, die Arme übereinandergeschlagen, starr aufrecht, das Kinn gegen den Hals gedrückt. Er sagte nichts, er fragte nichts. Er mußte sich aber so starr halten, um nicht auf jun­genhafte, höchst unwürdige Art herumzuspringen und um sich zu schlagen. Denn mit dem Bericht Mr. Austins war eine un­geheure Last von ihm abgefallen, er fühlte sich jung und leicht und glücklich wie kaum je vorher in seinem Leben. Er schaute hinüber zu Franklin. Ganz unten in seinem Innern war ein leiser Verdruß, daß der Doktor h. c. ihn so gar nicht beachtete, und er nahm es auch Mr. Austin übel, daß sich dieser, wiewohl doch bestimmt an die drei Kommissare ge­sandt, ausschließlich an Franklin wandte. Aber diese Erwä­gungen gingen schnell unter in der großen Freude. Er schaute auf das still strahlende Gesicht Franklins, und er war nicht neidisch, und er war nicht eifersüchtig. Dieser Franklin, dachte er, und: Jetzt hat er es geschafft, dieser Franklin, jetzt hat er es für uns alle geschafft.

Franklin setzte sich wieder in den bequemen, großen Stuhl, von dem aus er dem Mahle präsidiert hatte; auf dem Tische stand noch Dessert und Kaffee. „Das ist ein guter Tag, meine Freunde“, sagte er englisch, und dann wiederholte er’s fran­zösisch. „Das ist ein guter Tag, meine Freunde, nicht wahr?“ Und alle schüttelten sich die Hände und umarmten sich, und sie sprachen viel fröhlichen Unsinn. Der hochgewachsene Jacques-Robert Turgot aber, nun es schien, als ob die gute Sache trotz allem siegen werde, trat auf Franklin zu und um­armte ihn linkisch und scheu, Tränen in den Augen.

Dann wandte sich Franklin an den Kurier. „So, und nun setzen Sie sich, Mr. Austin“, sagte er, „und trinken Sie etwas und verschnaufen Sie. Von Boston geradewegs nach Passy, das ist eine lange Reise und im Winter nicht angenehm.“ Und Franklin schickte Monsieur Finck in den Keller, um vom besten Champagner zu holen, und man schenkte ein, und Franklin stieß mit jedem einzelnen an.

Einer aber war schon nicht mehr da, Pierre. Der war offen­bar schnellstens nach Paris zurückgefahren. „Er arbeitet schon, unser Débrouillard“, sagte Silas Deane. Arthur Lee aber dachte: Er wird die Nachricht für seine Spekulationen ausnützen wollen.

Die französischen Herren sagten sich, daß sich die drei Emissäre bestimmt sogleich ans Werk zu machen wünschten, um die Nachricht auszunutzen, und sie brachen auf. Doch Franklin hielt den jungen Marquis de Condorcet, den er be­sonders gern hatte, zurück. „Warten Sic doch, bitte, noch eine ganz kleine Weile, mein Freund“, sagte er. „Ich möchte Ihnen eine Botschaft für Paris mitgeben.“ Und bevor er mit seinen Kollegen an die Arbeit ging, setzte er sich hin und schrieb mit eigener Hand seinem Freunde Dubourg und teilte ihm die glückliche Nachricht mit und siegelte und bat Con­dorcet, die Botschaft sogleich zu überbringen.

Viertes Kapitel

Gezeichnet und gesiegelt

Am Morgen nach diesem Sonntag, am 5. Dezember also, saß Louis in seiner Bibliothek, fröhlicher Laune. Er war in aller Frühe zur Jagd gefahren, hatte sich, heimgekehrt, nicht erst die Mühe genommen, sich umzuziehen, und arbeitete nun an der Übersetzung eines Kapitels aus Humes „Geschichte von England“. Gewissenhaft übertrug er Wort um Wort und Satz um Satz, schlug nach, meditierte, verbesserte, überlas und hatte eine gute Zeit. Er hatte nach der Jagd stark ge­frühstückt, und während er saß und schrieb, rumorte es an­genehm in seinen Eingeweiden.

Seit langem nicht war er so gut gelaunt gewesen. Die Jagd hatte ihm Spaß gemacht, der Gedanke an die große Ausstel­lung der Kunstwerke seiner Porzellanmanufaktur, die in wenigen Tagen hier im Schloß beginnen wird, machte ihm Spaß, die Übersetzung seines Hume machte ihm Spaß. Schade nur, daß er nicht lange dabei wird bleiben können; er er­wartete Vergennes zum Vortrag.

Vergennes kam nicht allein, Maurepas war mit ihm, und obgleich beide freudig bedeutende Gesichter aufgesetzt hat­ten, verflog Louis’ heitere Stimmung bei ihrem Anblick; er wußte, es kündigte nichts Gutes an, daß die beiden gemein­sam kamen.

„Was bringen Sie mir, Messieurs?“ fragte er. „Sieg, Sire, Sieg“, meldete mit ausgreifender Geste Maurepas, und : „Sieg, Victoire“, wiederholte Vergennes. Großartig, unglaubhaft pa­thetisch kam das Wort aus dem alten, trockenen Mund des zynischen Maurepas und aus dem runden, vollen des Welt­mannes Vergennes. Und sie berichteten von Saratoga und von den Tausenden von Gefangenen und von den großen englischen Herren, die sich ergeben hatten. Einer nahm dem andern das Wort vom Munde. „Es sind französische Waffen, Sire“, erläuterten sie, „die diesen Sieg erfochten haben. Jener Beaumarchais, den wir Ihnen empfohlen haben, Sire, hat sie geliefert, und nun hat sich also das Geld verzinst, das wir in den Burschen gesteckt haben. Hier sind die Berichte unseres Agenten in Amerika, des Chevaliers d’Annémours, und hier der ausführliche Report Ihres Londoner Gesandten, des Mar­quis de Noailles. Sie sehen, Sire, in England hat die Meldung wie ein Donnerschlag gewirkt. Die Herren in London begrei­fen es nicht, wie ihre beste Armee und ihr ritterlicher Gene­ral Burgoyne so traurig haben kapitulieren können. Sie sind vor den Kopf geschlagen in Saint James.“

Auch Louis war vor den Kopf geschlagen. Dieser Sieg ver­setzte ihn in tiefe Bestürzung, und seine Verdauung, vorher so warm und wohlig, begann ihn zu bedrängen. Gewiß, der Erbfeind hatte eine empfindliche Niederlage erlitten, und das war schön und gut. Aber vom ersten Augenblick an dachte er an die leidigen Folgen, welche dieser Sieg mit sich bringen mußte, daß er nämlich jetzt um die verhaßte Allianz schwer­lich werde herumkommen können. Und sogleich auch, schlau und böse, beschloß er, sein Bestes zu tun, den Abschluß des Bündnisses mit den Rebellen zu vereiteln oder doch wenig­stens nach Kräften hinauszuzögern.

Die Nachrichten, sagte er, dürften übertrieben sein, wie so oft. Die Rebellen verstünden sich auf Propaganda. Er könne sich nicht vorstellen, daß die zusammengelaufenen Haufen der Meuterer einen wirklichen Sieg sollten errungen haben über eine trainierte englische Armee. „Unglaubhaft, Messieurs“, sagte er, „unausdenkbar.“ Er läutete den Biblio­thekaren; Monsieur Campan und Monsieur de Sept-Chênes mußten ihm geographische Werke herbeischleppen, Land­karten der englischen Kolonien in Amerika, er selber half und schleppte. Und während ihm die Minister weiter aus den Berichten vorlasen, suchte er auf der Karte die Namen, Sara­toga, Bemis Height – was das schon für Namen waren, und natürlich standen sie nicht auf den Karten. Und wahrschein­lich handelte es sich um kleine Gefechte, um Scharmützel, welche die Rebellen zu historischen Ereignissen aufzubau­schen suchten, um ihre Niederlage bei Germantown und den Fall Philadelphias vergessen zu machen.

„Die Depeschen, Sire“, antwortete Vergennes, „beweisen über alle Zweifel hinaus, daß es sich nicht etwa um Gerüchte handelt, sondern daß die Kapitulation des englischen Heer­führers mit seiner ganzen Armee eine eindeutige Tatsache ist.“ Und er sprach von der Notwendigkeit, den Vertrag mit den Amerikanern so schnell wie möglich abzuschließen. Wie­der einmal zählte er die Gründe auf, die für die Allianz spra­chen, starke Gründe und viele, und jeder einzelne hätte ge­nügt. Jetzt war die Zeit gekommen, den Traum wahr zu machen, der Louis beseelte, seitdem er die Herrschaft an­getreten, den Traum, ein Zeitalter der Gerechtigkeit, der Freiheit und der menschlichen Würde herbeizuführen unter französischem Protektorat. Jetzt war Gelegenheit, das franzö­sische Prestige wiederherzustellen, das durch den Frieden von dreiundsechzig so sehr gelitten hatte. Maurepas griff ein. Auch den französischen Finanzen könne man aufhelfen durch die Allianz. Bestimmt werde man neue Märkte erobern können, und wenn man halbwegs Glück habe, dann war selbst eine leise Hoffnung gerechtfertigt, Kanada zurückzugewinnen. Wieder nahm Vergennes das Wort. Wenn man aber diese Ge­legenheit versäume, wenn der Pakt nicht in allernächster Zeit zustande komme, dann bestehe Gefahr, daß die kriegsmüden Kolonien Frieden mit dem Mutterland schlössen, und dann könne vielleicht sogar Französisch-Westindien verlorengehen.

Die Herren warfen einander die Gründe zu. Sie kamen ihm schon wieder mit Argumenten, er hatte es gewußt. Es waren gute, unwiderlegliche Argumente, aber seine Intuition, seine innere Stimme, die Stimme Gottes in ihm, sagte ihm: Hör nicht darauf, Louis, hör nicht auf sie, König von Frankreich.

Er hockte dumpf und mürrisch. Dann, jäh, brach er los: „Sie haben Ihr Wort nicht gehalten, Messieurs, Sie haben mich im Stich gelassen. Sie hatten mir versprochen, die Ame­rikaner so zu unterstützen, daß sie sich halten, aber keinen Sieg erringen können. Jetzt haben wir es. Die Rebellen fan­gen einen englischen General mit seiner ganzen Armee. Wo­hin soll das führen? Was soll sich mein Volk dabei denken?“ – „Ihr Volk, Sire“, antwortete unerwartet kühn Vergennes, „freut sich, daß England eine so ungeheure Schlappe erlitten hat.“ Der alte Maurepas wackelte zustimmend mit dem Kopf, und Vergennes fuhr fort: „Ihr Volk, Sire, würde cs nicht verstehen, wenn man jetzt noch länger zögerte, den Pakt ab­zuschließen.“

In seinem Innern mußte Louis das zugeben. Alle werden sie denken wie diese Herren. Wie Toinette.

Toinette. Sie wird kommen, sehr bald, wahrscheinlich noch an diesem Morgen, und ihn an die Einlösung seines Verspre­chens mahnen. „Wenn die Rebellen einen militärischen Er­folg haben“, hatte er ihr versprochen. Ein militärischer Er­folg, das war ein weiter Begriff. Das Scharmützel bei diesem Saratoga war kein Sieg, es durfte keiner sein, auf alle Fälle mußte man erst genauere Nachrichten abwarten.

Er beugte sich wieder über die Karte. Alle freuen sie sich, dachte er, auch mein Mentor. Narren sind sie, blind wie die Nacht sind sie, sie begreifen nicht, worum es geht. Er kon­statierte grimmig und endgültig, daß kein Saratoga auf der Karte zu finden war: „Sie sind schuld an dem Unglück, Mes­sieurs“, schimpfte er. „Die Revolution ist eine ansteckende moralische Erkrankung. Wir hätten diesen Aussätzigen, die­sen Franklin, nicht hereinlassen sollen. Ich habe Bedenken gehabt, ich habe gezögert, aber Sic haben mich überredet. Da­bei hätten Sie sich der Gefahr noch viel tiefer bewußt sein sollen als ich, Messieurs. Sie sind älter.“

Die Minister ließen sich von dem königlichen Zorn nicht bange machen. Louis, hatte ihre amerikanische Politik sank­tioniert, es stand in den Protokollen. „Wir müssen handeln, Sire“, drängte Vergennes. „Sie werden mich nicht überrum­peln, Messieurs“, wehrte sich Louis. „Sie tun, als hätte sich die Lage Frankreichs und der Welt über Nacht geändert.“ – „Sie hat sich geändert“, antwortete Maurepas. Louis ereiferte sich: „Bestehen vielleicht die Gründe nicht mehr, die früher gegen die Allianz gesprochen haben? Ist meine Armee heute besser gerüstet als gestern? Sind meine Kassen heute weniger leer?“ – „Ihre Armee, Sire“, erwiderte Vergennes, „ist heute nicht besser als gestern, aber Englands Armee ist schlechter, und Englands Kredit ist schlechter.“ – „Ich begebe mich in kein Abenteuer“, beharrte Louis, „ich gehe so in keinen Krieg hinein.“ – „Kein verantwortlicher Staatsmann“, begütigte Maurepas, „wird Maßnahmen befürworten, die den soforti­gen Ausbruch von Feindseligkeiten herbeiführen könnten.“ – „Was wir vorschlagen, Sire“, ergänzte Vergennes, „ist dies.

Wir übersenden Franklin Glückwünsche zu dem Sieg und legen ihm nahe, die Diskussionen wiederaufzunehmen über den seinerzeit von ihm angeregten Freundschaftsvertrag. Von da bis zum Abschluß des Paktes und bis zum Beginn des Krieges vergehen Wochen, und wir haben Zeit, unsere Rü­stung nach Kräften zu fördern.“

Doch Louis griff aus dem Vorschlag seines Ministers ein einziges Wort heraus. „ ,Nahelegen‘?“ fragte er zurück, grim­mig. „Ich soll den Rebellen etwas ,nahelegen‘?“ Er trat dicht an Vergennes heran und schaute ihm blinzelnd und zornig mit seinen vorstehenden Augen ins Gesicht. „Wollen Sic Ihrem König im Ernst zumuten, Monsieur“, schrie er in der Fistel, „daß er Ihrem Doktor Franklin nachläuft? Ich denke nicht daran.“ Vergennes rötete sich und schwieg. Auch Mau­repas schwieg. Und sogleich war es Louis leid, daß er seine treuen Ratgeber gekränkt hatte. „Glückwünsche meinethalb“, lenkte er ein. „Aber nichts weiter. Jeder Schritt weiter ver­stieße gegen unsere Würde.“

Die Herren blickten einander an und verständigten sich stillschweigend. Sie hielten es für geraten, sich mit dem Er­reichten zu begnügen. Man konnte ja dem Doktor Franklin vertraulich zu verstehen geben, daß jetzt der rechte Zeitpunkt gekommen war, die Vertragsvorschläge von früher zu er­neuern. Der Doktor war ein Mann, mit dem sich reden ließ. Die Herren nahmen Urlaub, entfernten sich.

Louis hatte den Unmut über die Auseinandersetzung mit seinen Ministern noch nicht verwunden, als Toinette kam.

Sie strahlte. Dieser Sieg war eine Bestätigung des Himmels. Er zeigte, wie klug sie daran getan hatte, den Rebellenführer durch ein freundliches Gespräch für Frankreich zu gewinnen. Jetzt erwies sich dieser Alte als ein wichtiger Alliierter, mit dessen Hilfe man den Erbfeind endgültig wird aufs Haupt schlagen können. Ihre Intuition, ihre habsburgische innere Stimme hatte ihr das Rechte geraten.

„Ich gratuliere Ihnen, Sire“, rief sie. „Ist das nicht das größte, glücklichste Ereignis seit unserer Thronbesteigung?“ – „Es kommt natürlich erwünscht“, sagte ohne Schwung Louis, „daß die Engländer gedemütigt sind. Aber man darf nicht vergessen, daß ein solcher Sieg auch die meuterischen Geister meines Reiches noch übermütiger machen wird. Sie werden das Haupt heben, die Mißvergnügten, überall in Europa. Vor­ausgesetzt, daß es ein Sieg ist“, fuhr er fort, streitbar. „Denn das ist noch keineswegs ausgemacht, Madame.“

Toinette erkannte sofort, was diese Sätze sollten. Louis wollte nicht zugeben, daß die Vorbedingungen seines Ver­sprechens erfüllt waren. „Auf alle Fälle“, sagte sie, „scheint es mir an der Zeit, Sire, Sic an ein gewisses Versprechen zu erinnern.“ – „Nichts liegt mir ferner“, antwortete Louis, „als der Einlösung meines Wortes auszuweichen. Aber cs ist meine Pflicht, nachzuprüfen, ob die Vorbedingungen erfüllt sind.“ Er sprach mit mehr Entschiedenheit, als sic erwartet hatte; sie mußte sich wohl zufriedengeben.

Doch kaum war er allein, so sackte er zusammen. Er wußte, daß es für ihn ein Hinzögern, aber keinen Ausweg mehr gab. „Principiis obsta“, im Anfang hätte er widerstehen sollen. Aber er hatte sich hineinziehen lassen in die böse Straße, einen Schritt und noch einen Schritt, und jetzt war er über­deckt mit Schuld, und die Gnade war von ihm gewichen. In Reims, anläßlich seiner Salbung, hatte er dreihundert Kran­ken die Hand aufgelegt, und mehr als die Hälfte waren ge­nesen. Solcher Segen würde ihm jetzt bestimmt nicht mehr zuteil. Der Schatten Franklins war über sein Land und übet ihn selber gefallen und hatte alles dunkel gemacht.

Und er hatte keinen, dem er sein Herz ganz hätte öffnen können. Nur seinen Mentor. Der war ein kluger Mann und meinte es gut. Aber leider hatte er keine Seele. „Bei meinet Seele, wenn ich eine habe.“ Louis schauderte, wenn er daran dachte. Doch wenn er ehrlich sein wollte, trug die Haupt­schuld er selber. Er hatte sich wider sein besseres Wissen immer von neuem zum Schlechten überreden lassen. Und dann hatte er Toinette das sinnlose, ruchlose Versprechen ge­geben. Und er konnte ihr es nicht einmal Übelnehmen, daß sie es verlangt hatte. Sie wußte es nicht besser. Sie war blind. Blind waren sie alle, und an ihm, dem Sehenden, zerrten sie. und es waren ihrer so viele, und sie waren stärker als er, und sie zerrten ihn zum Abgrund.

Seit langem hatte er sich daran gemacht, zusammenzustel­len, was er bei den großen Schriftstellern zum Lobe der Ord­nung und der Autorität fand. Jetzt nahm er diese Aufzeich­nungen vor. Vornean geschrieben hatte er den klingenden Vers des Homer: „Nicht gut ist Vielherrschaft, *einer* soll Herr sein, *einer* der König.“ Und mehrere Aussprüche aus dem Plato hatte er sich notiert. Wie sich da zum Beispiel Sokrates zum Glaukos äußert über die notwendige Entartung aller Demokratien: „Keiner kann sich keinem mehr unter­ordnen, und am Ende beachten sie dann die Gesetze nicht mehr, weder die geschriebenen noch die ungeschriebenen, es soll keiner in irgendeinem Sinn ihr Herr sein.“ Und sogar aus dem gefährlichen „Geist der Gesetze“ des Montesquieu hatte er einen Satz aufgeschrieben: „Das Volk ist immer zu rasch oder zu langsam. Zuweilen wirft es mit hunderttausend Armen alles über den Haufen, und zuweilen kriecht es mit hunderttausend Beinen wie die Raupen.“ In diesem Büchlein seiner Zitate las er, und es wuchs sein Zorn und sein Unmut. Mit solchen Leuten soll er sich verbinden, mit einem solchen Volk, mit einer „Republik“, mit einer „Demokratie“, einem Staate also, der durch sein Wesen zum Untergang bestimmt ist.

Aber er brauchte nicht die Weisheit der Früheren zu Rate zu ziehen, um zu erkennen, wie widernatürlich das Bündnis war, in das man ihn zwingen wollte. Die Amerikaner selber hatten ja ihre Prinzipien offen herausgesagt mit der ganzen Kraft und Frechheit des Bösen. In ihrer Unabhängigkeits­erklärung hatten sie sich nur gegen einen König gewandt, ge­gen seinen Vetter von England ; aber sie meinten es anders, sie wollten alle göttliche Autorität von der Erde wegfegen. Und einer hatte es ausgesprochen, und sie hatten ihm zugejubelt und sein giftiges Buch andächtiger studiert als das Wort Got­tes. Louis schellte Monsieur de Sept-Chênes herbei und gab ihm Auftrag, das Buch des Thomas Paine herauszusuchen, das „Common Sense“ betitelt und im Giftschrank verwahrt war.

Finsteren Gesichtes, mit widerwilligen Händen, blätterte er in dem Grund- und Lehrbuch des Volkes, mit dem er sich verbinden sollte. „Königsherrschaft“, las er, „war des Teufels geschickteste Erfindung zur Förderung des Götzendienstes. Wir haben das Übel der Monarchie noch vergrößert, indem wir es erblich machten, und wenn wir durch die Monarchie als solche nur uns selber degradieren, so versündigen wir uns durch die Vererbung der Monarchie an unserer Nachkommen­schaft. Denn wie oft gibt da die Natur der Menschheit an Stelle eines Löwen einen Esel. Was hat ein König anderes zu tun, als Krieg zu machen und Ämter zu vergeben? Und dafür kriegt er achthunderttausend Pfund Sterling pro Jahr und göttliche Verehrung als Dreingabe. Ist nicht ein anständiger Mann für die Gesellschaft mehr wert als alle gekrönten Lum­pen zusammen?“ Nein, man konnte dem Allerchristlichsten König nicht zumuten, mit einem Volke, das sich zu solchen Prinzipien bekannte, ein Bündnis auf Leben und Tod zu schließen. Er strich sich die Sätze an. Schellte Monsieur de Sept-Chênes. „Stellen Sie das Buch zurück“, sagte er grim­mig, „und schließen Sic gut zu. Dieses Buch ist eine Destille alles Übels.“ Er prüfte nach, ob der Schrank gut verschlos­sen war.

Das Schloß hielt; er hatte es selber angefertigt. Er stand vor dem Schrank, kummervoll. Den Paine konnte er weg­sperren: aber wenn seine Soldaten aus Amerika zurückkehren, werden sie dann das niederträchtige Buch nicht mitbringen und seine giftigen Ideen verbreiten?

Ihm kam ein Einfall; das tückische, teuflische Buch hatte ihn reifen lassen. Nicht mit den Rebellen will er sich ver­binden, sondern mit seinem Vetter in England gegen die Re­bellen. Sie werden sie gemeinsam niederschlagen, und Eng­land gibt ihm dann zum Entgelt Kanada zurück. Eine Hei­lige Allianz wird er zustande bringen; er und die beiden andern Herrscher, die noch nicht angekränkelt sind von den modernen Ideen, Georg und Maria Theresia werden sich zu­sammenschließen in einem Bündnis, gegen das keine Revolu­tion aufkommt. Man wird Englands amerikanische Kolonien zurückzwingen auf den rechten Weg. Wenn man sich ver­einigt, kann man es ohne Mühe. Und es wird ein lehrreiches Beispiel sein für künftige Meuterer.

Er straffte sich. Vor seinem geistigen Auge sah er sich sel­ber, so wie ihn Duplessis gemalt hatte. Sein Plan war groß, würdig des Königs von Frankreich, würdig seiner Vorfahren.

Aber war er, Louis, wirklich der Mann dazu? War er in seinem Innern so, wie ihn Duplessis gemalt hatte? Er fürch­tete, der Maler hatte ihn idealisiert. Er fürchtete, in seinem Innern war er sehr anders. Und vielleicht waren auch seine Vorfahren sehr anders gewesen als auf ihren Bildern, viel­leicht waren auch sie von ihren Malern idealisiert worden.

Unsinn. Ludwig der Große hatte es gewagt, so zu sein, wie er auf seinen Bildern aussah. Hatte den Mut gehabt, das Edikt von Nantes zu widerrufen und die Ketzer auszutrei­ben. Er hingegen, der heutige Louis, hatte, von Turgot über­redet, schon aus dem Krönungseid das Gelöbnis weggelassen, die Ketzer auszutilgen mit Feuer und Schwert.

Er war schwach gewesen von Anfang an. Er hatte nicht die Faust, diesen Dreibund aufzurichten gegen die Rebellen. Er stellte sich vor, wie es wäre, wenn er Maurepas von dem ge­waltigen Projekt erzählte. Er sah den Alten grinsen und hörte ihn freundlich und beschwichtigend sagen: „Das sind edle Träume, Sire, Alexanderträume.“

An diesem gleichen Montag kamen auch die amerikani­schen Delegierten wieder zusammen, und sie berieten, was man tun könne, um aus dem Sieg von Saratoga hier in Ver­sailles Nutzen zu ziehen.

Arthur Lee schlug vor, man solle Vergennes deutlich er­klären, man sei jetzt in der Lage, von England alle ge­wünschten Bedingungen zu erlangen, und wenn Versailles die Allianz nicht sofort abschließe, dann werde es das Nachsehen haben. Franklin riet ab. Er wollte solche Drohungen nur im äußersten Falle anwenden. Es sei klüger, meinte er, die fran­zösischen Minister an sich herankommen zu lassen, als sie zu bedrängen. Je weniger beflissen man sich zeige, so bessere Bedingungen werde man erhalten können.

Lee widersprach. Man habe durch Phlegma viel verdorben, man dürfe nicht auch diese große Gelegenheit vorbeigehen lassen.

Franklin erwiderte nichts, sah hinüber zu Silas Deane. Der hatte bisher geschwiegen; der große, dicke, imposante Mann sah heute grau und verfallen aus. Das Schiff, mit dem der junge Austin und seine frohe Botschaft nach Frankreich ge­kommen waren, hatte für ihn üble Post mitgebracht. Er war abberufen, nach Amerika zurückberufen. Er hatte nach den Treibereien Arthur Lees den Schlag erwarten müssen, trotz­dem wühlte er ihn auf. Er war unter den Amerikanern der erste gewesen, der auf diesem Kontinent die Interessen seines Landes vertreten hatte, er hatte sie gut vertreten, er hatte die glückliche Verbindung mit Monsieur de Beaumarchais her­gestellt und auf diese Art einen ständigen Strom von Waffen und Kriegsmaterial nach Amerika geleitet. Statt allen Dankes kam dieses üble Schreiben, das ihn zurückrief und sich kaum mühte, das Mißtrauen und die Unzufriedenheit des Kon­gresses zu verbergen.

Nun also, auf Franklins stumme Aufforderung, nahm er das Wort und äußerte sich zu der Frage, ob man die Minister anspornen oder besser abwarten solle. Während er aber sonst voll höchsten Respektes für Franklins Ansichten war und ihm kaum je widersprach, pflichtete er heute Arthur Lee bei. Auch er war der Meinung, man solle das Versailler Kabinett an­treiben durch den Hinweis, der Kongreß werde die nun sehr günstigen Friedensbedingungen Englands ernstlich bedenken. Es war Silas Deane eilig. Er wollte nicht zurück nach Ame­rika, ohne seine Unterschrift und sein Siegel auf dem so heiß ersehnten Vertragsdokument zu sehen. Er konnte sich nicht bezähmen und warten. Er hatte keine Zeit.

Franklin wußte aus seiner Post Bescheid um die Abberu­fung Silas Deanes. Es war ihm leid um den Mann, und er be­griff seine Hast und Dringlichkeit. Aber er war sich klar dar­über, daß versteckte Drohungen vorläufig nicht am Platz waren. Sic hatten, die Delegierten, die Nachricht von dem Sieg dem Ministerpräsidenten und dem Grafen Vergennes amtlich mitgeteilt. Franklin bat seine Kollegen, vorerst doch wenigstens die Antwort der Herren abzuwarten. Lee und Deane fügten sich schließlich, nur halb überzeugt.

Franklins Gelassenheit kam tief aus seinem Innern. Er be­griff kaum mehr, daß er sich früher, vor dem Eintreffen der Siegesnachricht, von der Unruhe der andern hatte anstecken lassen. Nachdem Lee und Deane gegangen waren, saß er, die Augen halb geschlossen und entspannten Gesichtes, in seinem bequemen Sessel, müde und zufrieden, etwas leer, bereit, Wochen, ja Monate zu warten.

William fragte, ob man sich an die Arbeit machen solle; die Post hatte vieles mitgebracht, was erledigt werden wollte. Doch der Doktor schüttelte den großen Kopf. „Heute nicht, mein Junge“, sagte er, und William zog sich zurück.

Franklin, allein, genoß seine Trägheit. Er stöberte in der großen Masse der Briefschaften, schob alles Geschäftliche zur Seite und suchte nur solche Berichte heraus, die ihm Spaß machten. Vive la bagatelle, dachte er.

Da hatte man zum Beispiel die zahlreichen Aufrufe mitge­schickt, mit denen der jetzt gefangene General Burgoyne sei­nen Feldzug von Anfang an begleitet hatte. Mit Behagen studierte Franklin ein langes Manifest an die Bevölkerung Amerikas. Der General bot denjenigen, die zu ihrem König zurückkehren wollten, volle Gnade und Hilfe an; diejenigen aber, die ihren wahnsinnigen, aussichtslosen Widerstand fort­setzten, bedrohte er mit Vernichtung. Er werde seine India­ner gegen sie aussenden, und es seien ihrer Tausende, und er werde sich vor den Augen Gottes und der Menschen berech­tigt fühlen, die ganze Rache des Staates auf die hartnäckigen Bösewichter herniedersausen zu lassen, die sich selber außer­halb der Menschheit gestellt hätten. Auch einen Aufruf Bur­goynes an die Indianer fand Franklin in seiner Post. Darin erklärte der General: „In Übereinstimmung mit euern Bräu­chen, die solchen Siegestrophäen einen ehrenvollen Charakter verleihen, soll es euch erlaubt sein, den gefallenen Feinden die Skalpe abzuziehen.“ Und in der Antwort der Indianer­häuptlinge hieß es: „Wir lieben unsern Vater jenseits des großen Wassers, und diese Liebe und Treue hat unsere Kriegsbeile geschärft.“

Franklin, in der lieblichen Stille von Passy, las mit Auf­merksamkeit die literarischen Erzeugnisse des Generals Bur­goyne und der Indianer. Dann setzte er sich seinesteils hin und schrieb. Schmunzelte grimmig und schrieb. Verfaßte einen Zeitungsbericht.

Ein Hauptmann Gerrish von der amerikanischen Miliz, hieß es in seinem Zeitungsbericht, habe bei einem Überfall auf eine englische Abteilung viel Beute gemacht, darunter auch acht große Kisten, welche Skalpe von Amerikanern ent­hielten. Es seien aber diese Skalpe auf dem Wege gewesen zum Gouverneur von Englisch-Kanada, damit dieser sie nach London weitersende. Den Brief des englischen Offiziers, der den Transport begleitete, gab Doktor Franklin im Wortlaut wieder. Er schrieb:

„Auf Verlangen des Häuptlings der Senneka-Indianer schicke ich Eurer Exzellenz acht Kisten mit Skalpen, gehörig geräuchert, getrocknet, auf Reifen gespannt und mit Triumph­zeichen bemalt. Liste und Erklärung liegt bei. Kiste Nr. 1 enthält 45 Skalpe von Soldaten des Kongresses, erlegt in ver­schiedenen Scharmützeln. Sie sind auf schwarze Reifen auf­gezogen, die Innenseite ist rot bemalt mit einem schwarzen Fleck, zum Zeichen, daß sie mit Kugeln getötet wurden. Des­gleichen 62 Skalpe von Bauern, getötet in ihren Häusern, die Reifen rot, die Innenseiten braun bemalt und bezeichnet mit einer Hacke, ein schwarzer Kreis rundum, um anzudeuten, daß sie in der Nacht überrascht wurden. Kiste Nr. 4 ent­hält 102 Skalpe von Bauern, darunter 18 markiert mit kleiner gelber Flamme, um anzudeuten, daß sie als Gefangene leben­dig verbrannt wurden. Es sind alles in allem nur 67 vollgraue Skalpe darunter; die weitaus meisten der Bauern waren der Haarfarbe nach jüngere Männer, was die Dienstleistung noch wertvoller macht. Kiste Nr. 5 enthält 88 Skalpe von Weibern, langes Haar, Reifen blau, Haut gelber Grund, markiert mit schwarzem Messer oder einem Beil, um anzuzeigen, daß sie jeweils mit diesem Instrument getötet wurden. Kiste Nr. 7 enthält 211 Skalpe von Mädchen, kleine, gelbe Reifen, weißer Grund, Beil, Keule, Skalpiermesser.

Mit diesen Kisten schicken die Häuptlinge Eurer Exzellenz folgende Botschaft: Vater, wir senden dir hierdurch viele Skalpe, damit du siehst, wir sind keine faulen Freunde, und wir bitten dich, diese Skalpe über das Wasser zu schicken zu dem großen König, daß er sie beschaue und sich daran er­götze und sich überzeuge, daß seine Geschenke nicht an Un­dankbare gegeben sind.“

Franklin überlas, was er geschrieben hatte, fand es gut und druckte es mit eigener Hand als einen Artikel aus dem „Bo­ston Independent Chronicle“. Dann schickte er den Artikel an die Zeitschrift „Affaires de l’Angleterre et de l’Amé­rique“, an den „Courrier de l’Europe“, an die „Gazette de Leyde“, an die „Gazette Française d’Amsterdam“ und an den „Courrier du Bas-Rhin“.

Im übrigen erwies sich, daß seine Meinung, Versailles werde schon von allein kommen, richtig war. Schon zwei Tage nach Erhalt der Siegesnachricht stellte sich in Passy Monsieur Gérard ein und überbrachte feierlich die Glückwünsche der Grafen Maurepas und Vergennes zu dem großen Sieg. Damit, erklärte er, sei sein amtlicher Auftrag erledigt. Er persön­lich, fügte er hinzu, hielte es für keine schlechte Idee, wenn die Delegierten jetzt ihre Vertragsvorschläge erneuerten. Solche Vorschläge fänden jetzt bestimmt wohlwollende Augen, Ohren und Herzen.

Franklin dankte für Monsieur Gerards Rat und setzte so­gleich das gewünschte Schreiben auf. Er erinnerte daran, daß die Vereinigten Staaten schon einmal einen Freundschafts­pakt mit dem König von Frankreich angeregt hätten, daß sie, die Delegierten, vom Kongreß bevollmächtigt seien und daß sie sich freuen würden, wenn der Hof von Versailles über einen solchen Vertrag mit ihnen verhandelte.

Als sich am Nachmittag die andern Delegierten in Passy einfanden, teilte ihnen Franklin lächelnd mit, es sei also jetzt Versailles nach Passy gekommen und nicht Passy nach Ver­sailles. Dann zeigte er ihnen den Entwurf seines Briefes. Arthur Lee mäkelte daran herum, er fand den Text zu servil. Franklin versprach, den Brief gemäß den Wünschen Arthur Lees neu zu entwerfen. Arthur Lee bestand darauf, den Brief dann nochmals zu sehen, und verlangte, daß das Schreiben nicht abgehe ohne Silas Deanes und seine Unterschrift. Das verzögerte die Absendung des Briefes um zwei Tage.

Dann aber konnte William Temple das Schreiben nach Versailles bringen.

Pierre war, nachdem er die Nachricht des amerikanischen Sieges gehört, als erster unter Franklins Gästen von Passy nach Paris zurückgefahren. Er befahl dem Kutscher, zu eilen. Wie er der erste gewesen war, der den Franzosen die Unab­hängigkeit Amerikas verkündet hatte, so wollte er auch der erste sein, die Nachricht von dem großen Sieg von Saratoga auszuläuten. Außerdem war er sich bewußt, daß dieses Er­eignis an den Börsen von Paris, London und Amsterdam Wir­kung tun werde, und je schneller er seine Kenntnis des Sie­ges kaufmännisch auswertete, so reicher mußte sein Gewinn sein. Er trieb den Kutscher zu immer größerer Eile.

Es war aber der Winter in diesem Jahr sehr früh eingefal­len, es war Abend, und Teile der Straße waren vereist. Der Kutscher entschuldigte sich, er müsse vorsichtig fahren. „Zum Teufel deine Vorsicht“, rief Pierre. „Ich habe Geschichte zu machen, da kann ich nicht vorsichtig sein.“ Der erschreckte Kutscher biß die Lippen zusammen und gab den Pferden die Peitsche. Bald kippte denn auch der Wagen um, und Pierre wurde hinausgeschleudert. Er tat einen schweren Fall, er konnte den Arm nicht bewegen, sein Gesicht war blutüber­strömt. Der nächste Wagen, der vorbeikam, fuhr ihn nach Hause.

Man brachte ihn zu Bett. Therese schickte nach Ärzten. Es erwies sich, daß er den Arm gebrochen und auch sonst Ver­wundungen erlitten hatte, ungefährliche, doch schmerzhafte. Er wurde verbunden. Noch während die Ärzte an ihm arbei­teten, verlangte er ungestüm nach Maigron, nach Gudin. Fie­bernd, behindert durch die Verbände, gab er Weisungen, dik­tierte Briefe. Manchmal verzog er das Gesicht zu einem glücklichen Lachen ; dann aber schmerzten ihn seine Risse und Abschürfungen, daß er stöhnte.

Dem Grafen Vergennes schrieb er: aus der Tiefe seines Schmerzenslagers teile er ihm mit, er habe den edeln Auftrag, den ihm die Regierung des Königs erteilt, auf solche Art aus­geführt, daß jetzt die Amerikaner einen Sieg errungen hätten, der auf alle Zeiten neben den großen Siegen der Weltge­schichte verzeichnet bleiben werde. „Unsere Kinder und En­kel“, schloß er, „werden sich den Namen einprägen : Saratoga.“

Julie stürzte aufgeregt herbei von ihrer Rue de Condé, sie jammerte, der Kranke dürfe sich nicht überanstrengen. Aber: „Schweig, meine Liebe“, bedeutete ihr Pierre. „Dies ist ein historischer Tag; da würde ich noch aus dem Grabe aufstehen, um mitzumarschieren“, und er diktierte weiter.

Therese sorgte in ihrer stillen, tüchtigen Art für den Kran­ken. Sie war froh, daß ihr Pierre dazu hatte beitragen dürfen, diesen Sieg zu erringen. Aber Julie schien Thereses Pflege nicht beflissen genug, sie übersiedelte in das Haus an der Rue Saint-Antoine, damit sie Tag und Nacht um den Bruder sein könne, und Therese ließ es geschehen.

Pierre war ein ungeduldiger Patient. Er zankte sich mit den Ärzten, weil sie ihm nicht erlauben wollten, hinüber­zugehen in die Rue Vieille du Temple und selber ein Aug auf den Geschäften zu haben. Und nicht verbieten ließ er sich, Besuche zu empfangen.

Unter den ersten, die kamen, war Monsieur Lenormant. Pierre war großmütig und deutete nur leise an, daß also Char­iots Besorgnis, die Amerikaner könnten sich nicht halten, grundlos gewesen sei. Für einen winzigen Augenblick war um

Chariots Lippen das fatale Lächeln; es sei schon vorgekom­men, meinte er, daß sich Sieger gerade im Gefühl ihrer Kraft als schlechte Zahler erwiesen hätten.

Pierre lachte nur. Trotzdem, inmitten seines Glückes, stieg eine heimliche Sorge in ihm hoch. Er hatte sich nach besten Kräften bemüht, die Allianz herbeizuführen ; sowie aber diese Allianz jetzt zustande kommt, braucht Monsieur de Ver­gennes keinen geheimen Agenten mehr, dann können die Arse­nale des Königs vor aller Augen an Amerika liefern, dann werden sich Hunderte an die Ämter herandrängen, um Kriegslieferungen zu erhalten, und mit der Firma Hortalez in einen Wettkampf treten.

Fürs erste indes lagen strahlende Tage vor ihm, und die leise Befürchtung, die Chariots bösartige Anmerkung in ihm hatte hochwölken lassen, zerlöste sich rasch in der allgemeinen Anerkennung.

Denn alle kamen sie, ihn zu bemitleiden wegen seines Un­falles und ihn zu beglückwünschen; es war, als ob er persön­lich die Kapitulation des Generals Burgoyne erwirkt hätte. Es sei ehrenvoll, meinte Madame de Maurepas, daß ihr Tou­tou, wiewohl dreitausend Meilen entfernt, in der siegreichen Schlacht Wunden davongetragen habe.

Auch der scheue Felicien kam in das Zimmer des Oheims und schaute mit bewundernden Augen auf den Mann, dem es vergönnt gewesen war, der Freiheit einen solchen Dienst zu erfechten. Und die Verehrung des Jünglings tat Pierre wohl.

Dann gar stellte sich ein Besucher ein, den Pierre als letz­ten erwartet hatte: François Vaudreuil. Ja, der hochmütige Herr ließ sich herab, den Uhrmachersohn aufzusuchen. In eleganten Wendungen sprach er ihm sein Bedauern aus über den Unfall, und wenn er auch vom Sieg der Amerikaner mit leiser Ironie redete, so glaubte Pierre trotzdem, aufrichtige Anerkennung durchzuspüren für seine, Pierres, Leistung. Sichtlich war Vaudreuils Besuch mehr als ein Höflichkeits­akt. Er blieb lange, ließ sich in ein weitläufiges Gespräch über die politische Lage ein, und Pierre freute sich, mit welcher Auf­merksamkeit der große Herr seinen Ausführungen zuhörte.

Es hatte nämlich der Sieg von Saratoga Vaudreuil neuen Ansporn gegeben. Nicht nur empfand auch er den Erfolg der Amerikaner als persönlichen Triumph – denn hatte nicht er sich beizeiten für Franklin eingesetzt und die Begegnung mit Toinette herbeigeführt? –, sondern cs war ihm auch Sara­toga aus andern Gründen willkommen. Das Spiel mit Toi­nette zog sich ihm zu lange hin, er begann die Lust daran zu verlieren, das goldene Einerlei Versailles’ ödete ihn mehr und mehr an, er sehnte sich nach neuen Sensationen. Der Sieg von Saratoga hatte ihn daran erinnert, daß die Vaudreuils von jeher ein kriegerisches Geschlecht waren; sie hatten sich in den Seekriegen des Königreichs ausgezeichnet, Vaudreuils Großvater hatte als Gouverneur von Kanada Ruhm erwor­ben, ein anderer Vaudreuil, ein Onkel François’, wurde als einer der Kriegshelden der französischen Armee gefeiert. Jetzt, durch Saratoga, fühlte sich François Vaudreuil berufen, diese Tradition fortzusetzen und an dem Krieg gegen Eng­land in entscheidender Stellung teilzunehmen.

Zunächst galt es, den Dicken weiter vorzustoßen, auf daß der Krieg endlich Wirklichkeit werde. Louis war stumpf und zäh und fest entschlossen, nicht zu handeln; doch Vaudreuil war noch viel fester entschlossen, ihn durch Toinette zum Handeln zu zwingen.

Mit Vergnügen hörte Vaudreuil die feurigen und geschlif­fenen Argumente, welche Pierre vorbrachte, um zu erweisen, daß der sofortige Abschluß der Allianz dringendste politische Notwendigkeit sei. Er merkte sich diese Argumente gut und gab sie an Toinette weiter. Er wich nicht von ihrer Seite in diesen Tagen und redete unermüdlich auf sie ein, daß sie endlich von Louis die Erfüllung seines Versprechens erzwinge.

Toinette, von ihm gehetzt, verbiß sich denn auch immer tiefer in die amerikanische Angelegenheit. Ja, sie verbündete sich mit Maurepas und Vergennes, und als die Minister nach dem Erhalt des Briefes, in dem die amerikanischen Delegier­ten ihre Vertragsvorschläge erneuerten, den zögernden, zu­rückhaltenden Louis um eine Konferenz ersuchten, drängte sie darauf, daran teilzunehmen.

Die Minister erklärten dem König, sein Einwand, er wolle nicht als erster an die Amerikaner herantreten, sei nun, nach­dem Franklin um Verhandlungen gebeten habe, hinfällig ge­worden ; wenn man die Amerikaner auf Antwort warten lasse, laufe man ernstlich Gefahr, daß sie sich mit England ver­ständigten. Er habe zuverlässige Nachricht, berichtete Ver­gennes, und wies auf eine Reihe dicker Aktenstücke hin, daß England den Doktor Franklin mit Friedensangeboten über­schwemme. Louis schaute unbehaglich auf die Aktenstücke und rührte sie nicht an. „Längeres Zögern, Sire“, erklärte energisch Toinette, „heißt die Amerikaner den Engländern in die Arme treiben.“

Doch Louis hatte einen neuen Einwand gefunden. „Sie ver­gessen, Madame, und Sie, meine Herren“, erwiderte er mit Würde, „daß wir die Hände nicht frei haben. Bevor wir etwas unternehmen, was die Gefahr eines Krieges heraufbeschwören könnte, müssen wir die Zustimmung unserer Alliierten ein­holen. Soll ich meinen Vertrag mit Spanien brechen?“ fragte er böse. „Ich begebe mich in kein Abenteuer. Ich schließe kei­nen Pakt mit den Rebellen, ehe ich klipp und klar und schwarz auf weiß die Zustimmung meines Vetters in Madrid habe. Ich breche mein Wort nicht. Das werden Sie nie von mir erreichen, Messieurs, und auch Sie nicht, Madame.“

Toinette wippte mit dem Fuß, tat den Mund auf zu einer Erwiderung, besann sich anders. Maurepas meinte, niemand habe daran gedacht, einen so wichtigen Vertrag zu unter­schreiben, ehe man der Billigung Spaniens sicher sei. Er bitte den König um die Erlaubnis, sogleich einen Kurier nach Madrid absenden zu dürfen. „Nun ja“, brummte Louis.

Aber Toinette bestand: „Unmöglich können wir den Dok­tor Franklin warten lassen, bis Bescheid aus Madrid kommt.“ – „Ich bin Spanien im Wort“, erwiderte finster Louis. „Er wird sich gedulden müssen, Ihr Doktor Franklin.“ – „Darf ich einen Vorschlag machen, Sire?“ griff geschmeidig Ver­gennes ein. „Können wir mit den Amerikanern nicht offen reden? Können wir ihnen nicht wahrheitsgemäß erklären, die Regierung habe sich entschlossen, den Allianz-Vertrag zu un­terschreiben, vorausgesetzt, daß Spanien keinen Einwand er­hebt?“ Und da Louis mürrisch und bedrängt dahockte, sagte Toinette stark: „Das ist das Richtige, genau das.“ Und Mau­repas bekräftigte: „Ich sehe keinen andern Weg, Amerika zu verhindern, mit England zum Frieden zu kommen.“

Louis schwieg schwer und unwirsch. „Ich danke Ihnen, Messieurs“, sagte er unvermittelt. „Ich weiß jetzt Bescheid über Ihre Ansichten“, und nun blieb wohl den Herren nichts übrig, als unverrichteterdinge abzuziehen. Hilfesuchend blick­ten sie auf Toinette. „Lassen Sie uns nicht so auseinanderge­hen, Sire“, sagte denn auch Toinette mit Nachdruck. „Geben Sie den Herren Auftrag, den Amerikanern die Antwort zu erteilen, die wir ihnen schuldig sind. Bitte, erklären Sie sich, Sire“, sagte sie, liebenswürdig, doch entschieden.

„Nun ja, also schön“, sagte Louis.

Kaum aber hatte er sich das entringen lassen, so setzte er eilig und böse hinzu: „Aber schärfen Sie den Rebellen ein, daß diese unsere Erklärung vor den Engländern streng ge­heimzuhalten ist. Falls durch die Schuld der Rebellen irgend etwas durchsickern sollte, dann breche ich die Verhandlungen ab und erkläre in London, daß alles erstunken und erlogen ist. Nehmen Sie das zur Kenntnis, Messieurs, und bringen Sie es den Rebellen zur Kenntnis. Dann breche ich ab, dann halte ich mich nicht mehr für gebunden.“ Er hatte sich in wüsten Zorn hineingesteigert. „So“, schrie er in der Fistel, „und von jetzt an werde ich mich unter keinen Umständen mehr mit dieser Angelegenheit befassen, bevor der Bescheid aus Spanien da ist. Ich verbitte mir, daß irgendwer“ – er schaute aber Toinette nicht an – „von nun an in meiner Gegenwart die Amerikaner auch nur erwähnt. Ich will jetzt Ruhe haben. Ich will meine Porzellan-Ausstellung in Ruhe durchführen.“

Die Minister entfernten sich, eilig und befriedigt. Toinette blieb zurück. „Es tut mir leid, Louis“, sagte sie nicht ohne Ironie, „daß Sie soviel Stimme haben aufwenden müssen.“ – „Ihr wißt nicht, was ihr tut“, sagte er müde. „Diese Herren wissen es nicht, und du weißt es schon gar nicht.“ Und da sie nur ausdrucksvoll und höhnisch die Achseln zuckte, fragte er weiter: „Haben Sie sich übrigens klargemacht, Madame, was für Sie und für mich die erste Folge sein wird, wenn der Pakt wirklich zustande kommt?“ Sie wußte nicht, wohinaus er wollte. „Die nächste Folge wird sein“, führte er rachsüch­tig aus, „daß wir, Sie und ich, uns werden einschränken müs­sen. Der Pakt bedeutet Krieg. Krieg bedeutet höhere Steuern. Und wenn wir vom Volk höhere Steuern verlangen, so müs­sen wir selber mit königlichem Beispiel vorangehen. Ich werde Sie deshalb zu meinem Bedauern bitten müssen, in Ihrem Etat Streichungen vorzunehmen.“

Toinette war betroffen. Sie hatte sich vorgestellt, nun, da sie so energisch für Amerika eintrete, müsse ein jeder ihre Begeisterung für die Sache des Volkes klar erkennen, und deshalb könne sie sich eher eine Steigerung ihrer Ausgaben erlauben. Aber sie sah ein, daß jetzt eine solche Beweisfüh­rung fehl am Platze wäre, und sie erwiderte mit schöner Entschlossenheit, selbstverständlich sei sie bereit, mit Freu­den jedes Opfer auf sich zu nehmen im Interesse der Sache Frankreichs und der Schwächung des Erbfeinds.

Louis meinte, noch sei ja nichts entschieden. Wochen wür­den vergehen, ehe die Antwort Spaniens eintreffe. Er habe, fuhr er dann fort, als er ihr jenes Versprechen gegeben, nicht bedacht, auf was für einen bösen Kreuzweg er dadurch gerate. Denn nun sei er nicht nur ihr im Wort, sondern auch dem König von Spanien. Er habe die Angelegenheit mit sei­nem Beichtvater nach allen Seiten hin erörtert. Ein Verspre­chen einem ganzen Königreich gegenüber sei gewichtiger als ein Versprechen einem einzelnen gegenüber. Und wenn Spa­nien nicht mit einem bedingungslosen, unumwundenen Ja ant­worte, dann befinde er sich in einem schweren Konflikt der Pflichten und müsse es mit sich selber und mit Gott ausma­chen, welchen Weg er einschlagen solle.

Da erkannte Toinette noch deutlicher als bisher, was für ein aufregendes Spiel die hohe Politik war, daß da ein Ja noch lange kein Ja war, und ihr Entschluß, diesen dumpfen und bösartigen Mann zu der Anerkennung der Vereinigten Staaten und zum Krieg mit England zu zwingen, festigte sich.

Am gleichen Tage noch forderte Vergennes den Doktor Franklin zu einer Konferenz auf. Da er aber dem zögernden Louis unter keinen Umständen einen Vorwand geben wollte, seine Einwilligung wieder zurückzunehmen, betrieb er die Verhandlungen in größter Heimlichkeit. Er bat die Emissäre nicht in seine Amtsräume in Versailles oder in Paris, sondern er ersuchte sie, sich in Versailles an einem bestimmten Platz zu einer bestimmten Stunde einzufinden. Von da wurden sie durch einen Beauftragten Monsieur Gérards in einer Miets­kutsche abgeholt und nach einem Hause gebracht, das eine kleine Meile von Versailles entfernt sein mochte. Dort war­teten Graf Vergennes und Monsieur de Gérard.

Der Minister erging sich zunächst über eine Reihe von Einzelheiten. Er betonte, daß Frankreich nicht an einen Er­oberungskrieg denke; sein junger König wünsche weder, daß die Amerikaner für sich oder für Frankreich Kanada erobern sollten, noch wünsche er, seinen westindischen Besitzungen neue zuzufügen. Vielmehr werde er, wenn er die Vereinigten Staaten anerkenne und in den Krieg einträte, das aus rein ideellen Motiven tun.

Franklin versuchte, sich eine Antwort auf diese geschwolle­nen Wendungen abzuquälen. Wenn nicht der Kongreß, sagte er, von der Menschenfreundlichkeit des Königs überzeugt wäre, dann hätte er nicht sie, die Emissäre, nach Paris geschickt.

Vergennes verneigte sich. Dann, feierlich, teilte er den Delegierten mit, daß sich der Kronrat entschlossen habe, die Vereinigten Staaten von Amerika anzuerkennen und in Ver­handlungen mit ihnen einzutreten. Der König müsse aber aus Rücksicht auf die Abmachungen mit Spanien die Unterzeich­nung der Verträge verschieben, bis eine Erklärung aus Ma­drid eingelaufen sei, daß Spanien gegen einen solchen Pakt nichts einzuwenden habe.

Eine kleine Weile war es sehr still. Dann sagte Franklin gelassen: „Wir danken Ihnen, Herr Graf, für diese sehr er­freuliche Mitteilung.“ Und alle verneigten sich.

„Ich muß Sie aber nochmals darauf hinweisen, Messieurs“, sagte Vergennes, „daß Frankreich, solange es sich nicht mit Spanien verständigt hat, keinen endgültigen Schritt zu tun in der Lage ist. Ich bitte Sie also dringlich, die Allianz als noch im Mutterschoße befindlich zu betrachten und äußerste Heim­lichkeit zu wahren.“ – „Das versprechen wir“, sagte Franklin.

Arthur Lee, nachdem die Delegierten allein waren, murrte, daß die Franzosen ihre prinzipielle Zustimmung zu dem Ver­trag auf so unwürdige Art verknüpft hätten mit der Bedin­gung der Heimlichkeit. „Immer werden wir hier behandelt wie. Diebe und Verschwörer“, raunzte er. Doch die beiden andern ließen sich die Freude durch seine sauern Bemerkun­gen nicht verderben.

Es machte aber Graf Vergennes den Amerikanern seine Mitteilung am 17. Dezember, einem Samstag, das heißt, noch ehe zwei Wochen abgelaufen waren seit dem Eintreffen der Siegesnachricht.

Franklin lag daran, die Versailler Regierung festzulegen, soweit dies irgend möglich war. Er schrieb an Maurepas, er nehme mit Freuden zur Kenntnis, daß Seine Majestät ent­schlossen sei, die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten an­zuerkennen und einen Allianz-Vertrag für Krieg und Frieden mit ihnen abzuschließen, und er bat den Ministerpräsidenten, dem König den Dank der Delegierten auszusprechen für seine freundliche Gesinnung.

Maurepas, als er Franklins Brief las, schüttelte den Kopf. Zugegeben, der Brief erfüllte seinen Zweck, er legte in ge­wisser Weise den König und die Regierung fest. Aber wie kalt, wie strohtrocken, wie wassernüchtern war das Schreiben abgefaßt. Diese Leute aus dem Westen hatten keine Manie­ren, sie wußten nicht, was Eleganz und Anmut ist. Dabei hätte dieser Brief des Rebellenführers an die Allerchrist­lichste Majestät ein historisches Dokument werden können, ein Muster und ein Beispiel.

Er überlegte, wie er selber an Stelle des Amerikaners ge­schrieben hätte. Ja, er setzte sich hin und entwarf den Brief, wie er hätte sein sollen: „Die außerordentliche Weisheit, mit welcher Eure Majestät die Interessen Ihres Landes den Ge­boten höchster Menschlichkeit zu vermählen wissen, sichert dem Bilde Eurer Majestät einen Platz nicht nur über dem Kamin jedes Amerikaners, sondern auch im Herzen der Be­wohner der westlichen Hemisphäre. Ganz abgesehen von den großen materiellen Erfolgen, welche die Vorsehung diesem Bündnis der beiden fortschrittlichsten Nationen der Welt sicher nicht versagen wird : schon die ewige Liebe aller Frei­heitsfreunde ist ein Entgelt, wie ihn sich ein Monarch edler nicht wünschen kann. Wenn Sie, großer König, auch den Be­wohnern unseres Erdteils viele tausend Meilen fern sind, so ist diesen Bewohnern gleichwohl niemand näher als Sie. Der Prediger Salomonis hat sich geirrt: es ist nicht alles eitel. Nicht eitel ist die Liebe und Dankbarkeit Amerikas für Eure Majestät.“ So hätte der Alte in Passy schreiben können. Und wie hat er geschrieben? „Ich bitte Sie, Herr Ministerpräsident, dem König den Dank der Delegierten auszusprechen für seine freundliche Gesinnung.“ Ein Barbar.

Die Verwunderung über die ungehobelte Simplizität des Mannes ließ Maurepas nicht los. Vergennes, immer in Angst, das lange Zögern des Königs könne Franklin doch noch den Anerbietungen Englands geneigt machen, legte seinem Kol­legen nahe, mit Franklin zusammenzukommen und ihn höf­lich zu vertrösten. Maurepas griff diese Anregung mit Freu­den auf.

Die Begegnung wurde mit dem gleichen umständlichen Zeremoniell der Heimlichkeit arrangiert wie die Begegnung der Amerikaner mit Vergennes.

Der Minister war in Begleitung seines Sekretärs Sallé. Er gratulierte zunächst Franklin zu seinem Erfolge; denn wenn diese Allianz zustande komme, und das werde sie, dann sei das ausschließlich sein, Doktor Franklins, Verdienst. „Es war Ihre Popularität“, erklärte er, „die es uns ermöglichte, den König von der Notwendigkeit der Allianz zu überzeugen. Ohne Ihr Meisterstück, sich in das Herz unserer liebenswür­digen Königin zu stehlen, hätten wir den Pakt nie zustande gebracht.“ – „Danke“, sagte Franklin.

„Was ich vor allem an Ihnen bewundere“, fuhr der uner­müdliche Wesenskünder fort, „ist die Art, wie Sie Ihren Ehr­geiz sublimiert haben. Was schreiben wir doch darüber in meinen Memoiren, mein lieber Sallé?“ wandte er sich an den Sekretär. „Doktor Franklin“, zitierte dieser schollerig und farblos, „ist nicht eitel im gewöhnlichen Sinne. Wir, Maure­pas, hätten es zum Beispiel nicht über uns gebracht, uns die Besichtigung des gefeierten Porträts im Salon zu versagen. Franklins Eitelkeit ist höherer Art. Er hat den, nennen wir es, sportlichen Ehrgeiz, schwierigste Experimente durchzu­führen. Jetzt, zuletzt, dieses schwierigste, in unser Jahrhun­dert eine lebensfähige Republik hineinzustellen.“

Franklin erwiderte geduldig: „Sie nennen cs sportlichen Ehrgeiz, andere vielleicht nennen es Überzeugung.“ – „Nen­nen Sie es, wie Sie wollen“, antwortete konziliant Maurepas, „es bleibt ein sehr persönliches und sehr kapriziöses Bravour­stück. Sie haben ja nicht mit einer kleinen Schweiz gearbeitet oder mit einem kleinen Holland. Einen ganzen Kontinent zu einer Republik zu machen, das ist allerhand. Meinen Respekt“, sagte er und deutete mit den welken Händen ein Klatschen an.

„Natürlich wird sie nicht bleiben, Ihre Republik“, fuhr er fort, beiläufig und autoritativ. „Ein Staat ohne König, das ist wie eine Hose ohne Gürtel, das hält nicht. Von uns beiden wird es ja keiner mehr erleben, aber ich bin sicher, es wird nicht lange dauern, dann wird sich Ihr Amerika zurücksehnen nach den Floischtöpfen Ägyptens und entweder Ihren Pharao oder den unsern anflehen, er möge es unter die Schwingen eines seiner Wappentiere nehmen.“ – „Davon sollten Sie bes­ser nicht reden, Herr Graf“, ging Franklin scherzhaft auf den Ton des Ministers ein. „Unser Pharao wünscht sich heute nichts sehnlicher, als mit uns zum Frieden zu kommen.“ – „Ich weiß“, sagte lächelnd Maurepas, „jetzt ist er zu Kom­promissen bereit. Vielleicht täten Sie nicht schlecht daran, mit ihm abzuschließen statt mit uns. Vielleicht täten auch wir nicht schlecht daran, uns mit König Georg zu verständigen. Er ist im Verlieren, da sind leicht Konzessionen aus ihm her­auszuholen. Es ist nicht ausgeschlossen“, meinte er träume­risch, „daß er uns sogar Kanada zurückgäbe.“

„Wenn Ihr Herz so sehr an Kanada hängt, Herr Minister­präsident“, erwiderte freundlich Franklin, „warum haben Sie da nicht früher die Allianz mit uns geschlossen, voriges Jahr, als uns Ihre Hilfe soviel notwendiger war? Wir hätten damals vielleicht sogar über Kanada mit uns reden lassen.“ – „Mit euch reden lassen, mag sein“, grinste Maurepas. „Aber ge­geben hättet ihr uns Kanada niemals. Niemals hättet ihr uns an euern Grenzen geduldet. Was erzählte doch da ein ge­wisser Doktor Franklin in größter Öffentlichkeit über uns Franzosen?“ wandte er sich an Sallé. Und der Sekretär zi­tierte: „Ich denke mir, dieser ränkesüchtigen Nation wird es keineswegs unangenehm sein, sich in unsere Angelegenheiten einzumengen und das Feuer zwischen Großbritannien und seinen Kolonien zu schüren.“ – „Sieh mal an“, sagte Franklin nachdenklich, „das hab ich also gesagt. Ist es lange her?“ – „Nicht sehr lange“, antwortete Maurepas, und der Sekretär stellte fest: „Herr Doktor Franklin hat die Äußerung am 14. August 1767 getan, also vor zehn Jahren und drei Monaten.“

„Mittlerweile“, erklärte sehr gelassen der Doktor, „habe ich mein Frankreich besser kennengelernt. Ich sage ‚mein Frankreich‘; denn mein Name weist ja darauf hin, daß ich französischen Ursprungs bin. Mittlerweile habe ich gelernt, auf diesen Ursprung stolz zu sein. Ich lege übrigens wenig Wert darauf, meine Äußerungen immer in der gleichen Ton­art zu halten. Als ich jung war, handelte ich unter anderm mit Sklaven; später habe ich, als erster in meinem Erdteil, Bücher gegen die Sklaverei herausgebracht.“ – „Wenn man nicht sehr jung stirbt“, gab höflich Maurepas zu, „muß man sich wohl zuweilen widersprechen.“

„Sie sagten: Kanada“, kam Franklin auf das Thema zu­rück. „Graf Vergennes versicherte mir, Seine Majestät weise es weit von sich, Eroberungen zu machen.“ – „Der König ist sehr tugendhaft“, konstatierte Maurepas. „Aber wenn es der Himmel so fügte, daß uns unser Kanada wieder in den Schoß fiele, dann, glaube ich, würde es Vergennes und mir gelingen, den Monarchen zur Annahme zu überreden.“

Franklin, mit einem ganz kleinen Lächeln, fragte inter­essiert: „Sagen Sie, Exzellenz, haben Sie noch Hoffnung auf den Erwerb Kanadas?“ – „Mein lieber Doktor Franklin“, antwortete Maurepas, „der Mensch hofft, solange er atmet und noch darüber hinaus. Sie sind ein Freigeist, ich bin auch einer. Trotzdem werden wir vermutlich nichts dagegen haben, Sie sowenig wie ich, daß auf unsern Gräbern ein Kreuz er­richtet wird, das Symbol der Hoffnung auf Auferstehung im Fleische. Warum sollte ich mir da keine Hoffnung auf Kanada machen?“

Doktor Franklin hatte wohl selber manchmal seine Freude an einer zynischen Äußerung. Aber er glaubte an die Vor­sehung, er glaubte, die Menschheit gehe einen Weg, der Sinn und Zweck habe, und dieser französische Minister, der so alt war und so leer und ohne Überzeugung, ein übertünchtes Grab, flößte ihm Abneigung ein. Mit seiner leisen Stimme erwiderte er: „Ich bin überzeugt, Herr Ministerpräsident, eine Allianz mit uns wird auch ohne Kanada dem Interesse Frank­reichs entsprechen. Amerika ist auf die Dauer ein soliderer Partner als England, es ist fleißiger, einfacher, geschickter, sparsamer, tüchtiger.“ Maurepas fand diese Sätze banal und keine würdige Antwort auf seine Äußerung. Gleichwohl rühr­ten Franklins Worte ihn an. Der Franklin nämlich, der sie sprach, war der Franklin des Porträts, er hatte die strengen, prüfenden Augen, den langen, entschlossenen Mund, das gewaltige Kinn, er war „ein Mann“.

Doch noch während er sprach, sagte sich Franklin, sein Ernst sei vor Maurepas nicht angebracht, und er vollendete seine Rede scherzend. „Ich möchte hundert Jahre in einem Faß Madeira liegen“, sagte er, „und dann auferstehen und mich umschauen, was aus unsern Ländern geworden ist.“ – „Das möchte ich keineswegs“, sagte entschieden Maurepas. „Ich möchte durchaus nicht wissen, was nach mir geschieht.

‚Nach uns die Sintflut‘, hat eine Dame gesagt, auf die ich ein gutes und sehr kostspieliges Epigramm verfaßt habe. Das hübsche Wort stammt natürlich nicht von ihr, ich habe es schon bei Cicero gelesen, auch bei Seneca, die haben es von einem griechischen Autor. Aber es bleibt richtig, lateinisch, griechisch oder französisch. ‚Wenn ich tot bin, mag die Erde in Feuer aufgehen‘ “, zitierte er lateinisch.

„Mit einem Realisten wie Ihnen“, antwortete Franklin, „ist gut verhandeln, und ich freue mich, daß wir es mit Ihnen zu tun haben. Aber wenn Sie so gar nicht an den Nutzen staats­männischer Tätigkeit glauben, warum dann ziehen Sie sich nicht lieber still zurück? Warum dann begnügen Sie sich nicht, die Geschehnisse mit Ihren Anmerkungen zu verbrämen?“ – „Was wollen Sie, mein Freund“, antwortete Maurepas. „Wir alten Männer müssen wohl in den Sielen sterben. Sowie wir erst aus dem Amte sind und nichts mehr zu tun haben, klappen wir zusammen.“

Franklin, als sich Maurepas verabschiedet hatte, blieb in trüber Stimmung zurück. Der Gedanke, wie er und der an­dere alte Mann zusammengesessen waren, umwegig redend über die Verbreiterung des bösen Krieges, die herbeizuführen sie sich beide bemühten, kratzte und quälte ihn. Von ganzem Herzen haßte er den Unsinn des Krieges. Vor kurzem hatte er eine Fabel geschrieben, da wurde ein junger Engel von Distinktion zum erstenmal auf die Erde geschickt mit einem alten, routinierten Kuriergeist als Führer. Sie kamen auf das Schlachtfeld bei Quebec, mitten hinein in das Gemetzel und das Gestöhne und das Blut und das Elend, und der distin­guierte Engel sagte zu seinem Führer: „Was hast du Trottel denn da angestellt? Du hast mich doch auf die Erde führen sollen, zu den Menschen, und jetzt hast du mich in die Hölle geführt.“ – „Aber nein, Monsieur“, erwiderte der Führer. „Das ist schon die Erde, und das sind Menschen. Teufel ge­hen nicht so wüst miteinander um.“ Und dies alles wissend und spürend, war er zusammengehockt mit dem andern, zwei alte Männer kurz vor dem Tode, und sie hatten die Erweite­rung des Krieges vorbereitet. Er, Franklin, tat es nicht so verantwortungslos wie der andere, ihm war die Politik kein Spiel. Aber das Wort des andern: „Wenn wir nichts mehr zu tun haben, verrecken wir“, hatte sich in ihn eingefressen und nagte an ihm.

Es war aber in diesem Jahre der Winter sehr hart. Die ver­eisten Straßen behinderten die Zufuhr; Fleisch, Brot und Milch wurden teuer und spärlich in Paris, auch Holz. Kälte und Hunger war in den Elendsvierteln. Der König und mehrere große Herren gaben Erlaubnis, daß in ihren Wäl­dern Bruchholz aufgelesen werde, man holte sich Holz auch ohne Erlaubnis, und die glitschigen Straßen waren voll von Leuten, die mit Handkarren und Schubkarren und Hucken Holz sammelten.

Dem Hofe und der Gesellschaft bot der Winter Gelegen­heit zu manchen Vergnügungen. Man trieb Eislauf auf den Seen und kleinen Gewässern, man holte die Schlitten aus den Remisen und unternahm fröhliche Fahrten.

Toinette, getrieben von Unrast, genoß diese Schlittenaus­flüge von Herzen. Dahinzurasen durch die strenge, fröhliche Kälte, lautlos gleitend, tat wohl. Der ganze Fliederblaue Klüngel hielt mit. Einer wollte den andern übertreffen durch die Schönheit des Gefährtes und den Schmuck der Pferde. Toinette selber wollte ihre Schlitten immer prunkvoller ha­ben. Goldglitzernd jagte sie dahin, das Innere ihres Schlit­tens war ausgemalt von Boucher, der Sitz war bezogen mit rotem, schwerem Leder, kostbar gestickte Schabracken schau­kelten um die Rücken der Pferde, Straußenfedern nickten von ihren Köpfen.

Die Pariser, die hungernd und frierend, von den Wald­hütern argwöhnisch beobachtet, Reisig suchten, schauten der glitzernden Kavalkade scheu und böse nach. So verpulverte die Österreicherin das Vermögen Frankreichs. Zu Ende war es mit der Popularität, welche ihr die Kundgebungen für Franklin gebracht hatten. Wieder erschienen Pamphlete. Die Schlittenfahrten, hieß es, seien ein Laster der entarteten Habsburgischen Gesellschaft, und um ihres Trianon, um ihres „Klein-Schönbrunn“ willen lasse die Österreicherin das große Amerika vor die Hunde gehen.

Elend und Erbitterung, begründete und unbegründete, stiegen. Hungernde rotteten sich zusammen, schrien nach Brot, plünderten die Bäckerläden. Man bot Polizei auf, Mili­tär, um die Demonstranten mit Gewalt von der Straße zu jagen.

Da war ein Chevalier d’Avelan, ein junger Leutnant, der Order hatte, die demonstrierende Menge zu zerstreuen, ge­gebenenfalls mit der Waffe. Er ließ seine Leute antreten, galoppierte vor die Front, schwenkte in der einen Hand sei­nen Hut, in der andern seine Order. „Messieurs et Mesdames“, rief er, „ich habe Befehl, auf ,die Canaille‘ zu feuern. Ich bitte die anständigen Leute, sich zurückzuziehen.“ Man lachte, die Fischweiber, die Damen der Halle, riefen dem jungen Leut­nant Liebeserklärungen zu, die Menge zog sich zurück.

Toinette riefen die Fischweiber keine Liebeserklärungen zu. Als sie sich ein nächstes Mal in Paris zeigte, hielten sie ihren Wagen auf und machten Gebrauch von ihrem alten Privileg, den Königinnen Frankreichs ihre Meinung zu sagen. In derben Worten mahnten sie Toinette, endlich ihre Pflicht zu tun und ein Junges zu werfen, wie sich das für eine an­ständige Frau und besonders für eine Königin schicke.

Toinette suchte mit guter Miene aus dem bösen Spiel her­auszukommen und erwiderte mit ein paar gezwungenen Scherzworten. Im Innern war sie erfüllt von kaltem Grimm. Daß man von ihr den Dauphin erwartete, verstand sie. Aber den Haß, den diese Weiber offenbar darüber hinaus ge­gen sie trugen, den Haß, der sie aus den bösen Augen der Menge und aus den Pamphleten anfletschte, den begriff sie nicht. Was eigentlich wollte man von ihr? Hatte sie nicht dem Volk zuliebe mit dem Amerikaner gesprochen? War sie nicht dem Volk zuliebe in den Salon gegangen? Hatte sie nicht aus allen Läden in Paris die Puppen zusammengekauft, um sie den Kindern der Armen zu schicken?

Das Volk war ihr fremd; im Grunde, ohne sich’s einzu­gestehen, verachtete sie die fünfundzwanzig Millionen, deren Herrscherin sie war. Aber sie brauchte ihre Huldigung, ihre Liebe. Als sie das erstemal, ein Kind noch, als Dauphine feierlich in Paris eingezogen war, umdonnert vom Salut der Geschütze, zwischen Blumen, Fahnen, Triumphbögen, hatten Hunderttausende die Straßen gesäumt und ihr zugejubelt. Niemals wird sie vergessen, wie sie damals auf dem Balkon der Tuilerien gestanden war, bewegt von der Begeisterung der Menge. „Wie glücklich ist man doch in unserm Stande“, hatte sie damals der Mutter geschrieben, „daß man so leicht Freundschaft und Liebe gewinnen kann. Und dabei ist das etwas so Kostbares. Das habe ich gespürt, begriffen und werde es nie vergessen.“

Jetzt, schien es, hatte sie die Liebe ihrer Untertanen wieder einmal verspielt. Es verlangte sie sehr danach, von neuem jene wunderbare Erhebung zu spüren, die sie emporgetragen, da sie dem gemalten Franklin ins Auge geschaut und in der Oper die Ovationen der Menge empfangen hatte. Sie sind albern, die Damen der Halle, sie sind albern, alle diese Pariser, aber man friert, wenn sie einem nicht zujubeln. Sie wird den Dicken zur Erfüllung seines Versprechens zwingen. Sie wird die Allianz und den Krieg durchsetzen, und dann werden auch diese albernen Pariser wieder umschwenken und begeistert sein.

Immer mußte sie warten. Die Fischweiber hatten ganz recht, es war schon lächerlich. Der Dicke machte sie lächer­lich. Auch vor Vaudreuil. So lange und so oft hatte sie Fran­çois vertröstet; es war begreiflich, wenn er zornig wurde. Sie setzte sich einen Termin. Wenn sie nicht binnen zwei Monaten schwanger war, dann wird François’ Warte- und Schmachte­zeit vorbei sein.

Louis befahl, ihm täglich Bericht zu erstatten über die Le­bensmittel- und die Holznot in Paris. Er brütete. Die Zeit Louis’ des Sechzehnten wird keine gute Zeit genannt werden in den Annalen Frankreichs, die Tacitusse des nächsten Jahr­hunderts werden ihn als einen erfolglosen, der Gnade baren Herrscher bezeichnen. Ein großes Unglück reihte sich an das andere. Es hatte begonnen bei seiner Hochzeitsfeier, da auf der Place Louis Quinze Panik entstanden und so viele Men­schen umgekommen waren, zertreten und erstickt. Und zu Beginn seiner Regierung waren die Brotunruhen gewesen, und jetzt war diese neue Hungersnot in dem fruchtbaren Frankreich, und die Zeiten seines Unbehagens waren Wochen und Monate, und die Zeiten seines Friedens und Behagens nur die wenigen Stunden, da es ihm vergönnt war, über seinen Büchern zu sitzen oder in seinen Wäldern zu jagen oder in seiner Werkstatt zu schmieden.

Er bemühte sich, den Elenden zu helfen. Schickte Geld, schickte Holz. Als er wahrnahm, wie sich die Holzsammler mit ihren ungenügenden Körben und Hucken abmühten, wie sie ausglitten und humpelten und sich abschleppten, stellte er ihnen seine Schlitten zur Verfügung. Es war seltsam an­zuschauen, wenn die Bettler und Zerlumpten mit ihrem Holz in den Schlitten des Königs von seinen livrierten Kutschern zu ihren elenden Unterkünften gefahren wurden. Doch wenn sich die Pariser über ihn lustig machten, taten sie es gutmütig, sie sagten: „Unser guter Dicker“, und Ziel ihres Hasses blieb weiter die Österreicherin.

Louis las die Schmähschriften gegen Toinette, er wußte, wie verhaßt sie war, es bedrückte ihn. Er trug die Schuld; er ließ sie warten auf den Dauphin. Immer, bei allem guten Willen, geriet er in Schuld; er blieb dem Lande den Dauphin schuldig, und er verknüpfte die Sache der Monarchie mit der der Rebellen.

Doch da war inmitten all seiner Sorge und Betrübnis *ein* großes Labsal. Die Porzellan-Ausstellung begann.

Louis’ Mutter, die Kurprinzessin von Sachsen, hatte Er­zeugnisse der Porzellanmanufaktur von Meißen in großer Menge in Versailles eingeführt, Louis hatte schon als Knabe Freude an den zierlichen Dingen gehabt, und er setzte seinen Ehrgeiz darein, daß sein Sèvres jenes Meißen übertreffe. Vom Antritt seiner Regierung an veranstaltete er immer gegen Jahresende in seinen eigenen Räumen eine Ausstellung von Sèvres-Porzellan, das er verkaufte für Zwecke der Wohltä­tigkeit.

Vierzehn Tage lang stand in den Appartements des Königs alles auf dem Kopf. Seine sämtlichen Privaträume wurden für die Ausstellung verwandt. Die Zeremonien, die Kleine Tafel und das große Schauessen, das Coucher und das Lever wur­den in andere Säle verlegt; unberührt von dem großen Wirr­warr blieben nur die Bibliothek und die Schmiede.

Er selber pflegte vieles zu stiften und erwartete, daß alle Mitglieder der königlichen Familie und des Hofes zu der Ausstellung beitrügen.

Beglückt schaute er zu, wie da die sorgsam eingewickelten Zierlichkeiten ausgepackt wurden. Auffallend zart und zärt­lich mit seinen dicken Händen nahm er das Porzellan, be­tastete es, streichelte es. Er hatte innigen Spaß an den Formen des Porzellans, dem Dekor, den schönen Farben, dem tiefen Königsblau, dem leuchtenden Gelb, dem satten Rosa. Jeder Gruppe und jeder Figur suchte er den Platz, auf dem sie sich am besten ausnahm, und bei jedem einzelnen Stück überlegte er, welchen Preis man wohl dafür verlangen könne.

Dann, durch die Vorhänge, spähte er, wie die Käufer kamen, und belauschte, was sie sagten. Er war unglücklich, wenn dieses oder jenes Stück nicht gefiel. Aber manchmal auch freute er sich über das Unverkaufte; denn so hatte er Ware für die große Auktion, welche die Ausstellung beschlie­ßen sollte.

Unter denen, die kamen und kauften, war Monsieur de Beaumarchais. Er war hübsch angezogen, passend zu der Ge­legenheit; Louis konnte nicht umhin, wahrzunehmen, daß dieser freche, aufsässige Monsieur de Beaumarchais, den er nicht leiden konnte, so anmutig unter den Porzellanfiguren herumging, als wäre er selber eine von ihnen.

Er kaufte vieles, der Name Beaumarchais stand weit oben auf der Liste. Louis ärgerte sich ein wenig, andernteils freute er sich der viertausendzweihundertfünfzig Livres.

An einem andern Tag ging Monsieur Lenormant d’Etioles zwischen den Figuren herum, traurig und kennerisch. Er liebte Porzellan. Seine Jeanne, die Pompadour, war vernarrt ge­wesen in Porzellan, sie hatte sich in Bellevue ein Gewächs­haus mit Porzellanblumen einrichten lassen, eine Million hatte sie dafür ausgegeben. Sie hätte ihre Freude gehabt an den Fortschritten, welche die Technik mittlerweile gemacht hatte. Sie ist nicht alt geworden, seine Jeanne. Es war eine Last von ihm gefallen, als sie starb, eine Menge von Konfliktstoffen wurde dadurch aus seinem Leben getilgt, aber leid war es ihm doch gewesen, bestimmt mehr leid als jenem Louis, der sie ihm weggenommen hatte. Nicht einmal an ihrer Beerdigung hatte er teilgenommen, der alte, geile Schuft von einem Kö­nig, nur aus dem Fenster hatte er dem Leichenzug nachgeschaut, wahrscheinlich sehr froh, daß er sie los war; denn so sehr er sie brauchte, ihre starke Persönlichkeit hatte ihn bedrückt.

Und plötzlich nahm Chariot wahr, daß der Raum, in dem

er eben jetzt zwischen dem ausgestellten Porzellan herum­ging, das Schlafzimmer war der hochseligen Majestät, des Schurken Louis des Fünfzehnten. Ja, hier in diesem Raum war er verreckt an den Blattern, die er sich geholt hatte, als er mit einem kleinen Mädchen schlief. Gräßlich aufgeschwol­len, übersät mit Pusteln, Gestank weithin durch das riesige Schloß verbreitend, war er bei lebendigem Leibe verfault, der Lump, der Allerchristlichste König. Seine letzte Ge­liebte, die Dubarry, hatte trotz des Gestankes bei ihm ausge­halten, man hatte sie mit Gewalt wegbringen müssen. Wenn er, Charlot, auf solche Art stürbe, würde vermutlich von den Frauen, mit denen er galante Worte und die Genüsse des Lei­bes austauschte, keine bei ihm aushalten, und bestimmt nicht Désirée. Solche Gedanken gingen ihm durch den Kopf, wäh­rend er die Porzellanfiguren musterte; er suchte, was er Dési­rée schenken könnte. Schließlich wählte er eine Uhr, die getragen wurde von einem chinesischen Gott; es war das aber wohl ein Gott des Glückes und des Reichtums, ein ungeheuer dicker, nackter Mann, satt und traurig, ein weises Sinnbild des Glücks.

Und dann war es soweit, der Tag der Auktion war da.

Geladen waren zu dieser Veranstaltung nur die Mitglieder der königlichen Familie und ihre nächsten Freunde.

Zunächst wurde groß getafelt. Die Küche Versailles’ war die berühmteste der Welt, und für diesen Abend hatten Louis’ Küchenchefs auf sein Verlangen sehr hohe Leistungen vollbracht. Selbst Madame Josephine, Prinz Xaviers Frau, war angeregt von der Köstlichkeit der Speisen. Madame Jo­sephine war häßlich, spießig und zeigte sich selten bei Hofe. Doch da sie ausgezeichnet kochte und es gewisse italienische Gerichte nur in ihrem Hause gab, und da beide Brüder, Louis und Xavier, sehr genäschig waren, speisten sie manchmal bei ihr, um sich diese Gerichte vorsetzen zu lassen. Gut gelaunt heute versicherte Louis der Schwägerin, sein Diner entbehre eines letzten Reizes, da seine Chefs ihre Pasticcie nicht herzu­stellen vermöchten. Madame Josephine lachte plump und geschmeichelt. „Die Rezepte kriegen Sie nicht, Sire“, sagte sie, „nicht für Frankreich.“

Prinz Xavier runzelte die Stirn und schnaufte. Jedermann wußte, daß er sich Hoffnungen auf den Thron machte, den er ganz anders geziert hätte als sein Bruder Louis, und nach­dem dessen Operation offenbar nicht gefruchtet hatte, waren seine Hoffnungen höchst berechtigt. Gerade deshalb war die Äußerung seiner dummen Pute von Frau doppelt ungehörig. Das Geschick hatte ihm Frankreich bestimmt, auch ohne daß sie ihr albernes Rezept hergab. „Man gönnt Ihnen das Ge­heimnis Ihrer Pasticcie, Madame“, sagte er ungnädig. „Louis’ Küche ist untadelig. Hierin ist er uns ebenbürtig, das kann niemand bestreiten“, und er betonte das „hierin“. Doch Louis ließ sich durch seine Stichelei die Laune nicht verderben. „Schweig, iß und freue dich des Lebens“, sagte er gutmütig.

Bald nach der Tafel begann die Auktion. Zuerst machte Monsieur d’Angivillers den Auktionator. Der würdige Hof­mann bestrebte sich, Louis zu gefallen und seine Anpreisun­gen mit allerlei Witzen zu verbrämen. Es gelang ihm nicht recht, aber die Stimmung blieb fröhlich, die andern halfen ihm freundlich nach. Louis selber machte grobe Späße und war dankbar für jede humoristische Anmerkung.

Da ihm ein paar Sätze Vaudreuils besonders gefielen, bat er ihn, die Versteigerung der nächsten Gruppen zu überneh­men.

François Vaudreuil träumte immer ungeduldiger von dem bevorstehenden Kriege. Er träumte sich an der Spitze eines Geschwaders, er träumte sich an der Spitze eines Heeres, das in England einfiel, in Harwich oder in Portsmouth, und er fand es abstrus und erbitternd, daß die Zeit und die Ausfüh­rung seiner Pläne abhingen von den Entscheidungen dieses dicken, plumpen, kindischen, phlegmatischen, vulgären Louis. Aber Vaudreuil war klug und zielbewußt, und da nun ein­mal der Dicke der Monarch war, trachtete er, ihm zu gefal­len. Er war ein begabter Schauspieler, und es glückte ihm, beim Ausbieten des Porzellans ein Jahrmarktschreier zu sein und gleichzeitig der große Herr, der er war. Vor allem die Damen wußten das zu würdigen, Gabriele, Diane, Toinette.

Man amüsierte sich sehr bei dieser Auktion und gab sich so jung und kindisch, wie man war. Louis war vierundzwan­zig Jahre alt, Xavier dreiundzwanzig, Prinz Karl einund­zwanzig, ihre Frauen waren noch jünger. Man ließ sich gehen und überbot einander in mehr oder minder albernen Witzen. Louis hatte humoristische Gruppen herstellen lassen; ihr der­ber, erotischer oder fäkalischer Humor kam zu besonderer Geltung durch den Kontrast des zarten und delikaten Stoffes, in dem sie ausgeführt waren. Diese Gruppen hatte Louis hin­ter einem Vorhang aufgestellt, und immer wieder verschwan­den die Damen hinter diesem Vorhang und kamen kichernd und gekitzelt zurück. Man lachte über alles und über nichts.

Ein einziges Mal entstand ein Mißton. Das war, als eine Gruppe versteigert wurde, mit der Prinz Xavier Louis zu überraschen gedacht hatte. Es war aber eine seltsame Gruppe: auf einem merkwürdigen Tier, einer Art Einhorn, ritt Pantalon. Unbehaglich beschaute Louis die Gruppe; was wollte sein Bruder damit? Pantalon, der betrogene Ehemann, und das Einhorn, war es etwas Anzügliches, Unzüchtiges? „Gibt es eigentlich solch ein Tier, wie Sie es da haben model­lieren lassen, Xavier?“ fragte er. Xavier geriet sogleich in Ärger. Der dumme Louis schien es gar nicht zu merken, daß er selber Pantalon war, der betrogene Ehemann. Und solch ein Mensch hatte die Entscheidungen zu treffen über die An­erkennung der Vereinigten Staaten und den Krieg mit Eng­land. Vorgeschwebt hatte ihm, Xavier, ein Tier, das, wiewohl ein Fabelwesen, dennoch denkbar und glaubhaft sein sollte; allzu pedantisch durfte man es natürlich nicht anschauen. Aber nun Louis die Denkbarkeit und Glaubhaftigkeit seines Ein­horns in Frage stellte, antwortete er hochmütig, er habe mit Buffon, dem großen Naturforscher, über das Tier gesprochen, und dieser sowohl wie andere Autoritäten hätten ihm bestä­tigt, die Existenz solch eines Tieres sei möglich, ja, wahr­scheinlich. Louis grinste breit. „Das ist pure Erfindung von dir“, sagte er, „und zwar hast du es erst gerade jetzt erfunden, in diesem Augenblick.“ Daß das stimmte, brachte den Prin­zen Xavier noch mehr auf, und er widersprach heftig. Streitbar standen sich die Brüder gegenüber, sie schauten aus wie riesige Säuglinge, einander sehr ähnlich mit ihren fetten Gesichtern, die merkwürdig gemischt waren aus Zügen von bourbonischer Kraft und aus kindisch unentwickelten Zügen.

Prinz Karl hatte seine Freude an dem Zank und schürte. Xavier schrie in der Fistel, Louis schrie in der Fistel. Bis Xavier, das dicke Gesicht verzerrt vor Wut, sein Einhorn mit dem Pantalon packte und die Gruppe auf den Boden schmiß, daß sie in Stücke splitterte. „Wenn Ihnen meine Ge­schenke nicht passen, Sire“, sagte er, blaß, höflich und her­ausfordernd, „dann muß ich mich eben damit abfinden.“ Be­tretenes Schweigen war. Aber: „Armer Pantalon“, sagte Vau­dreuil, glitt gewandt über die Peinlichkeit weg und begann, eine Gruppe zu versteigern, welche den Titel führte: „Buen Retiro“ und einen Bauernburschen zeigte, der schlafend lag, den Kopf auf der dicken Hüfte einer Schäferin.

Die Auktion dauerte lang und verlief sehr glücklich. Als man zu Ende war, forderte Louis Monsieur d’Angivillers auf, das Resultat zusammenzurechnen. „Es muß ein großer Erfolg gewesen sein“, sagte er strahlend, und da sich die Errechnung der Endsumme hinzog, suchte er sie aus dem Kopf zu er­rechnen. „Die Auktion muß an die 140 000 Livres gebracht haben“, stellte er fest.

Sie hatte 138 226 Livres gebracht. „Was habe ich gesagt?“ freute er sich. „In Kopfrechnen bist du nicht schlecht“, an­erkannte Prinz Xavier. „Mit der Auktion zusammen“, kon­statierte Louis, „hat die Ausstellung 382 749 Livres abgewor­fen, 121 215 Livres mehr als voriges Jahr.“ – „382 700 Livres“, sagte Prinz Xavier. „Da können wir ja mit Ruhe in den Krieg hineingehen.“

Pierre hatte recht gehabt, der Sieg von Saratoga hatte sein persönliches Ansehen sehr erhöht, doch nicht das Ansehen der Firma Hortalez. Zwar halfen ihm die unmittelbaren Gewinne, die ihm jetzt, nach Saratoga, aus seinen Spekulationen Zu­flossen, über Dringlichstes hinweg, aber offenbar teilten die Geschäftsleute seine Meinung, daß mit dem Eintritt Frankreichs in den Krieg die wichtigste Funktion der Firma Hortalez beendet sein werde; man brauchte dann für die Lie­ferungen nach Amerika keinen geheimen Agenten mehr. Es hatte also der Triumph der Waffen, welche die Firma Hor­talez geliefert hatte, zur Folge, daß die Gläubiger der Firma auf rascheste Befriedigung ihrer Forderungen drängten. Und eines Tages erschien Maigron bei Pierre und erklärte wieder einmal in seiner trockenen Art, er wisse keinen Weg, die in der nächsten Woche fälligen Wechsel zu zahlen.

Pierre lachte, amüsiert und zornig. Vor Désirée – denn nie­mand verstand das besser als sie – erging er sich über das Lustig-Bittere seiner Situation. Er hatte den Amerikanern die Waffen geliefert, die ihnen die Losreißung ihrer Staaten von dem tyrannischen Mutterland ermöglichten. Und wie hatten sie ihm das gelohnt? An diesem 20. Dezember hatte er an den Kongreß Forderungen für mehr als sechs Millionen Livres, und erhalten hatte er während dieser ganzen eineinhalb Jahre Waren im Betrag von knapp hundertfünfzigtausend Livres. Heute, da nicht zuletzt dank seiner Intervention die ameri­kanische Sache siegreich war, drückten ihn seine läppischen Sorgen um flüssiges Geld empfindlicher als je.

„Das alte Lied“, sagte Désirée. Sie tätschelte freundlich seine Hand, verständnisvoll, doch schien sie nicht weiter be­wegt. Aber sie war bewegt. War empört. Empört vor allem über *einen* Mann, über Pierres Freund, über Chariot.

Auf dem Sofa ihres Boudoirs lag sie, die Beine angezo­gen, auf dem Rücken schaukelnd, eine senkrechte Falte zwi­schen den Brauen, ihre Augen schielten nachdenklich nach ihrer Nase, ihr krauses, spitzbübisches Gesicht war unge­wohnt ernsthaft. Ihr gegenüber auf der Konsole tickte die Uhr, welche ihr Lenormant geschickt hatte, und der dicke, nackte Gott, der sie trug, schaute auf sie satt und traurig und, wie ihr schien, höhnisch.

Mademoiselle Désirée Mesnard war eine der großen Schau­spielerinnen des Théâtre Français, das wurde man nicht, ohne durch viele Erlebnisse weltklug geworden zu sein. Désirée war realistisch, lustig und gescheit. Es wunderte sie nicht weiter, daß Amerika Pierres Verdienste mit Undank lohnte; verwunderlich wäre es gewesen, wenn er dafür bedankt würde. Aber maßlos zornig war sie über diesen Gott des Reichtums, diesen chinesischen Mammon, ihren Freund Chariot.

Sie fuhr nach Etioles. Auf der Fahrt überlegte sie. Für einen Mann wie Chariot, der auf lange Sicht rechnen konnte, bedeutete es kein Risiko, Pierre einen Kredit auf Jahre hin­aus zu geben. Wenn er das nicht tat, so war es einfach eine Gemeinheit, verursacht wahrscheinlich durch Eifersucht. Sie hatte die querköpfigen, menschenfeindlichen Launen Char­iots satt. Sie wird ihm andeuten, daß sie von ihm Hilfe für Pierre erwarte. Wenn er dann Pierre weiter hängenließ, so wird sie ihm den Abschied geben.

Beiläufig warf sie Lenormant hin, Pierre sei in Verlegen­heit und bedürfe freundschaftlicher Hilfe. „Wann täte er das nicht?“ meinte Lenormant. Désirée schilderte mit ein paar Sätzen, wie Pierre, ein zweiter Tantalus, mitten in der Fülle verdurste. „Verdurstet er?“ fragte Charlot. „Ja“, antwortete Désirée, „und inmitten der Fülle“, und da sie eine geübte Schauspielerin war, betonte sie diese letzten Worte kaum merklich und doch so, daß sich Lenormant darüber klarwer­den mußte: ihr Hinweis war ein Ultimatum.

Der scharfsichtige Geschäftsmann Lenormant hatte erwar­tet, daß die Firma Hortalez gerade durch den amerika­nischen Sieg in Verlegenheit geraten war. Er hatte das Seine dazu getan, diese Verlegenheit noch enger zu machen, und wenn man Pierre überall Kredit verweigerte, so war das nicht zuletzt auf Monsieur Lenormant zurückzuführen.

Als ihm jetzt Désirée eröffnete, es sei soweit, Pierrot stehe wieder einmal vor dem Bankrott, reifte in ihm ein Projekt, wie er den Wunsch Désirées erfüllen, sich großmütig zeigen, ein riesiges Geschäft machen und Pierrot für immer an die Wand drücken könnte.

Er ging zu Pierre und legte ihm dar, wie er über die Situation der Firma Hortalez dachte. Die Firma hatte hohe, kurzfristige Verpflichtungen. Die amerikanischen Guthaben konnten, wenn überhaupt, keinesfalls vor Ende des zu er­wartenden Krieges eingetrieben werden. Kredite waren jetzt, da man sich von Investierungen hohe und schnelle Gewinne versprach, für die Firma Hortalez nicht zu haben. Der Bank­rott war somit nur eine Frage der Zeit.

Was er, Charlot, an seiner Stelle täte, fragte Pierre.

Er habe sich, antwortete langsam und leise Lenormant, einen Ausweg ausgedacht, bei dem Pierre bestimmt auf seine Rechnung kommen und er, Lenormant, bei einigem Glück nicht einmal allzuviel verlieren werde. Wert hätten die Gut­haben der Firma nur für Leute, die lange warten könnten, Einfluß hätten und bereit seien, ein Risiko einzugehen. Sol­cher Männer gebe es wahrscheinlich im ganzen Königreich Frankreich kein halbes Dutzend, und bei den verlockenden Gewinnmöglichkeiten des bevorstehenden Krieges werde sich schwerlich einer dieser Männer für seine Investierungen ge­rade die Firma Hortalez aussuchen. „Und da sitze ich nun“, fuhr Chariot mit seiner fettigen Stimme fort und wurde noch leiser, „und fühle in mir die Verpflichtung vor der Begabung und den Idealen meines Freundes Pierrot und mache ihm folgenden Vorschlag: ich übernehme die Firma Hortalez, wie sie steht und liegt, mit Guthaben und mit Schulden, und ich zahle Monsieur Pierre Caron de Beaumarchais eine Million Livres in bar."

Pierre schwieg, beinahe betäubt von diesem Angebot.

Lenormant, nach einer kleinen Weile, fuhr fort: „Ich brau­che einem Manne von Ihrem Witz nicht zu sagen, welche Ge­schäfte man angesichts des bevorstehenden Krieges mit einer Million bar machen kann. Eine Million Livres in diesem De­zember 77 ist soviel wert wie drei Millionen im April 78. Aber Ihre Freundschaft ist mir mehr wert als diese Million beziehungsweise diese Millionen. Ein paar Dinge aus Ihrem Privatbesitz möchte ich auch gern als Dreingabe haben, als Beweis Ihrer Freundschaft, zum Beispiel den Gladiator auf Ihrem Hof und den Kaminmantel hier, und wenn Sie groß­zügig sein wollen, dann überlassen Sie mir dazu das Porträt unserer Freundin Désirée.“

Pierre war blaß geworden vor soviel Frechheit und soviel Generosität. Was Chariot über die geschäftliche Lage der Firma geäußert hatte, war hart ausgedrückt, aber es stimmte. Und ohne Schulden zu sein und eine runde, bare Million Livres zur Verfügung zu haben in dieser Zeit, da sich ein Livre, wenn man ihn nur hatte, im Handumdrehen in fünfe verwandelte, das war eine große Verlockung.

Lenormant war aufgestanden, mit jäher Bewegung, und die Hündin Caprice richtete sich hoch und knurrte; das geschah kaum je sonst. „Couche, Caprice", sagte Pierre.

„Überlegen Sie meinen Vorschlag, Pierrot“, sagte freund­lich Lenormant und schaute ihn ruhig aus seinen schleieri- gen Augen an. „Meinen Preis bietet Ihnen kein anderer, das wissen Sie. Und auf *eines* muß ich Sie aufmerksam machen. Wenn Sie jetzt nicht zugreifen und wenn Sie dann in zwei oder in vier Wochen zu mir kommen und mir die Firma Hortalez für hunderttausend Livres anbieten oder für fünf­zigtausend oder auch nur für eine Olive, dann verdenken Sie mir’s, bitte, nicht, wenn ich Ihnen die Olive nicht gebe. Freundschaftliche Impulse von solcher Tragweite hat man nicht alle Tage.“ Pierre dachte: Den Gladiator will er haben und das Porträt Désirées, und er sah im Geiste seinen Kamin, nackt, ohne den karrarischen Mantel, und es stand in ihm eine ungeheure Wut auf, und es lüstete ihn, Chariot mit einem un­flätigen und schmissigen Satze hinauszuwerfen. Aber gleich­zeitig dachte es in ihm: Alle Schulden los sein, es ist weit mehr als eine Million, und dazu eine Million in bar. Nein, wenn so viel auf dem Spiele stand, konnte sich auch ein Beau­marchais keinen Wutausbruch und keine noch so glänzende Antwort leisten.

Mit heiterer Miene, doch etwas farblos, erwiderte er: „Ihr Vorschlag kommt überraschend, Chariot, und Sie müssen mir erlauben, etwas zu tun, was ich von Ihnen gelernt habe: ihn eine Nacht zu überschlafen.“ – „Tun Sie das, mein Alter“, sagte Lenormant und ging.

Pierre, allein, saß und dachte. „Ein Problem“, erzählte er der Hündin Caprice, „ein Dilemma.“ Wenn er annahm, wird es ein Sieg für Chariot sein. Sogar sichtbare Trophäen hatte sich Chariot ausbedungen, den Gladiator, Désirées Porträt. Andernteils hatte er, Pierre, sein ideelles Ziel erreicht, die Anerkennung der Vereinigten Staaten, die Sicherung ihrer Unabhängigkeit. Er hatte seine Sendung erfüllt, sein histori­sches Verdienst stand fest, er hatte das Recht, die Firma Hor­talez aufzugeben. Die Mitwelt hatte doch nur Undank für ihn, und aus einer Million Livres bar konnte man in dieser Zeit schnell fünf Millionen machen. „Ein Problem, Caprice“, sagte er, „eine große Verlockung“, und war auf einmal furchtbar müde. Wie schön wäre es, sich auf seinen soliden Holzhandel zu beschränken, auf die Politik, auf ein paar sichere Geschäfte mit Kriegslieferungen und auf die Literatur. Auch ein biß­chen reisen könnte er, mit seinem guten Philippe. Wie war ihm wohl gewesen, als er noch Muße hatte, sich mit der Natur zu befassen, bei seinen Geschäftsreisen in der Touraine zum Beispiel. Wie froh und erhoben hatte er sich in Forst und Wald gefühlt, wenn er hingefahren war nach Chinon, um den Holzschlag in seinen Wäldern zu beaufsichtigen. Wahrhaftig, er hatte das Recht, Amerika sich selber zu überlassen und der eigenen Seele zu leben.

Désirée indes, als er ihr Lenormants Angebot mitteilte, sah dahinter nichts als bösen, menschenfeindlichen Spott. So hatte sie sich Charlots Hilfe nicht gedacht. Pierre, vor ihrem entschiedenen Zorne, vergaß, daß er den Vorschlag ernstlich erwogen hatte, und spürte nur mehr Wut.

Désirée fuhr hinaus nach Etioles, im Schlitten. Sie war eine große Schauspielerin, sie war Verschwendung ihrem Rufe schul­dig, ihr Schlitten konnte es mit dem Toinettes aufnehmen. So, golden klingelnd und voll Empörung, fuhr sie nach Etioles.

Alle waren wir zynisch, das war selbstverständlich. Aber Lenormants Menschenhaß und Hohn war mehr, als sie zu ertragen willens war. Das Allerniederträchtigste war, daß er seine Rache und Eifersucht auch noch mit Rechenhaftem mischte und daraus Profit zu brauen suchte. Nein, lieber sollte Pierre großartig zugrunde gehen, als seine Leistung so schmählich an Chariot verkaufen. Pierrot hatte auf diesem Kontinent mehr getan als irgendwer sonst, der Sache der Ver­einigten Staaten zum Sieg zu verhelfen; Saratoga war undenk­bar ohne Pierre. Und daß nun Charlot ihn nicht nur um den materiellen, sondern auch um den ideellen Ertrag seines Mu­tes und seiner Mühe prellen wollte, das war zuviel. Denn wenn die Firma Hortalez Chariot anheimgefallen wäre, dann hätte es dieser fertiggebracht, so eins mit der Firma zu werden, daß schließlich die Waffensendungen und Saratoga und das ganze geschichtliche Verdienst ihm zugeschrieben worden wären.

Der Schlitten glitt dahin, die Schellen klingelten, der Kopf­putz der Pferde nickte, Désirée saß in Pelze gehüllt, klein, zierlich, entschlossen und böse. Sie hatte mit Chariot ge­schlafen, sie hatte seine sonderbaren, zerklüfteten, bösartigen Launen hingenommen. Er war fähig, gefährlich, interessant, er hatte ihr oft gefallen. Es war töricht, mit ihm zu brechen. Trotzdem wird sie es tun. Daß er Pierre aus purem, launi­schem Haß, weil er auf ihn eifersüchtig war, bestehlen und verderben wollte, das ließ sie ihm nicht durchgehen.

Sie fuhr durch das Portal mit der Aufschrift: „Vanitas, vanitatum vanitas.“ Stand vor Charlot. Er schälte sie aus ihren Pelzen. „Sie haben sich Ihrem Freunde Pierre gegen­über benommen wie ein Schuft, Monsieur“, sagte sie. Lenor­mant war erblaßt, aber er lächelte. „Ich weiß durchaus nicht, was Sie wollen, meine Freundin“, sagte er. „Ich habe unserm Pierre angeboten, ihn vor dem Bankrott zu retten und ihm eine Million zu schenken.“ – „Sie wissen auf den I-Punkt genau, was ich meine“, sagte mit ihrer geübten, entschiede­nen Stimme Désirée. Lenormants runde, traurige, tiefliegende Augen schleierten sich noch mehr. „Ich weiß, daß ich miß­verstanden werde“, sagte er, und sehr leise setzte er hinzu: „Das wurde ich mehrmals in entscheidenden Situationen.“

Diese Worte und wie Chariot sie sagte, rührten Désirée an. Aber gerade weil sie spürte, daß er ehrlich war und daß die Erinnerung an Jeanne ihn nicht losließ und schuld war an seinem zerspaltenen Wesen, sagte sie: „Wenn Ihnen an mir liegt – und ich glaube in der Tat, daß Sie mich mögen –, dann haben Sie allerdings Ursache, diese Situation mit einer gewissen andern zu vergleichen. Es ist nämlich das letztemal, daß Sie mich hier sehen.“

Monsieur Lenormant zweifelte nicht, daß es Désirée ernst meinte. Da stand sie, frech, jung und überlegen, hatte ihn in der Hand und wußte es. Zorn und Rachsucht waren in ihm, und es verlangte ihn, dieses kleine, hübsche, unverschämte Reptil zu zertreten. Gleichzeitig aber wurmte in ihm der alte Schmerz, die Erinnerung jener bittern, zermalmenden Minute, da er erfuhr, daß Jeanne ihn verlassen hatte und nach Ver­sailles übergesiedelt war. Diese Désirée hatte ihn noch nicht verlassen, da stand sie noch in seiner Atemnähe, aber sie hatte ihm gedroht, daß sie ihn verlassen werde, und sie wird es tun. Jeanne war wenigstens nach Versailles gegangen, zum König, zu einem Lumpen von König, der aber großartig aussah und bereit war, ihr zu geben, was ihr Herz begehrte, Macht, Glanz, Reichtum. Diese Désirée ging zu Pierrot, dem eiteln, lächer­lichen Pierrot, der sich vermaß, Dinge anzufangen, die seine Kraft berghoch überstiegen, zu dem Schlucker und Groß­sprecher. Er hatte sich überwunden und sie geteilt mit dem Schlucker, jetzt wollte sie ihm nicht einmal mehr diesen Teil lassen, jetzt ging sie zu dem Schlucker ganz und für im­mer. Aber das sollte sie nicht. Er hatte, als Jeanne zu ihm zu­rück wollte, sie abgewiesen aus Würde. Er wollte kein zweites Mal den großen, ungeheuern Fehler machen, das, woran sein Leben hing, zu opfern für Würde. Was war Würde? Ein Schatten, ein Dreck. Diese Désirée war keine Jeanne, aber auch sie war etwas großartig Lebendiges, Strahlendes. Ein Vers klang in ihm hoch, ein lateinischer Vers: „Ver vide. Ut tota floret, ut olet, ut nitida nitet. – Der Frühling ist sie. Wie sie blüht über und über, wie sie duftet, wie sie glänzend glänzt.“

„Bleiben Sie bei mir, Désirée“, bat er, heiser. Désirée, sachlich, fragte: „Wollen Sie ihm helfen?“ Keinen Augenblick überlegte er. „Nein“, schoß es aus ihm heraus, „niemals.“ Und dann, nach noch nicht zwei Sekunden, sagte er: „Aber ich will Sie heiraten.“

Eher hätte sie erwartet, daß er sich auf sie stürzen, auf sie einschlagen werde mit dem nächsten harten Gegenstand. „Ich will Sie heiraten“, er bot es ihr an mit den kürzesten Worten. Es wäre Triumph, auf Schloß Etioles einzuziehen als Ma­dame Lenormant d’Etioles, hofzuhalten, die Kollegen auf ihrer Bühne spielen zu lassen zu ihrer und ihrer Gäste Unter­haltung, gleichberechtigt zu sein mit François Vaudreuil. Und Charlot war kein junger Mann, sie würde nicht lange mit ihm zusammen leben müssen, und wenn er sie erst geheiratet hat, dann wird er sich aufzehren in Genuß, Wut und Trauer. Es war ein blauer Gipfel, der da vor ihr aufragte.

Ich will es mir überlegen, wollte sie sagen. Da sah sie sich selber, wie sie, noch kaum drei Stunden war es her, es für selbstverständlich gehalten hatte, daß ihr Freund Pierre auf Reichtum und Sorglosigkeit verzichte, weil Reichtum und Sorglosigkeit zu bezahlen gewesen wären mit einer großen Demütigung. Sie hätte ihre Herrschaft auf Schloß Etioles bezahlen müssen mit einem kleinen Verrat an Pierre.

Aber Etioles war ein großer Glanz, und was ist schon ein kleiner Verrat? Ich will es mir überlegen, setzte sie an zu sagen. Da war vor ihr das frische, schlaue, naive, gescheite Gesicht ihres Freundes Pierre, und: „Nein, Chariot“, sagte sie, „danke, Chariot“, sagte sie und ging.

Als Pierre vor Silas Deane über seine Enttäuschung klagte und über die schweren Nöte, in welche das bösartige Phlegma des Kongresses ihn versetze, gestand Silas Deane zum ersten­mal offen und kummervoll ein, er könne ihm nicht helfen, er sei machtlos vor den Intrigen Arthur Lees. Er ereiferte sich über die Undankbarkeit, die auch er vom Kongreß zu erfahren habe. Er schüttete Pierre sein Herz aus. Heiß wünsche er, seinen Namen unter den Vertrag zu setzen, an dessen Zustandekommen er soviel Mühe und Herzensnot ge­wandt habe. Nun aber müsse er von einem Tag zum andern fürchten, es werde ein neuer Kommissar des Kongresses ein­treffen, um ihn abzulösen, und dann sei ihm auch diese Ehre verloren.

So bitter klagte der enttäuschte Mann, daß schließlich Pierre ihn trösten mußte. Der tiefste Punkt sei für sie beide erreicht, erklärte er, dafür habe er ein sicheres Gefühl. Der große Tag des Vertragsabschlusses stehe unmittelbar bevor. Bestimmt werde Silas Deane es sein, dessen Unterschrift das welthistorische Dokument tragen werde. Und dann werde es ihm leichtfallen, vor dem Kongreß die Anklagen seines er­bärmlichen Gegners als das zu enthüllen, was sie seien, als giftige Verleumdungen. Schade nur, daß vermutlich auch Arthur Lee den Allianzvertrag unterzeichnen und so die edle Urkunde entstellen werde.

Mitten in seinen beredten Erörterungen unterbrach sich Pierre. Eine Idee war ihm gekommen. Wenn er schon, meinte er, vom Kongreß kein Geld erhalten könne, so habe er doch zumindest Anspruch darauf, dem feierlichen Akt der Unter­zeichnung beizuwohnen, zu dessen Gelingen ja auch er eini­ges beigetragen habe. „Der Bürger Beaumarchais“, schloß er mit Schwung, „wünscht Zeuge zu sein, wenn der Bürger Franklin den Vertrag zwischen Frankreich und Amerika un­terzeichnet.“

Silas Deane, durch Pierres Zuspruch erleichtert, erwiderte, was da Pierre wünsche, sei nicht mehr als recht und billig, und er versprach, bei Franklin zur gegebenen Zeit Beaumar­chais’ Anregung zur Sprache zu bringen.

Übrigens schienen sich Pierres Dinge in der Tat zum Bes­sern wenden zu wollen. Schon am Tag nach seiner Unter­redung mit Deane erhielt er aus Amerika Nachricht, die über Erwarten günstig war. Es habe sich, schrieb Paul, die Aus­sicht der Firma, Zahlung zu erhalten, durch den Sieg von Sa­ratoga sehr verbessert. Schon mit dem nächsten Schiff werde er imstande sein, Waren im Werte von 180 000 bis 200 000 Li­vres zu schicken. Vor allem aber habe er erwirkt, daß der Kon­greß die Verdienste Monsieur de Beaumarchais’ voll aner­kenne und damit im Prinzip wohl auch seine Rechnungen; Pierre werde das ersehen aus einem amtlichen Schreiben, das vermutlich schon mit dem gleichen Schiff an ihn abgehe.

Es traf denn auch am nächsten Tag ein Brief ein, der ge­zeichnet war von John Jay, dem Präsidenten des Kongresses. Er lautete: „Sehr verehrter Herr, der Kongreß der Vereinig­ten Staaten von Amerika anerkennt die außerordentlichen Leistungen, die Sie für ihn vollbracht haben, spricht Ihnen Dank aus und versichert Sie seiner höchsten Achtung. Der Kongreß bedauert das Mißgeschick und die Ungelegenheiten, die Ihnen widerfuhren dadurch, daß Sie die Vereinigten Staa­ten unterstützten. Unglückliche Umstände haben den Kon­greß bis jetzt verhindert, seine Verpflichtungen zu erfüllen, doch wird er rascheste Maßnahmen treffen, um die Schulden zu bereinigen, die er bei Ihnen hat auflaufen lassen. Die edeln Gefühle und die großherzigen Anschauungen, die allein einer Haltung wie der Ihrigen zugrunde liegen können, gereichen Ihnen zur höchsten Zierde. Sie haben sich durch Ihre seltenen Talente die Wertschätzung dieser aufsteigenden Republik er­worben und die ungeteilte Anerkennung der Neuen Welt.“

Hoch schlug Pierres Herz. Er strahlte Triumph, daß er sich nicht von Chariot hatte breitschlagen lassen.

Dann, da kein Sou in seinen Kassen war, machte er sich daran, den Brief des Präsidenten John Jay für seine Finan­zen auszuwerten.

Ging zu Vergennes, um ihn mit Hinweis auf den Brief um eine letzte kleine Million zu ersuchen.

Vergennes empfing ihn liebenswürdig. Er hatte in den Un­terredungen, in denen er Louis zur Allianz zu bewegen suchte, Argumente verwandt, die aus Pierres Denkschriften zur ame­rikanischen Frage stammten, und er war dem findigen, schreibgewandten Manne dankbar. Wie also Pierre um ein neues Darlehn bat, antwortete der Minister, nun ja, man werde einen alten Freund nicht sitzenlassen. Pierre über­reichte Vergennes das Schreiben John Jays, um zu beweisen, daß er sehr bald nicht mehr genötigt sein werde, Geld aus den Kassen des Königs zu verlangen. Vergennes las, und Pierre betrachtete stolz und gespannt sein liebenswürdiges, leicht ironisches Gesicht.

Aber mit Überraschung und mit Schreck sah er, wie sich dieses Gesicht verwandelte, je länger Vergennes las. Da war nichts mehr von Liebenswürdigkeit und Ironie, da war nur eisig befremdende Ablehnung.

Bestürzt erkannte Pierre, welch unverzeihlichen Fehler er gemacht hatte. Natürlich hatte Vergennes erwartet, er, der verantwortliche Minister, werde vom Kongreß einen solchen Brief erhalten und nicht sein Agent, sein Handlanger, sein Werkzeug. Wie konnte er, Pierre, der Menschenkenner, die ungeheure Eselei begehen, dem Mann, von dem er abhängig wat, zu zeigen, daß die Neue Welt als ihren verdienstvollsten Helfer in Europa ihn ansah, Pierre, und nicht den Außen­minister des Allerchristlichsten Königs.

Vergennes gab ihm den Brief zurück. „Nun ja“, sagte er, „da gratulier ich Ihnen, Monsieur. Da brauchen wir uns ja nicht anzustrengen, Ihnen zu helfen“, und seine Worte und sein Wesen zeigten jene hochmütige Höflichkeit, welche Pierre an den Aristokraten so heiß haßte und bewunderte.

Er suchte in allen Winkeln seines Hirns, wie er den Miß­griff gutmachen könnte. Er habe eine große Bitte, sagte er schließlich, die er dem Minister schon lange habe vortragen wollen ; ob er von seinen Schiffen das nächste, das von Stapel laufe, „Graf Vergennes“ nennen dürfe. „Ich glaube“, antwor­tete der Minister, „die Leute, mit denen Sie zu tun haben, wer­den es besser zu würdigen wissen, wenn Sie dieses Schiff nach sich selber oder nach einem Ihrer Geschäftsfreunde heißen.“

Es blieb Pierre nichts übrig, als zu gehen. Schon stehend, kam er auf den Zweck seines Besuches zurück. Wenn er den Grafen recht verstanden habe, sagte er, dann dürfe er für die Übergangszeit, bis die vom Kongreß versprochenen Zahlun­gen einträfen, auf eine weitere Unterstützung von seiten der Regierung Seiner Majestät rechnen. „Wie hoch haben Sie sich denn die Summe gedacht?“ fragte kühl Vergennes. Pierre hatte beabsichtigt, ein oder zwei Millionen zu verlangen. „Vierhunderttausend Livres“, sagte er. „Sie scherzen, Mon­sieur“, antwortete Vergennes. „Ich werde Ihnen hundert­tausend Livres anweisen lassen. Aber ich rechne allen Ernstes damit, daß Sie in Zukunft die geheimen Fonds Seiner Maje­stät nicht mehr in Anspruch nehmen werden.“

Den schönen, ehrenvollen Brief John Jays in der Tasche, rotglühenden Ärger gegen die großen Herren im Herzen, fuhr Pierre zurück.

Halben Weges ließ er umdrehen und fuhr nach Passy.

Franklin, als er den Brief las, nickte anerkennend mit dem großen Kopf. „Sieh mal an“, sagte er, „das muß Ihnen aber eine Freude gewesen sein.“ Im stillen dachte er, wenn der Kongreß dem Manne so schöne Worte gab, dann werde er das als eine Art Abschlagszahlung betrachten, und die Aus­sichten, daß Monsieur Caron in den nächsten Monaten Bar­geld werde zu sehen bekommen, schienen ihm trüb.

Pierre kam auf seine Sorgen zu sprechen. Er habe sich, um die Waffen für Saratoga zu liefern, so gut wie ruiniert und brauche Kredit, bis die in dem Briefe des Kongresses an­gekündigten Gelder einträfen. Ob ihm nicht Franklin auf die vom Kongreß versprochenen Waren und Wechsel eine An­zahlung leisten könne, fragte er. Er trug seine Nöte halb humoristisch vor. Er nahm an, das werde auf den alten Anek­dotenerzähler und Spaßmacher am ehesten wirken, und mit gutgespielter Bettlergeste schloß er: „Date obolum Belisario.“

Nun sagte sich Franklin, daß Monsieur Caron nicht ganz zu Unrecht den Aufruf: „Gebt dem Belisar ein Almosen“, zitierte, daß sich der Mann wie der große Belisar gewisser­maßen durch seine Verdienste um den Staat zum Bettler ge­macht hatte. Aber das Schauspiel des gut, beinahe stutzerhaft gekleideten Mannes, der auf so würdelose Art um sein Geld bettelte, war dem Doktor widerwärtig. Er hätte es vor dem Kongreß verantworten können, wenn er Pierre eine nicht allzu hohe Anzahlung für den Kongreß geleistet hätte, aber war man nicht selber ständig in Schwierigkeiten? Und es war schließlich nicht seines Amtes, dem Manne zu seinem Geld zu verhelfen.

„Ich habe Verständnis für Ihre Lage, mein verehrter Freund“, sagte er. „Aber sehen Sie, wir Kommissare der Ver­einigten Staaten sind nun einmal keine Bankiers. Wir verstie­ßen gegen unsere Instruktionen, wenn wir uns auf solche Funktionen einließen. Und nach dem erfreulichen Briefe des Kongresses haben Sie ja ohnedies begründete Hoffnung, daß Sie in Bälde für alle Ihre Mühen entlohnt werden.“ Franklin sprach verbindlich, mitfühlend, doch seine Sätze klangen ab­schließend. Pierre verabschiedete sich.

In seinem riesigen Hause saß er, in seinem wunderbaren Arbeitszimmer, vor sich den ehrenvollen Brief. „Worte, Worte, Caprice“, sagte er zu der Hündin und sperrte den Brief fort in seine Truhe, zu den Manuskripten, den Quit­tungen, den Dokumenten, den Liebesbriefen.

Der Bescheid des Hofes von Madrid traf schneller und bündiger ein, als es Louis lieb war. Zwar werde sich Spanien, ließ Karl erklären, vorläufig nicht an einer Allianz mit den englischen Kolonien Amerikas beteiligen; doch sei ihm ein Pakt Frankreichs mit den Amerikanern nicht nur nicht un­willkommen, sondern erwünscht.

Nun war Louis’ wichtigster Einwand hinfällig geworden, und Toinette bestürmte ihn, endlich sein Versprechen zu er­füllen. Wiederum mußte er eine Konferenz einberufen und sie teilnehmen lassen.

Es bestehe hohe Gefahr, setzte Maurepas auseinander, daß die Amerikaner, wenn man sie zu lange hinhalte, die eng­lischen Vorschläge schließlich doch annähmen. „Wir sollten“, meinte Vergennes, „von Doktor Franklin sogleich ein binden­des Versprechen verlangen, daß er alle Angebote Englands ablehnen werde, die eine Wiedervereinigung der Kolonien mit dem Mutterlande vorsehen.“ – „Warum sollte Monsieur Franquelin uns ein solches Versprechen geben?“ fragte mit überlegenem Achselzucken Toinette. „Es wäre da wohl ein Weg“, meinte Maurepas. Und Vergennes erläuterte: „Wenn wir den Amerikanern mitteilen dürften, der König verpflich­tete sich, die Allianz abzuschließen, dann wird Doktor Franklin sicherlich bereit sein, sich auch seinesteils zu binden.“

Er hatte zu Toinette hinübergesprochen. Die schaute jetzt auf Louis. Alle schwiegen. „Kann man dem Wort eines Re­bellen trauen?“ fragte schließlich Louis, unbehaglich. „Es ist kein Königswort“, meinte Maurepas, „aber Doktor Franklin gilt der ganzen Welt als zuverlässig.“ – „Es gibt in der Tat keinen andern Weg“, wiederholte Vergennes. „Sic hören, Sire“, sagte Toinette, und: „Bitte, äußern Sie sich“, drängte sie.

Louis rückte auf seinem Stuhl herum, schnaufte. Mum­melte: „Nun schön, nun ja.“ Die andern atmeten groß auf.

Er, dies wahrnehmend, setzte eilig hinzu: „Aber ich binde mich an keine Zeit, hören Sie, Messieurs. Es ist ein allge­meines, unbefristetes Versprechen. Und daß Sie mir vorsichtig sind in den Verhandlungen mit den Rebellen. Es darf nichts überstürzt werden. Behalten Sie das immer im Sinn, Mes­sieurs. Es muß Klausel für Klausel reiflich erwogen wer­den.“ – „Verlassen Sie sich auf uns, Sire“, besänftigte ihn Maurepas. „Ihre Minister sind nicht die Männer, etwas zu überstürzen.“

Sie machten sich aber, Maurepas und Vergennes, noch am gleichen Tag ans Werk.

Wiederum traf Monsieur Gérard die drei Kommissare ver­schwörerisch hinter verschlossener Tür. Denn, sich der bös­artigen Dringlichkeit erinnernd, mit der Louis ihnen Geheim­haltung der Verhandlungen eingeschärft hatte, befleißigten sich die Minister auch diesmal größter Heimlichkeit. Ja, be­vor er die Verhandlungen begann, verlangte Gerard das Ehrenwort der Herren, daß sie tiefste Verschwiegenheit wah­ren würden über das, was er ihnen zu eröffnen habe. Arthur Lee erwiderte, es sei in Amerika nicht üblich, ein Ehrenwort zu geben, ein Wort genüge. Doktor Franklin aber meinte: „Wenn Ihnen daran liegt, mein Ehrenwort haben Sie.“

Dann erklärte Monsieur Gérard, er habe den Herren drei Fragen zu stellen. Die erste: Was müsse der Hof von Ver­sailles tun, um den Kommissaren seine aufrichtige Ergeben­heit für die amerikanische Sache zu beweisen und sie abzu­halten, den Vorschlägen Großbritanniens Gehör zu geben? Die zweite: Was müsse geschehen, um Kongreß und Volk der Vereinigten Staaten von dieser Ergebenheit zu überzeugen und Kongreß und Volk abzuhalten, Vorschläge Großbritan­niens anzunehmen? Die dritte: Welche praktische Hilfe er­warteten sich die Vereinigten Staaten von der französischen Regierung?

Franklin lächelte freundlich und schickte sich an, zu er­widern. Doch Arthur Lee erklärte hastig und streng, die Be­antwortung so gewichtiger Fragen erfordere reifliche Über­legung. Monsieur de Gérard meinte, eigentlich hätten die Herren ja nun ein volles Jahr Zeit gehabt, die Fragen zu über­denken. „Eine Stunde mehr“, erklärte unerbittlich Arthur Lee, „müssen wir unter allen Umständen verlangen.“ Mon­sieur Gérard erklärte, er werde sich erlauben, sich in einer Stunde Antwort zu holen, und entfernte sich.

Doktor Franklin setzte sich hin und begann, die Ant­wort auf die drei Fragen niederzuschreiben, während Silas Deane und Arthur Lee in einen heftigen Wortwechsel ge­rieten. Franklin bat: „Ein wenig leiser, meine Herren“, und schrieb.

Monsieur Gérard kam zurück, und Franklin las ihm die Antworten vor: Zu eins: Die Delegierten hätten seit lan­gem einen Freundschafts- und Handelsvertrag vorgeschlagen. Schnellster Abschluß eines solchen Vertrages würde ihre Un­gewißheit beseitigen, ihnen genügendes Vertrauen in die Freundschaft Frankreichs geben und es ihnen ermöglichen, alle Friedensvorschläge Englands abzuweisen, die nicht die vollkommene Freiheit und Unabhängigkeit Amerikas zur Grundlage hätten. Zu zwei: Ein ansehnliches Darlehn würde dem Kongreß und dem Volk der Vereinigten Staaten ein hin­reichend kräftiger Beweis sein für die Freundschaft des Hofes von Versailles. Zu drei: Die sofortige Entsendung von acht Kriegsschiffen würde die Vereinigten Staaten instand setzen, ihre Küsten und ihren Handel zu schützen, und die Neigung beseitigen, auf Friedensvorschläge von Seiten Englands zu hören.

Mr. Lee wollte einiges beifügen. Aber Franklin wandte ihm das Gesicht zu und winkte ihm mit der Hand ab, höflich, doch so, daß Lee verstummte.

Monsieur Gérard sagte, er sei von diesen Antworten be­friedigt. Dann, ohne Pause, fuhr er fort: „Ich habe die Ehre, meine Herren, Ihnen mitzuteilen, daß meine Regierung wil­lens ist, die gewünschten Verträge mit Ihnen zu schließen.“ Er erhob sich, aber er sprach auch das Folgende leichthin, als spräche er vom Wetter. „Ich bin bevollmächtigt, Messieurs“, sagte er, „Ihnen das Wort Seiner Majestät zu geben, daß wir diese Verträge abschließen werden, den Freundschafts- und Handelsvertrag sowohl wie den Angriffs- und Verteidigungs­pakt, der Ihre Unabhängigkeit garantiert. Voraussetzung ist, daß Sie sich Ihresteils verpflichten, keinen Sonderfrieden mit England zu schließen und Ihre Unabhängigkeit nicht selber preiszugeben.“

Es gelang Franklin, seine Erregung zu unterdrücken. Die beiden andern aber waren aufgesprungen. Wieder wollte Arthur Lee sprechen, wieder genügte eine Kopfwendung Franklins, ihn zur Ruhe zu verweisen.

Dann, ohne Eile, erhob sich Franklin, und über den Tisch hin, ruhig, sagte er: „Wir geben Ihnen diese Versicherung, Monsieur.“

„Ich danke Ihnen, Doktor Franklin“, sagte Monsieur Gérard. „Es bleibt mir nur übrig, Ihnen und Ihren Kollegen zu gratulieren, daß nun diese Sache zu einem guten Ende gelangt ist. Ich hoffe, die Verbindung zwischen unsern Län­dern wird dauerhaft sein und beiden Parteien zum Segen.“ Er verneigte sich tief vor Franklin, weniger tief vor den bei­den andern und ging.

Erst jetzt atmete Franklin groß und glücklich auf. Er drückte Silas Deane die Hand, ungewohnt herzlich, und dann, etwas zögernd, auch Arthur Lee. Lee wollte sprechen. Aber: „Schweigen Sie“, sagte Franklin väterlich, wie zu einem ungebärdigen Kinde.

Es geschah dies am 8. Januar, am fünfunddreißigsten Tage nach dem Eintreffen der Nachricht von Saratoga.

Nun es soweit war, gedachte Silas Deane des Monsieur de Beaumarchais und seines Wunsches, der Unterzeichnung des Vertrages beizuwohnen. Er hatte bisher Bedenken getragen, Franklin davon zu berichten. Aber nun der Tag des Ab­schlusses in solche Nähe gerückt war, mußte er wohl Monsieur de Beaumarchais’ Verlangen zur Sprache bringen.

Franklin verfinsterte sich. Eine wesentliche Bedingung des Paktes, erklärte er, sei seine Geheimhaltung. Wenn man Monsieur Caron zulasse, dann könne man den Abschluß der Allianz ebensogut durch Herolde verkünden. Der eingeschüch­terte Silas Deane wagte nicht mehr, auf Pierres Bitte zurück­zukommen.

Es brachte aber Pierres freches Ansinnen den Doktor auf eine Idee. Wenn sich unter seinen französischen Freunden einer in Wahrheit Verdienst erworben hatte um das Zu­standekommen des Vertrags, dann sein Freund Dubourg. Er war es gewesen, der seine Unterredung mit der Königin an­geregt hatte. Wenn man einen Franzosen einlud, dem Akte der Unterzeichnung beizuwohnen, dann Dubourg.

Franklin holte sich die zögernde Einwilligung Gérards und fuhr zu Dubourg. Er hatte den Freund eine ganze Woche lang nicht gesehen. Er fand ihn in vielen Kissen liegend, halb hochgerichtet, abgezehrt und stark schnaufend, schwitzend, die Zipfelhaube überm Schädel, betreut von einem alten Die­ner und einem Pfleger. Es war ihm sichtlich ein Labsal, daß Franklin kam, er hatte ihn seit langem erwartet. Ungeduldig mit der abgewelkten Hand winkte er seinen Leuten, sie soll­ten ihn mit dem Freunde allein lassen.

Wie Franklin ihn so liegen sah, erkannte er sogleich, er hatte sich nicht getäuscht, als er damals hippokratische Züge an ihm wahrzunehmen glaubte. Nun mußte ein jeder sehen, daß Dubourg nur mehr kürzeste Zeit zu leben hatte.

„Alles geht großartig, mein Alter“, verkündete er ihm. „Ihre ausgezeichnete Idee hat Erfolg gehabt. Ich bin nicht umsonst mit der Königin zusammengekommen. Jetzt ist es so gut wie gewiß, daß der Vertrag unterzeichnet wird.“ Du­bourg, sehr erfreut, schnaufte noch stärker, dann röchelte er ein lateinisches Zitat, einen Horaz-Vers: „ ,Hoc erat in votis – So hab ich mir’s gewünscht.‘ “

Nun hatte sich Franklin eine Freundlichkeit für Dubourg ausgedacht. Der maßgebliche Text des französisch-amerika­nischen Abkommens sollte, wie bei allen Staatsverträgen, der französische sein. Die Kommissare hatten jedes Wort und jede Nuance ihres Französisch sorgfältig überprüft, Doktor Franklin seinesteils hatte seine Vertrauensleute, Madame Brillon und den Abbé Morellet, um die genaue Bedeutung einzelner Wendungen befragt. Doch er wußte, ein wie leiden­schaftlicher Übersetzer sein Freund Dubourg war, und so zog er jetzt den Vertragsentwurf heraus und sagte, er müsse Du­bourg wieder einmal um einen Dienst bitten, nämlich um seinen sachkundigen Rat über die Fassung verschiedener Ar­tikel in dem Entwurf des Paktes.

Dubourg reagierte, wie sich’s Franklin gewünscht hatte; er lebte auf. Franklin begann vorzulesen. Dubourg versuchte, freilich vergeblich, sich noch etwas höherzurichten, röchelte weniger und hörte angespannt zu. Einmal, heftig mit der Hand winkend, unterbrach er Franklin und brachte mühsam hervor: „De quelque nature qu’ils puissent être, et quelque nom qu’ils puissent avoir“, welcher Natur immer sie sein mögen und welchen Namen immer sie tragen mögen, und Franklin notierte gefällig und beflissen diesen Zusatz, wie­wohl er ihn überflüssig fand. „Les Etats du Roi“, die Staaten des Königs, unterbrach ein andermal Dubourg, noch un­geduldiger, und Franklin begriff, daß er diese Worte haben wollte an Stelle der Worte „les dits États“, die genannten Staaten ; die ihm offenbar nicht klar genug waren. So machte er noch einige Vorschläge, und alle nahm Franklin zur Kennt­nis, und für alle bedankte er sich, und von allen fand er, sie seien unwesentlich, und keinen gedachte er zu berücksichtigen.

Dann machte er sich laute Vorwürfe, daß er den Freund trotz seiner Krankheit so sehr in Anspruch genommen habe. Aber Dubourg habe ja selber den Eindruck, daß es mit ihm wieder schnell bergauf gehe, und so hoffe er, die Mühe habe ihm keinen zu großen Schaden getan. Auf alle Fälle müsse sich Dubourg zusammennehmen; denn der Tag der Unter­zeichnung des Vertrages stehe unmittelbar bevor, und selbst­verständlich müsse Dubourg zugegen sein, wenn die Allianz, die sein Plan gewesen sei, Wirklichkeit werde.

Franklin hatte erwartet, seine Mitteilung werde entweder den sofortigen freudigen Tod Dubourgs zur Folge haben oder aber eine erhebliche Besserung seines Befindens. Dies zweite traf ein. Dubourg hörte zu röcheln auf, es gelang ihm, sich höherzurichten, er strich sich mit zitternder Hand die Zipfel­haube zurück. „Ist das Ihr Ernst?“ fragte er. „Ich alter Botaniker soll dabeisein, wenn Sie und der König von Frank­reich . . .?“– „Der wird wahrscheinlich nicht selber kommen“, meinte Franklin, „aber seine Anwesenheit scheint mir nicht so wichtig wie die Ihre.“ Dubourg suchte Franklins Hand, er drückte sie, drückte sie mit aller Kraft, aber der Druck blieb schwach.

Als wenige Tage später Franklin zum Frühstück kam, fand er den Tisch geschmückt. Es war sein zweiundsiebzigster Ge­burtstag. William war doch ein guter Junge und voll von Auf­merksamkeit um den Großvater. Auch ein paar Geschenke hatte er ihm hingestellt, kleine, liebevolle Gaben, Schreib­papier, Federkiele, Bleistifte, so, wie sie Franklin liebte und wie sie hierzulande nicht leicht aufzutreiben waren.

Übrigens hätte William auch dieses Jahr den Geburtstag vergessen, wenn ihn nicht Silas Deane darauf hingewiesen hätte. Silas Deanes Verehrung für den Größten seiner Lands­leute war noch gestiegen, seitdem Franklin vom Hof von Ver­sailles die bindende Zusage erreicht hatte, daß der Vertrag geschlossen werden wird. Außerdem lag Deane daran, in der Übeln Sache mit dem Kongreß, in die ihn die Intrigen Arthur Lees verwickelt hatten, die Unterstützung Franklins zu ge­winnen. Es war ihm lieb, daß er, bevor er nach Amerika zu­rückfuhr, noch eine Gelegenheit hatte, seine Ergebenheit für den Doktor an den Tag zu legen, und *er* hatte alle mit freundschaftlichem Eifer auf den Geburtstag des großen Mannes aufmerksam gemacht.

Bald nach dem Frühstück – es gab heute Pfannkuchen aus Buchweizenmehl, und Franklin aß mit Vergnügen und ohne Maß – stellte er sich denn auch selber ein, würdig und schalk­haft, und erklärte, in diesem Jahre, da ihr großer Kollege einen so außerordentlichen diplomatischen Erfolg erzielt habe, ließen es sich die Kommissare nicht nehmen, ihm zu seinem Geburtstag ein Geschenk zu überreichen. Und starke Männer schleppten zwei umfangreiche Kisten herein und packten sie aus, und zum Vorschein kamen stattliche, schwarz­braune Lederbände, fünf, zehn, zwanzig, immer mehr, und es war die „Encyclopédie“, der „Dictionnaire Raisonné des Sciences, des Arts et des Métiers“, alle achtundzwanzig Bände, dazu die drei Supplementbände und die drei Bände mit Kupferstichen.

Franklins weites Gesicht beglänzte sich. „Das ist wirklich eine Überraschung und eine Freude“, sagte er und drückte Silas Deanes Hand. „Die Encyclopédie, ich habe sie mir lange gewünscht, aber ich hätte nicht im Traume gewagt, sie mir anzuschaffen.“ Es war aber die Encyclopédie ein sehr kostspieliges Werk; zwar war sie geduldet, doch blieb sie offiziell verboten, und man mußte im Schleichhandel tausend­zweihundert bis zweitausend Livres dafür bezahlen.

Freundlichen Auges, nachdem die andern gegangen waren, betrachtete Franklin die schweren, blockigen Bände. Nach­denklich, beinahe zärtlich, strich er mit der Hand darüber. Manche seiner Freunde besaßen das große Werk, er hatte oftmals darin nachgeschlagen, er war darin zu Hause. Män­ner, die ihm nahestanden, zählten zu den Mitarbeitern, Hel­vetius, Turgot, Marmontel, Raynal, Necker, dann andere, von denen er nur die stolzen Namen kannte, Voltaire, Rousseau, Montesquieu, Buffon. Der Geist Frankreichs, Europas, alles, was, seitdem es eine Geschichte des Geistes gab, gedacht und erforscht worden war, lag eingeschlossert zwischen diesen schwarzbraunen Deckeln. Ungeheure Schwierigkeiten hatten die Herausgeber des Werkes, d’Alembert und Diderot, zu überwinden gehabt. Jedem war bekannt, wie seinerzeit der Generaladvokat des Pariser Parlaments alle diejenigen, die sich als Autoren oder als Hersteller an dem Werke beteilig­ten, Atheisten, Rebellen und Jugendverderber gescholten und mit schwerster Strafe bedroht hatte; wie dann d’Alembert behutsam zurückgetreten war; wie aber Diderot zäh weiter­gearbeitet und es schließlich erreicht hatte, daß das Werk, von der Regierung stillschweigend geduldet, gedruckt und verbreitet wurde.

Mit einem kleinen Schmunzeln gedachte Franklin der Be­gegnung, die er vor Jahren mit Diderot gehabt hatte. Er hatte ihm einen Besuch abgestattet. Der große Schriftsteller lebte, verheiratet mit einer lärmenden, vulgären Frau, inmitten wüster Unordnung. Er hatte ihn herzlich begrüßt und ihn Stunden hindurch festgehalten, ihm unermüdlich erzählend von seiner Arbeit. Die Frau hatte ab und zu den Kopf herein­gesteckt und gerufen, er möge doch endlich Schluß machen und zum Essen kommen, vorher aber gefälligst seinen Be­sucher fortschicken. Diderot hatte sich durch das Geschrei der Vettel nicht abhalten lassen, ihm das Manuskript vorzulesen, an dem er gerade schrieb, einen Essay über den Philosophen Seneca. Vier Stunden hindurch hatte Diderot erzählt und vor­gelesen, Franklin hatte kaum gesprochen, und als die Frau ein letztes Mal wütend und bedrohlich zum Essen rief, hatte ihn Diderot mit den Worten verabschiedet: „Es war mir ein Vergnügen, Doktor Franklin, Ihre Ansichten kennenzulernen.“

Franklin hatte damals schon und hatte seither noch besser begriffen, daß Diderot besessen war von seiner Arbeit. Nütz­lichere und erregendere Arbeit konnte man sich aber auch nicht vorstellen. Diderot war während seiner ganzen Tätig­keit für die Encyclopédie mit einem Fuß in der Bastille ge­standen, er hatte seine Sicherheit, sein Behagen, sein Leben darangesetzt. Er hatte sein Werk erkämpft gegen die Kirche, die Behörden, die Sorbonne, gegen den vereinten Ansturm aller Dunkelmänner, und hier, vor Franklin, lag sie, die Ency­clopédie, vollendet, greifbar, das Grundbuch der Zeit, ihre Bibel, die Summe ihres Wissens. Ein Stapelplatz aller kämpferischen, fortschrittlichen Ideen, ein riesiges Arsenal, aus dem sich die Vernunft immer neue Waffen gegen Aber­glauben und Vorurteil holen konnte. Diese Bände waren Ge­schütze, aus denen der Verstand die große Festung der pri­vilegierten Dummheit beschoß, die toten Gedanken und die abgelebten Institutionen der Vergangenheit. Recht gehabt hatte jener Generalstaatsanwalt, der dem Pariser Parlament die Mitarbeiter des Werkes denunziert hatte als Spießgesellen, die sich verschworen hätten, den Materialismus aufzurichten, die Religion zu zerstören, die Sitten zu korrumpieren und überall in der Welt den Geist der Unabhängigkeit zu ent­fesseln und zu schüren. Die Unabhängigkeit Amerikas hätte nicht erkämpft werden können ohne das Rüstzeug der Ideen, die gesammelt und geordnet waren in dieser Encyclopédie.

Mechanisch glitten Franklins Augen über die schöngedruck­ten Seiten. Er dachte nicht an das, was er las; ihn bewegte der Gedanke an die Allmacht der Vernunft. Der Schriftstel­ler Benjamin Franklin fühlte Stolz vor der ungeheuern schrift­stellerischen Leistung, die da handgreiflich vor ihm lag und die wirksam eingegriffen hatte in die Geschichte des Erdballs und täglich tiefer darin eingriff. Benjamin Franklin war ein nüchterner Mann; nun aber sang es in ihm: die Vernunft, die Vernunft, die Vernunft. Was da vor ihm lag, war ein Monu­ment der Vernunft, dauernder als Erz.

Seine Augen leiteten französische Worte in sein Hirn, aber seine Gedanken waren englisch. Leicht amüsiert bedachte er, daß die Grundprinzipien des großen Werkes englisch waren. Daß Wissen Macht war, hatten als erste seine Landsleute ausgesprochen, die Engländer, der Engländer Francis Bacon. In der Luft Englands waren die Ideen von der Nützlichkeit des Wissens entstanden und gewachsen.

Aber was die Franzosen aus den englischen Ideen gemacht hatten, das war bewundernswert. Ihre scharfe, konsequente Logik, ihre Emanzipation von den Autoritäten der Vergan­genheit, das blitzend Kämpferische ihrer geistigen Haltung, das gehörte ganz ihnen. Einen Voltaire werden wir so bald nicht ans Licht stellen, dachte er, wir müssen uns schon mit einem Franklin begnügen. Aber dafür sind wir die ersten, die diese Ideen nicht nur gedacht, sondern sie in Wirklichkeit um­gesetzt haben. Wir wissen die rechte Stunde abzuwarten und die rechte Stunde wahrzunehmen. Tiefklingende Verse aus der Bibel tauchten in ihm hoch: „Ein Jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde. Es ist eine Zeit geboren zu werden, und eine Zeit zu sterben, eine Zeit zu säen, und eine Zeit zu roden, eine Zeit zu töten, und eine Zeit zu heilen, eine Zeit zu schweigen, und eine Zeit zu reden, eine Zeit des Krieges und eine Zeit des Friedens.“ Wie er als Junge die vieldeutigen Verse zum erstenmal gehört, hatten sie ihn aufgerührt, sie hatten sich eingesenkt in ihn, waren eins geworden mit seinem Wesen.

Ob englisch oder französisch, ob Theoretiker oder Mann der Aktion, er fühlte sich denen, die dieses Werk geschaf­fen hatten, verwandt. Sie waren Kosmopoliten allesamt, sie bildeten, durch die Nationen hindurch, die Republik der Ge­lehrten, und er, mit Stolz und Demut, war ein Bürger dieser Republik.

Die Vernunft, die Vernunft, die Vernunft.

Und verbunden auch fühlte er sich diesen Männern, weil er ein so himmlisches Behagen empfand an ihren stillen, listigen Methoden. Denn viel Geduld und List hatten Diderot und die Seinen aufbringen müssen, um die Zensoren einzuschlä­fern, damit diese schließlich trotz der wüsten Angriffe des Klerus und trotz des Bannes des Staatsanwalts ein Auge zu­drückten und die Encyclopédie erscheinen ließen. Zugeständ­nisse freilich hatten sie machen müssen. Franklin blätterte in den Artikeln, in denen die Zensoren sicherlich am eifrigsten nach Anstößigem gesucht hatten, in Artikeln wie „Christen­tum“, „Seele“, „Willensfreiheit“. Da war alles so, daß auch der orthodoxeste Theolog kein Ärgernis hätte nehmen kön­nen. Dafür wurden an anderen Stellen, unter harmlosen Stich­worten, anstößige Wahrheiten mit triftigen Argumenten be­wiesen. Wer hätte unter dem Stichwort „Juno“ wissenschaft­liche Einwände gegen die jungfräuliche Empfängnis gesucht? Und wer unter dem Stichwort „Kapuze“ Argumente gegen Mönche und Klöster? Und wer unter dem Stichwort „Adler“ Argumente gegen die geoffenbarten Religionen?

Irgendwo in den vielen Bänden mußten sich Instruktionen finden, wie man aus ihrer Lektüre den höchsten Nutzen ziehen könne. Franklin suchte in seinem großen Gedächtnis. Be­stimmt nicht stand diese Gebrauchsanweisung in Diderots Vorrede und bestimmt nicht in der Einleitung d’Alemberts. Nun hatte er es: sie war zu finden unter dem Stichwort „Ency­clopédie“.

Franklin schlug nach. „Gewiß“, hieß es da, „muß in allen Hauptartikeln achtungsvolle Rücksicht genommen werden auf politische und religiöse Vorurteile. Dafür kann dann auf andere Artikel verwiesen werden, die an weniger sichtbaren Stellen stehen, und in ihnen können gediegene Argumente der Vernunft gegen die Vorurteile beigebracht werden. Auf solche Art bietet sich Gelegenheit, das Gebäude von Kot ein­zustoßen und den nichtigen Staub und Plunder zu zerstreuen. Diese Methode, die Menschen über ihre Irrtümer aufzuklären, erregt kein Ärgernis, tut gleichwohl ihre unfehlbare Wirkung auf die Verständigen und beeinflußt heimlich und unmerk­lich auch die andern. Wird diese Methode geschickt und planmäßig angewandt, dann gibt sie einer Encyclopédie die Kraft, die Denkart der Epoche zu verändern.“

Franklin war sehr einverstanden mit dieser Strategie. Lang­sam mußte sich die Vernunft einwurmen in die Gehirne der Intelligenteren, um von da aus sacht und allmählich um sich zu greifen. Den frommen Aberglauben der Massen von heut auf morgen zerstören zu wollen, war sinnlos; es erschütterte höchstens die Grundlagen der Gesellschaft. Er selber, Frank­lin, hatte jenem Stürmer, der mit seinem aggressiven Buch über die Vernunft allen Kirchenglauben von der Erde weg­fegen wollte, mit ganz ähnlichen Motiven abgeraten, wie sie Monsieur Diderot vorbrachte. „Wenn auch Ihre Argumente“, hatte er jenem übrigens recht begabten Schriftsteller geschrie­ben, „scharf sind und einige Leser beeinflussen mögen, so können sie doch nicht die gemeine Ehrfurcht der Menschheit vor Gott und der Religion verändern. Und wenn Sie Ihr Werk drucken lassen, so werden Sie sich nur ungeheuer verhaßt machen und sich selber den größten Schaden tun, ohne irgend­welchen Gewinn für die andern. Wer gegen den Wind spuckt, spuckt nur sich selber ins Gesicht. Der weitaus größte Teil der Menschen besteht aus Schwächlingen und Dummköpfen, die Massen brauchen Religion, um dem Laster fern und bei der Tugend zu bleiben. Entfesseln Sie also nicht den Tiger, lassen Sie niemand Ihr Manuskript sehen, sondern verbrennen Sie es. Wenn die Menschen schon mit Religion so schlecht sind, wie schlecht erst müßten sie werden ohne Religion.“

Franklin schmunzelte. Schlau waren die Franzosen, die Voltaire und Diderot. Aber er, der alte Benjamin, war schlauer. Es war nicht leicht gewesen, die Allianz unter Dach zu bringen. Der junge, dumpfe König hatte von Anfang an gemerkt, daß es gefährlich für seine Monarchie war, ein Bünd­nis einzugehen mit den Männern, welche ihren Staat auf den Prinzipien der Encyclopédie gegründet hatten. Die Maurepas und Vergennes sahen nur die Vorteile, welche ihnen die Allianz heute und übers Jahr bringen mochte; nicht aber bei aller Geschmeidigkeit ahnten sie, auf was für ein gefährliches Unternehmen sie sich da eingelassen hatten. Sie hatten in Wahrheit den Tiger entfesselt. Und der alte Doktor spürte ein inniges, roßtäuscherisches Behagen, daß er also mit viel Geduld und List den jungen König dazu vermocht hatte, die Allianz abzuschließen. Jetzt trat, was in diesen gefährlichen Bänden eingeschlossen war, ans Licht. Jetzt wurde es Leben, Politik, Geschichte.

Die Vernunft, die Vernunft, die Vernunft.

Er holte sich her die Bände mit den Illustrationen. Sach­verständig und mit Vergnügen beschaute er die neunzehn Kupferstiche, welche die Werkzeuge und die Hantierungen der Buchdruckerkunst Wiedergaben. Seiner Kunst. Einer ge­fährlichen Kunst. Und gute Illustrationen waren es. Und sauber und gründlich stellten sie alles dar.

Dann reihte er die Bände der Encyclopédie unter seine übrigen Bücher ein. Lange und mit Vorbedacht wählte er den Platz, wo sie am handlichsten stünden. Nahm, um Raum frei zu machen, andere Bücher heraus, schleppte, stieg hinauf und hinunter, bückte sich, ordnete ein. So verschaffte ihm die Encyclopédie auch noch eine nützliche Leibesübung.

In seinem bequemen Sessel dann saß er, leicht ermüdet, die Augen ’geschlossen. Manchmal blinzelte er hinüber zu den neu eingestellten Bänden. Das war ein angenehmer Geburts­tag. Die Allianz war gesichert und stand vor dem Abschluß, hier auf seinem Büchergestell reihten sich schön, würdig, nütz­lich die Bände der Encyclopédie, und vor ihm lag ein Ge­burtstagsmahl bei seiner lieben Freundin Marie-Félicité Hel­vetius.

Louis, wissend, daß diese Hoffnung unvernünftig war, hoffte gleichwohl in seinem Herzen, es werde noch in letzter Minute ein Ereignis eintreten, das ihn davor rette, die ver­haßte Allianz zu unterzeichnen. So versuchte er, den formalen Abschluß so lang hinauszuzögern wie möglich, und versteifte sich darauf, an Quisquilien herumzumäkeln. Er fand in den Vertragsentwürfen immer neue Wendungen, an denen er etwas auszusetzen hatte, und sein böser Wille sah hinter harm­losen Worten tückische Absichten der Vertragspartner.

Ohne es zu wissen, wurde er bei seinen Verzögerungsmanö­vern unterstützt von einem der amerikanischen Delegierten. Wenn nämlich Louis mäklerisch und argwöhnisch war, so war Arthur Lee noch pedantischer und mißtrauischer. Beide quengelten sie an jedem Wort des Vertrags herum.

Der Vertrag enthielt eine Reihe von Bestimmungen, die das Ausmaß der Hilfeleistungen regelten, welche die franzö­sische Regierung den Amerikanern gewähren sollte während der Zeit, da diese den Krieg allein zu führen hätten. Da es, sowie England von der Ratifizierung der Verträge erfuhr, in kürzester Frist zu Feindseligkeiten kommen mußte, waren diese Klauseln im Grunde überflüssig. Aber sie gaben sowohl Louis wie Arthur Lee gute Gelegenheit, ihren Scharfsinn zu üben.

Täglich fuhr Arthur Lee hinaus nach Passy. Jeden zweiten Tag ärgerte er sich, daß Franklin ihn nicht sogleich empfing. Einmal fand er eine Abschrift des Vertrags offen herumliegen in einem Raum, in dem ein französischer Besucher auf Frank­lin wartete. Empört beklagte er sich über die ungeheure Sorg­losigkeit des jungen Sekretärs William Temple. Franklin, einen Augenblick außer Fassung, verteidigte den Enkel. Dann aber, allein mit William, sagte er diesem mit nackten Worten, er sei gewissenlos, ein Nichtsnutz, und verdiene, mit Schande entlassen zu werden. William versuchte, sich auf die gewohnte liebenswürdige Art zu verteidigen. Doch Franklin sagte: „Schweig“, und schaute ihn mit so harten Augen an, daß Wil­liam erblaßte und mitten im Satz abbrach.

Die endlosen, bösartigen Nörgeleien Arthur Lees brach­ten Silas Deane zur Verzweiflung. Mit aller Kraft seines Her­zens begehrte er, wenigstens seinen Namen auf das Dokument des Allianz-Vertrages zu setzen, und immer stärker, beinahe krankhaft, peinigte ihn die Angst, sein Nachfolger werde ein­treffen, bevor der Vertrag gezeichnet sei, und es werde der Name des neuen Mannes auf dem Schriftstück stehen. Mit Wut hörte er an, wie der magere, saure Arthur Lee immer andere läppische Einwände vorbrachte.

Auch Franklin hätte den Vertrag gerne so bald wie möglich unter Dach gesehen. Der Eindruck des Sieges von Saratoga begann zu verblassen, der rasche Abschluß des Paktes war eine politische Notwendigkeit. Mit Spannung und Gier war­tete man in Amerika darauf, wann endlich die militärischen und ökonomischen Mittel der großen französischen Nation den Amerikanern zur Verfügung gestellt würden. Franklin redete freundlich auf Arthur Lee ein und bat ihn, doch nicht so viele Punctilios zu machen. Er gebrauchte aber das alt­modische Wort „Punctilio“, weil es ihm sanfter, höflicher schien. Doch wurde gerade dadurch Arthur Lee noch mehr erbittert. „Wer macht hier Punctilios?“ begehrte er auf. „Der Vertrag wäre längst fertig, wenn Sie beide nicht prinzipiell jedem Wort widersprächen, das ich vorzubringen habe.“

Einmal aber riß auch dem ruhigen Franklin die Geduld. Er hatte eine Klausel durchgesetzt, in welcher Frankreich einen klaren Verzicht aussprach auf die Gesamtheit des ame­rikanischen Kontinents sowie auf sämtliche Inseln in der Sphäre des Kontinents, welche im Laufe der bewaffneten Auseinandersetzung mit Großbritannien von den Alliier­ten erobert werden sollten. Genannt waren die Inseln von Neufundland, Cape Breton, Saint John, Anticosti und die Bermudas, ausgenommen waren die Westindischen Inseln. Den Tag darauf hatte Arthur Lee die Fassung nicht deutlich genug gefunden und verlangt, es solle eine genaue Liste aller in Betracht kommenden Inseln aufgestellt werden. Auch das hatte Monsieur Gérard ohne weiteres zugestanden, er hatte indes mit einem Schatten von Ärger gefragt, ob damit der Artikel IX in Ordnung sei, und Franklin hatte sich beeilt zu erwidern: „Ja.“ Nun aber, wieder den Tag darauf, erklärte Arthur Lee, die Fassung des Artikels IX sei noch immer nicht befriedigend. Es werde da das Wort „erobern“ gebraucht, und das sei der Würde und der Tugend der Vereinigten Staa­ten abträglich. Es gehe nicht um Eroberungen ; vielmehr seien die zu besetzenden Inseln heute schon als potentielle natür­liche Bestandteile der Vereinigten Staaten anzusehen. Er schlug also eine neue, sehr komplizierte Fassung des Arti­kels IX vor.

Aber: „Jetzt wird es zuviel“, wütete Silas Deane. Und dies­mal kam ihm der Doktor zu Hilfe. Er erhob sich, riesig und breit stand er vor dem schmächtigen Arthur Lee und sagte: „Was stellen Sie sich eigentlich vor, junger Mann? Vorgestern hat uns Monsieur Gérard eine wichtige Konzession gemacht, zu welcher seine Regierung nach den Vorbesprechungen kei­neswegs genötigt war. Gestern haben wir eine Erweiterung dieser Konzession verlangt, sie wurde uns zugestanden, und wir haben uns mit eindeutigen Worten zufrieden erklärt. Und heute kommen Sie mit neuen Punctilios. Wollen Sie uns lächer­lich machen vor Frankreich mit Ihrem Wankelmut und Ihrer Pedanterie?“ – „Ich wußte es voraus“, antwortete Arthur Lee, „daß Sie beide wieder gegen mich zusammenstehen würden. Punctilios. Und wenn wir unsere Inseln verlieren durch Ihre Sorglosigkeit?“ Die andern schwiegen finster. „Schön, ich füge mich“, sagte schließlich Arthur Lee. „Aber die Verantwortung liegt voll und ganz auf Ihnen.“ – „Sie liegt“, sagte Franklin.

Vergennes mittlerweile hatte mit Selbstüberwindung allen Einwänden Louis’ Rechnung getragen, und nachdem er ihm den Entwurf der Verträge ein siebentes Mal, immer mit vie­len Änderungen, vorgelegt hatte, hoffte er, Louis werde in allen Quisquilien zufriedengestellt sein. Louis aber, als er ihm die Vertrage in dieser letzten Fassung überbrachte, erklärte behaglich: „So, und jetzt will ich mich einmal drei Tage hin­setzen und alles in Ruhe überprüfen.“ Und als der erschreckte Minister nach drei Tagen wiederkam, hatte Louis denn auch säuberlich dreiundzwanzig neue Punkte aufgezeichnet, die er geändert wünschte.

Toinette, gespornt von Maurepas und Vergennes, bestürmt von Vaudreuil, stellte ihn. Verlangte mit Schärfe, er solle die Unterzeichnung der Verträge nicht länger hintertreiben, son­dern endlich sein Versprechen erfüllen. Louis schaute sie an, sein junges, feistes Gesicht war böse, schlau und traurig. „Es ist ein Pakt mit dem Teufel, Madame“, sagte er, „den ich da eingehe. Ich habe es Ihnen versprochen, und ich halte mein Wort. Aber ein solches Bündnis ist keine Kleinigkeit, da will jeder I-Punkt und jeder T-Strich überdacht sein, vom poli­tischen, vom juristischen und vom moralischen Standpunkt.“ – „Sie überdenken jetzt seit Wochen und Wochen, Sire“, er­eiferte sich Toinette. „Sie machen Ausflüchte. Sie mäkeln herum an jeder Bagatelle. Sie kommen mit immer neuen Futi­litäten, Vetilen, Babiolen“, sie warf ihm alle französischen Wörter an den Kopf, die sie wußte, um seine Kleinkrämerei anzuklagen.

Er fühlte sich getroffen. „Das verstehen Sie nicht, Ma­dame“, sagte er so streng wie möglich und suchte königlich auszusehen wie auf dem Gemälde des Duplessis. „Dieser Ihr Doktor Franklin ist ein ausgekochter Advokat und Betrüger. Er sucht mich mit allen Mitteln hereinzulegen. Wenn es nur um mich ginge, hätte ich längst nachgegeben, zermürbt von seinem Gequengel. Aber es geht um mein Volk. Die Ame­rikaner haben von meinen Westindischen Inseln eine zu er­wähnen vergessen, obgleich sie auf jeder Karte steht. Dafür haben sie unter den Inseln, die sie dem König von England wegnehmen wollen, eine genannt, die ich auf keiner Karte finden kann. Nennen Sie das Futilitäten? Soll ich so was unter­schreiben? Ferner ist in dem Bündnis-Vertrag zweimal die Rede von dem ‚ganzen Lauf des Mississippi‘. Der Lauf dieses Flusses soll die Grenze bilden zwischen den Rebellen und Spanien. Dabei hat man die Quelle dieses Mississippi über­haupt nicht entdeckt. Wenn ich so was durchgehen ließe, dann nähme ich vielleicht mit einem leichtsinnigen Federstrich un­serm Vetter in Madrid Länder weg, die so groß sind wie ganz Österreich. Futilitäten, Babiolen. Sie wissen nicht, was Sie sagen, Madame. Nein, so was unterschreibe ich nicht. Das kann ich vor Gott und meinem Gewissen nicht verantworten.“ Sein kleines Doppelkinn zitterte.

Da traf eine Nachricht ein, welche die politische Lage von Grund auf änderte. Der Kurfürst von Bayern war gestorben. Die Frage seiner Nachfolge bewegte Europa.

Der österreichische Botschafter Graf Mercy erschien bei Vergennes. Kaiser Josef besaß Ansprüche auf die größere Hälfte Bayerns. Doch diese Ansprüche waren auf zweifel­hafte Art erworben, sie standen auf dem Papier, und jeder­mann wußte, daß Friedrich von Preußen nicht zusehen werde, wenn sich Habsburg Bayerns bemächtigte. Graf Mercy hatte in Gesprächen mit Vergennes damals betont, daß sein Mon­arch bei der Durchsetzung seiner Ansprüche auf die Hilfe Frankreichs rechne, doch hatte er bisher lediglich auf die ver­wandtschaftlichen Beziehungen Schönbrunns mit Versailles hingewiesen und auf den Allianz-Vertrag. Jetzt, da die Frage Ernst wurde, ließ der Realist Josef durch Mercy dem König Louis für dessen Hilfe sehr handgreifliche Kompensationen bieten: die Österreichischen Niederlande.

Die flandrischen Provinzen, die gedüngt waren mit fran­zösischem Blut, ihrem Reiche zuzufügen, war ein alter Traum der französischen Könige, und Vergennes mußte in seinem Innern dem Habsburger zugestehen, daß sein Angebot ge­schickt und großzügig war. Aber Josef verlangte dafür einen ungeheuern Einsatz: das Risiko eines höchst unpopulären Krieges mit Preußen. Vergennes war denn auch vom ersten Augenblick an entschlossen, Josefs Angebot abzulehnen. Da man einen Zwei-Fronten-Krieg nicht führen konnte, so mußte man, wenn man Josefs Angebot annahm, England durch hohe Konzessionen friedlich halten und alles aufgeben, was man mit soviel Mühe aufgebaut hatte. Man mußte auf die Schwächung Englands und auf die Unterstützung Ameri­kas verzichten; man mußte es geschehen lassen, daß die ame­rikanischen Kolonien sich wiederum mit dem Mutterland ver­einigten und daß man einem gestärkten Großbritannien ge­genüberstand. Vergennes dachte nicht daran, solche Opfer und solche Gefahren auf sich zu nehmen, und ließ sich durch Mercys neues Angebot nicht in Versuchung führen.

Wie aber stand es mit Louis? Der hatte bisher der öster­reichischen Politik seiner Minister von Herzen zugestimmt. Aber wird er jetzt nicht irre werden? Wird er der Verlockung des flandrischen Angebots, wird er dem Drängen Toinettes widerstehen können, die tags und vor allem nachts auf ihn einreden wird?

Maurepas teilte die Zweifel seines Kollegen Vergennes. Vor allem aber fürchteten beide Minister, Louis werde die bayrische Frage zum Vorwand nehmen, die Unterzeichnung des amerikanischen Pakts in eine möglichst ferne Zukunft hinauszurücken. Er werde versuchen, sich vor einer klaren Entscheidung in der Frage der Intervention für Habsburg zu drücken, und werde erklären, solange er sich darüber nicht schlüssig geworden sei, könne er natürlich auch die Allianz mit den Amerikanern nicht abschließen. Die Herren mußten also aus Louis ein rasches und entschiedenes Nein in der österreichischen Frage herausholen; dann war er von selber gezwungen, zum amerikanischen Pakt ja zu sagen.

Alles in allem war Maurepas zuversichtlich. Er konnte sich gut in Louis einfühlen. Der Pakt mit den Rebellen war Sünde, aber die Unterstützung des gottlosen Josef in seinem verbrecherischen Krieg gegen Friedrich war auch Sünde. Und Friedrich saß weitab in seinem Potsdam und ließ einen ungeschoren, England aber hockte einem gefährlich gegen­über, bedrohte einen in Indien und auf den Inseln und hatte seinen Kommissar frech in Dünkirchen sitzen. Wennschon Sünde, dann lieber durch einen Krieg gegen England als durch einen Krieg gegen Preußen. Und überdies hielt Maure­pas, wie er dem Kollegen schmunzelnd und geheimnisvoll anvertraute, für Louis noch ein kleines Druckmittel bereit, auf dessen Wirkung er sich verlassen konnte.

Die Minister fanden Louis in trüber Stimmung. Er begann sogleich zu sprechen von den Verpflichtungen, welche ihm sein Vertrag mit Habsburg auferlege, und es war klar, daß er Josef nicht eindeutig nein sagen, sondern seine Entscheidung hinausziehen wollte.

Vergennes machte geltend, der Bündnisfall sei nicht ge­geben, denn es handle sich um keinen Verteidigungskrieg. Wenn Josef seine sehr künstlichen Ansprüche auf Bayern mit Gewalt durchsetzen wolle, so sei das ein Eroberungskrieg, ein verbrecherischer Krieg. Maurepas führte aus, nicht nur vom moralischen, sondern auch vom Standpunkt der Nütz­lichkeit aus sei ein Krieg gegen Preußen verwerflich. Flandern hin, Flandern her, das Risiko sei zu groß, und überdies sei ein solcher Krieg höchst unpopulär.

Louis erwiderte, im großen ganzen gebe er den Herren recht, und nichts liege ihm ferner, als sich in einen Krieg gegen Preußen hineinziehen zu lassen. Andernteils wolle er seinem Schwager Josef, der offenbar sein Herz an die Gewin­nung Bayerns gehängt hat, nicht sogleich grob und unbrüder­lich nein sagen. Schließlich seien da auch die Verpflichtungen des Habsburgischen Paktes zu erwägen, und es widerstrebe ihm, mit Josef darüber zu feilschen, ob es sich um einen Ver­teidigungskrieg handle. Man solle also dem Grafen Mercy mit Bedenken kommen und mit immer neuen Bedenken den Bescheid hinzögern.

Die beiden Minister fanden das nicht ratsam. Wenn man nicht jegliche Hilfeleistung an Josef von vornherein und ent­schieden ablehne, erklärten sie, dann werde dieser sehr ener­gische Fürst Bayern ohne weiteres besetzen, und dann sei der Krieg da. Und dann werde Josef nicht zu Unrecht behaupten, gerade die halben Zusagen Frankreichs hätten ihn zum Ein­marsch in Bayern verleitet. „Sagen Sie unzweideutig nein, Sire“, bat Vergennes. „Geben Sie uns Erlaubnis, die Vor­schläge Mercys höflich und unzweideutig abzulehnen.“

Louis schnaufte und druckste herum. Da blinzelte Maure­pas seinem Kollegen zu und nahm seine Zuflucht zu jenem kleinen Druckmittel. Die Zögerpolitik, erklärte er, die Louis einschlagen wolle, sei genau das, worauf der erlauchte Herr Schwager rechne. Wer zögere, den könne man gewinnen. Er, Maurepas, habe Grund zu der Annahme, daß Josefs ganze Politik ausgehe von der Überzeugung, Louis sei ein Werk­zeug in seiner Hand. Und da Louis erstaunt und stirnrunzelnd hochsah, kramte der Minister aus seiner Aktenmappe die Kopie eines Briefes heraus, und mit einem Lächeln, das teils triumphierend war, teils die Schlechtigkeit der Welt bedau­erte, überreichte er sie Louis.

Es war das aber die Kopie jenes Briefes, in welchem sei­nerzeit Kaiser Josef der Mutter seine Eindrücke vom Wesen Louis’ mitgeteilt und welchen die Pariser Polizei aufgefangen hatte. Ja, das war ein guter Einfall gewesen, daß damals Maurepas dieses Schreiben nicht sogleich verwertet, sondern für eine bessere Gelegenheit aufgespart hat. So bekam denn Louis jetzt erst, im rechten Moment, zu lesen, was sein Schwa­ger Josef über ihn dachte.

„Unser Louis“, las er, „ist schlecht erzogen und sieht höchst unvorteilhaft aus. Ich vermag nicht zu erkennen, welchen Nutzen sein totes, aufgespeichertes Wissen ihm bringen könnte. Er leidet an einer bedenklichen Unfähigkeit zu Ent­schlüssen und ist schwach vor solchen, die ihn einzuschüch­tern wissen.“

Louis las mehrmals, er lächelte bitter und schmerzhaft, doch blieb er bemüht um Sachlichkeit. „Vielleicht hat mein Schwager Josef recht“, sagte er, „und ich bin nicht sehr ge­scheit. Aber so viel weiß ich, daß ich mich in seinen Er­oberungskrieg nicht hineinziehen lassen darf. Und wenn ich unfähig zu Entschlüssen bin, so wird er erleben, daß dies­mal weder er noch irgend jemand, den er vorschickt, mich einzuschüchtern vermag. Verlassen Sie sich darauf, meine Herren.“

Vergennes fragte schnell, ob er also Mercys Vorschläge ab­lehnen dürfe. Louis zauderte einen Augenblick, schnaufte, antwortete: „Nun ja, also schön.“

Die Österreicher waren indessen nicht müßig geblieben. Gemeinsam hatten Graf Mercy und der Abbé Vermond bei Toinette vorgesprochen. In Jahrzehnten, vielleicht in Jahr­hunderten, mahnten sie, werde sich keine zweite so günstige Gelegenheit bieten, die Macht der katholischen Reiche zu verstärken. Jetzt sei die Stunde da, die lang ersehnte, da Toi­nettes Heirat mit Bourbon Früchte tragen müsse. Jetzt müsse Toinette schicksalhaft eingreifen in die Geschichte Europas zur größeren Ehre Gottes, Habsburgs und Bourbons. Und sie sprachen ihr von Josefs großzügigem Angebot, Louis die flan­drischen Provinzen zu überlassen.

In Toinette, während die Herren auf sie einredeten, stieg die Erinnerung hoch an jene letzte, bittersüße Unterredung mit dem Bruder, da er ihr von den Pflichten gesprochen hatte, die ihre Geburt ihr auferlege. Damals hatte sie ihn nicht recht verstanden; in der Zwischenzeit war sie gewachsen und hatte Geschmack gefunden an dem berauschenden Spiel der hohen Politik. Und jetzt wird sie ihm zeigen, dem stolzen Herrn Bruder, wer sie ist. Sie hat Amerika durchgesetzt, jetzt wird sie Josef Bayern verschaffen.

Sie ließ sich von den beiden Herren alle Argumente aus­einandersetzen, die geeignet sein konnten, Louis zu überreden, und machte sich begeistert ans Werk.

Sie stellte Louis vor, Friedrich von Preußen werde, wenn Frankreich nicht eingreife, Österreich verwehren, von seinem verbrieften Recht Gebrauch zu machen und sein Gebiet ab­zurunden. Friedrich werde sich als Diktator ganz Deutsch­lands aufspielen. Seit siebzehn Jahren sei er durch seinen Despotismus und seine gewalttätige Natur das Unglück Europas. Ihn niederzuhalten, sei Sache Louis’ nicht weniger als Josefs.

Louis war gereizt von dem Moment an, da Toinette zu sprechen begonnen hatte. Es war ihr gelungen, ihn in der amerikanischen Angelegenheit zu überrumpeln: in dieser österreichischen Sache war er gut vorbereitet, da wird sie kein Glück haben.

Trocken erwiderte er, Friedrich werde wohl in seinem Widerstand nur bestärkt werden, wenn Frankreich Josefs An­sprüche unterstütze. „Im Gegenteil“, ereiferte sich Toinette. „Wenn Sie sich jetzt für meinen Bruder erklären, Sire, so ist das das einzige Mittel, Friedrich angst zu machen und den Krieg zu verhindern. Wenn Sic aber die Hände in den Schoß legen, so fallen Sie uns in den Rücken.“ – „Uns“, sagte bitter Louis. „Uns, uns“, wiederholte er. „Sie sprechen von Friedrichs Despotismus, Madame, von seinem gewalt­tätigen Charakter. Uns, uns. Wie steht es denn um euch Wie­ner? Erst ist Ihre Familie über Polen hergefallen, und jetzt will Ihr Bruder Bayern vergewaltigen. Ich habe cs immer ge­wußt, Madame, und ich sage es Ihnen glatt ins Gesicht: unser Bruder Josef hat die Gelüste eines Machtmenschen und Eroberers. Aber niemals hätte ich vermutet, daß seine gewalttätigen Pläne in der Königin von Frankreich eine Für­sprecherin finden könnten.“ Er geriet in Wut. „Schweigen Sie, Madame“, schrie er plötzlich, „widersprechen Sie mir nicht. Diesmal werden Sie mich nicht schwach machen. Dies­mal nicht“, schrie er in der Fistel, grimmig, verzweifelt, meh­rere Male. Es blieb Toinette nichts übrig, als sich unverrich­teterdinge zu entfernen.

In jener ersten Konferenz über eine Unterstützung der österreichischen Ansprüche hatten Maurepas und Vergennes die amerikanische Allianz wohlweislich nicht erwähnt. Nun indes Louis das Angebot Josefs abgelehnt hatte, hofften die Herren, sie könnten den König gerade durch Hinweis auf die österreichisch-bayrischen Verwicklungen endlich zur Unter­zeichnung des amerikanischen Paktes bewegen.

Wiederum erschienen sie gemeinsam zum Vortrag. Ver­gennes führte aus: daß Louis die Unterzeichnung des ameri­kanischen Paktes immer von neuem hinauszögere, müsse den Doktor Franklin auf die Vermutung bringen, Louis erwäge ernstlich eine Intervention zugunsten Habsburgs und wünsche also, auf die bewaffnete Auseinandersetzung mit England zu verzichten. Eine solche Annahme aber zwinge Franklin ge­radezu, mit England zum Frieden zu kommen, solange noch günstige Bedingungen zu haben seien.

Louis schaute die Herren nicht an und erwiderte nichts. Mechanisch streichelte er die Porzellan-Statuetten der großen Schriftsteller, die auf dem Schreibtisch standen zwischen ihm und seinen Ministern.

Maurepas nahm das Wort. Die Zurückweisung der habs­burgischen Vorschläge, sagte er, und seine alte Stimme klang dringlicher als sonst, sei doch nun beschlossen. Louis möge somit nicht länger in seinem gefährlichen Zaudern verharren, sondern den Pakt mit den Amerikanern unterzeichnen.

Was ihm seine Herren da vorstellten, hatte Louis längst selber bedacht. Aber nun er endgültig ja sagen sollte zu dem Pakt mit den Rebellen, waren ihm Herz und Zunge wie ge­lähmt. Er stand auf, und sogleich, ehrerbietig, erhoben sich auch die Minister. „Bleiben Sie doch sitzen, meine Herren“, bat Louis. Er selber aber ging hin und her. Machte schließ­lich halt vor dem Kamin, streichelte mit merkwürdig zarter Bewegung der fetten, ungeschlachten Hand das kunstvoll feine Eisenwerk des Mantels. „Wollten Sie noch etwas sagen, meine Herren?“ fragte er die hinter ihm Sitzenden.

Die beiden Minister zählten zum hundertsten Male die Gründe her, welche die schleunige Unterzeichnung des Ab­kommens notwendig machten. Er ließ sie reden und hörte nur mit halbem Ohr hin. Dann aber kehrte er zurück an den Tisch, setzte sich, räusperte sich. Er wollte jetzt sprechen, er wollte seine Bedenken in Worte fassen, seine Ängste und Hem­mungen. Wenn das amerikanische Abenteuer schlecht ausging – und er war sicher, daß es zuletzt schlecht ausgehen werde –, dann wollte er wenigstens vor Gott und vor sich selber behaup­ten können, er habe zur rechten Zeit geredet und gewarnt.

Zögernd erst, doch allmählich immer fließender sprach er. Zunächst, guter Hausvater, der er war, führte er an die enormen Kosten, die ein Krieg mit England bringen müsse. Er hatte Monsieur Necker beauftragt, ihm eine Schätzung dieser Kosten vorzulegen, und da lag sie, und es waren bei­nahe tausend Millionen. „Tausend Millionen“, sagte er mit schwerer Zunge. Wieder erhob er sich; beinahe heftig winkte er den Herren, sitzen zu bleiben. Vor den Globus trat er, lang­sam rollten ihm die Worte von den dicken Lippen: „Stellen Sie sich das vor, meine Herren: tausend Millionen. Welch ein Strom von Gold. Ich habe versucht, zu errechnen, wie lang sich eine Linie hinziehen würde, gebildet aus den Sous solcher tausend Millionen. Sie würde zwölfeinhalbmal um den Äquator führen. Stellen Sie sich das vor, meine Herren. Und all das Geld soll ich aus meinem Lande herausziehen, für die Rebellen. Stellen Sie sich vor, wieviel Hunger und Entbehrung das bedeutet für meine Untertanen, für meine Söhne. Und wenn sie darüber murren, wenn sie mich ver­wünschen, was kann ich ihnen erwidern? Tausend Millionen für den Doktor Franklin.“

Die Herren glitten sänftigend über diese schwarzseheri­schen Worte hinweg. Erklärten, Monsieur Necker sei ein über­vorsichtiger Herr, und das gehöre sich auch für sein Amt. Aber die Summe sei wahrscheinlich übertrieben, die Kriegs­dauer vermutlich überschätzt, und im übrigen werde ja Eng­land alles bezahlen. Nicht nur werde Frankreich ökonomisch ungeschwächt aus diesem Krieg hervorgehen, es werde sogar aufblühen aus dem Ertrag der neuen Märkte, welche das große Unternehmen erschließe.

Louis ging darauf nicht ein. Er kehrte zurück an den Tisch, setzte sich plump auf seinen Sessel, und, sich überwindend, begann er zu reden von seinen inneren Hemmungen. Sich rötend, die Herren nicht anschauend, sprach er sie aus, seine ständige, heimliche Furcht, es könne das Bündnis mit den Rebellen Rebellion in Frankreich selber herbeiführen. Die Offiziere und Soldaten, wenn sie für die Sache der sogenann­ten Freiheit gekämpft hätten, könnten mit vergifteten Herzen zurückkommen und die Seuche der Meuterei auch in Frank­reich verbreiten. Es kam ihn hart an, so kleinmütige Ge­danken laut werden zu lassen. Ihm war, als entblöße er sich vor diesen Herren am hellen Mittag.

Die Herren, nachdem er geendet hatte, schwiegen betreten. Schließlich nahm Vergennes das Wort und setzte mit um­ständlichen juristischen Argumenten auseinander, die An­erkennung der Vereinigten Staaten bedeute keineswegs die Anerkennung der in der Unabhängigkeitserklärung niederge­legten Prinzipien. Maurepas ging so weit, mit gewandten Worten zu versichern, nicht nur werde der Krieg mit Eng­land die rebellische Gesinnung in Frankreich nicht schüren, es sei vielmehr solch ein populärer Krieg das beste Mittel, das Volk von aufsässigen Gedanken abzubringen.

Louis hockte trübe da. Es war alles gesagt, was für die Allianz zu sagen war, es war oft und abermals gesagt und zerkaut, und es waren gute Argumente. Aber er wußte, daß diese Argumente nicht stimmten und daß dieses Bündnis ein Fluch war, und nun hatte er es vor diesen Herren aus sich herausgepreßt, warum. Aber sie wollten nicht hören, seine Herren, sie zerrten an ihm und zerrten und schleiften ihn, wie einer ein Kalb zur Schlachtbank schleift, dachte es in ihm, und sie schleiften und zerrten, und er mußte nach­geben. Dabei wußte er, daß er nicht nachgeben durfte, daß er von Anfang an diesen Franklin nicht hätte in sein Land hereinlassen dürfen. Und Gott schickte ihm Zeichen und Züchtigungen, weil er so schwach war. Es war wegen dieser seiner Schwäche, die Sünde war, daß Toinette nicht schwanger wurde, und wahrscheinlich war es ihm wegen seiner Sünde bestimmt, der Letzte der Bourbonen zu sein. Aber wenn er sich jetzt stark machte und nein sagte, dann stand am andern Ende der Habsburger und zog ihn hinein in seinen verbre­cherischen Krieg. Josef schrieb und Toinette redete, und sie zogen ihn hinein. Und da kein Ausweg war, und da er dazu verdammt war, selber am Sturz der Bourbonen mitzuwirken, und da diese Herren hier vor ihm saßen und hungrig auf sein Ja warteten, so wird er also jetzt gleich nachgeben und ja sagen zu diesem Pakt mit den Rebellen, obgleich er es doch besser weiß. Vorläufig zögerte er noch und brachte das Ja nicht aus der Brust. Er hockte da, und es war ein langes, schweres Schweigen.

„Es ist jetzt beinahe einen Monat her, Sire“, sagte bittend und verbindlich Maurepas, „daß Sie dem Doktor Franklin Ihr Wort gegeben haben, den Vertrag zu unterzeichnen.“

„Ich glaube“, antwortete Louis, „wir handeln übereilt. Aber da Sie beide und da die Königin und da meine Stadt Paris solche Hast befürworten, verzichte ich auf die Richtigstellung jener fünfzehn Punkte, die noch immer nicht in Ordnung sind.“ – „Ich darf also den amerikanischen Delegierten mit­teilen, Sire“, legte Vergennes ihn fest, „daß die Verträge un­terzeichnet werden können in der Form, in welcher sie jetzt vorliegen?“

„Nun ja, nun schön“, sagte Louis.

Doch schnell fügte er hinzu: „Ich will aber die Original­dokumente sehen, bevor Sie unterzeichnen. Überhaupt“, ent­schied er, „unterzeichnen nicht Sie, Graf Vergennes, sondern Monsieur de Gerard. Wir wollen der Sache nicht den An­schein zu großer Wichtigkeit geben. Und schärfen Sie den amerikanischen Herren ein: Nichts darf verlauten von der Allianz, kein Hauch, bevor die Verträge von dem sogenann­ten Kongreß der Rebellen ratifiziert und zurückgeschickt sind.“

„Wie Sie befehlen, Sire“, sagte Vergennes.

Noch am gleichen Tag kündigte Monsieur Gérard den Emissären im Auftrag Seiner Majestät an, daß die Verträge in der jetzt vorliegenden Form unterzeichnet werden könn­ten. Er habe den Text bereits Monsieur Paillasson, dem Kalligraphen Seiner Majestät, übergeben, damit dieser die beiden Dokumente in je zwei Exemplaren ausfertige. Graf Vergennes werde sie dem König ein letztes Mal vorlegen, und dann – er nehme an, übermorgen – könne die Signie­rung stattfinden. „Ausgezeichnet“, sagte Franklin, und Silas Deane atmete tief und hörbar auf.

Sogleich aber griff Arthur Lee ein. Es müsse da ein Miß­verständnis sein, erklärte er finster. Er erinnere sich nicht, daß sie, die Delegierten, den letzten Entwurf gebilligt hätten. Er jedenfalls habe seine Zustimmung nicht erteilt. Peinlich überrascht antwortete Monsieur Gérard, wenn er Doktor Franklin recht verstanden habe, dann hätten doch die Herren ihr Einverständnis mit der letzten Fassung erklärt. Dann müsse Doktor Franklin ihn mißhört haben, entgegnete Ar­thur Lee. Silas Deane schnaufte empört. Das sei bedauerlich, meinte Monsieur Gérard und verhehlte nicht seinen Unmut. Seine Majestät zur Annahme der Verträge in der vorliegen­den Fassung zu bewegen, sei nicht leicht gewesen. Er fürchte, wenn man dem König in so später Stunde mit neuen Ände­rungsvorschlägen komme, so bedeute das eine Gefährdung des ganzen Paktes. „Es ist nicht meine Schuld“, sagte in eine unbehagliche Stille hinein Arthur Lee. „Bitte, äußern Sie Ihre neuen Wünsche und Einwände, Herr Kollege“, sagte trocken Doktor Franklin.

Während die drei andern verdrossen zuhörten, legte Ar­thur Lee in längerer Rede dar, wenn man die Artikel XII und XIII des Handelsvertrages genau studiere, dann ent­sprächen sie nicht den Grundsätzen absoluter Reziprozität, auf welchen die Verträge nach dem ursprünglichen Überein­kommen aufgebaut sein sollten. Die Artikel legten den Ver­einigten Staaten die Verpflichtung auf, keinen Ausfuhrzoll zu erheben auf irgendein Produkt, das aus ihren Häfen nach Westindien gehe. Frankreich indes verpflichte sich lediglich, keinen Ausfuhrzoll zu erheben auf Melasse; es war aber und ist dies jenes süße, zähflüssige Produkt, welches bei der Her­stellung des Zuckers entsteht. „Wo bleibt da die Reziprozi­tät?“ fragte Arthur Lee.

„Wir selber“, erklärte Franklin, „haben diese Fassung der beiden Artikel vorgeschlagen. Ich wüßte kein anderes wesent­liches Ausfuhrprodukt, das Westindien nach Amerika liefern könnte.“ – „Das mag heute so sein“, erwiderte Arthur Lee, „aber niemand kann garantieren, daß das auf ewig so bleiben wird. Und ich denke, der Vertrag soll Dauer haben.“

Der gelassene, diplomatisch höfliche Gérard wurde böse. „Ich mache Sie nochmals darauf aufmerksam, Monsieur“, sagte er, „daß die Änderungswünsche, die Sie in so später Stunde vorbringen, den Vertrag gefährden. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß Seine Majestät der ganzen Sache über­drüssig wird, wenn Sie auf einmal wieder neue Zusätze zu der Melasse-Klausel haben wollen, und ich muß Ihnen ehrlich sagen, auch die Grafen Vergennes und Maurepas haben das ganze kleberige Gefeilsche gründlich satt.“ Arthur Lee stand da, die Arme übereinandergeschlagen, das Kinn zur Brust gepreßt, die Stirn vorgestoßen. „Es geht nicht um die neuen Zusätze zu der Melasse-Klausel“, sagte er, „es geht um das Prinzip der Reziprozität, es geht um die Souveränität der Vereinigten Staaten.“ – „Entschuldigen Sie, Monsieur“, ent­gegnete Gérard, „ich glaube, der König von Frankreich hat genug getan, indem er sich bereit erklärt hat, die Souveräni­tät der Vereinigten Staaten mit seiner Armee und seiner Flotte zu verteidigen. Ich kann Ihnen versichern, der König hat nicht die Absicht gehabt, die Souveränität Amerikas in Frage zu stellen durch die Klausel über die Gegenleistung für die Ausfuhr der Melasse.“

Franklin, mit außerordentlicher Selbstüberwindung, sagte: „Es ist meine Schuld, Monsieur Gérard. Ich hätte Mr. Lee Gelegenheit geben sollen, seinen Einwand vorher mit uns zu erörtern. Der Einwand wäre dann vermutlich nicht gemacht worden.“ – „Da irren Sie, Doktor Franklin“, bestand Mr. Lee. „Aber sei dem wie immer“, fuhr er fort, „niemals werde ich die Verträge in dieser Form unterzeichnen. So, wie die Klausel mit der Melasse jetzt lautet, ist sie – und ich spreche für den Kongreß der Vereinigten Staaten – unannehmbar.“

Monsieur Gérard schaute auf Franklin voll Bedauern und Respekt. Keinesfalls wollte er den Pakt, das Ergebnis von soviel Mühe, Geduld und List, scheitern lassen an der Un­vernunft dieses hysterischen Menschen, mit dem der offenbar nicht sehr staatsmännische Kongreß den ehrwürdigen Doktor Franklin zusammengespannt hatte. „Mir fällt ein Ausweg ein“, verkündete er. „Sie befürchten“, wandte er sich an Arthur Lee, „der Kongreß könnte Anstoß nehmen an der Klausel über die Melasse?“ – „Allerdings, Monsieur“, sagte streitbar Mr. Lee. „Würde es Ihnen genügen“, fragte Mon­sieur Gérard, „wenn ich Ihnen in einem den Vertrag ergänzen­den Brief im Namen des Grafen Vergennes mitteilte, daß, falls der Kongreß die Klausel wegen der Melasse nicht ratifi­zieren sollte, die andern Klauseln der Verträge gleichwohl in Geltung bleiben sollen?“ – „Sie wären dann bereit“, fragte Arthur Lee, „über die Melasse einen Sondervertrag zu schlie­ßen?“ – „Das wären wir“, antwortete Monsieur Gérard. „Sie übernehmen dafür die Verantwortung?“ fragte dringlich Ar­thur Lee. „Ich übernehme sie“, antwortete Gérard. „Und Sie erklären in Ihrem Brief“, fragte Arthur Lee, „daß der Brief ein integrierender Bestandteil der Verträge sein soll?“ – „Ich erkläre“, sagte Gérard. „Ich verstehe Sie recht, Monsieur?“ faßte Arthur Lee zusammen. „Auch wenn der Kongreß, wie ich befürchte, sich weigern sollte, für Ihren Verzicht auf den Ausfuhrzoll auf die Melasse seinerseits die Ausfuhrzölle auf alle unsere Produkte preiszugeben, so sollen die übrigen Klau­seln des Handelsvertrages davon nicht berührt werden, ganz zu schweigen von dem Vertrag über das Offensiv- und Defen­siv-Bündnis, der dann trotz des Wegfalls der Artikel XII und XIII des Handelsvertrags, eben der Melasse-Klauseln, in Geltung bleiben soll, wie er ist? Das meinen Sie doch,

Monsieur?“ – „Genau das, Monsieur“, antwortete Gérard, und ein klein wenig ungeduldig setzte er hinzu: „Gebilligt, einverstanden, genehmigt.“ – „Das genügt mir“, sagte Arthur Lee und entfaltete die Arme. „Damit wäre auch dieser Punc- tilio erledigt“, sagte Franklin.

Monsieur Gérard versprach nochmals, er werde es die Her­ren wissen lassen, sowie die Dokumente unterschriftsfertig vorlägen, und bat sie, sich für übermorgen bereit zu halten. Dann verabschiedete er sich.

„Sie sehen, meine Herren“, sagte, als sie allein waren, Arthur Lee, „man kann auch über die größten Schwierigkeiten wegkommen mit etwas Geduld und Ausdauer.“

Zwei Tage später, am 5. Februar, holte Franklin seinen schweren, blauen Anzug aus Manchestersamt hervor. Das war der Rock, den er damals, vor nunmehr vier Jahren, im Ge­heimen Kronrat getragen hatte, als der Kronanwalt Wedder­burn ihn so wüst beschimpfte und keiner von den fünfund­dreißig Herren des Kronrats ihn verteidigte.

In diesem Rocke fuhr er, begleitet von William, nach Paris, zunächst zu Dubourg. Er hatte gestern William ge­schickt, um Erkundigungen einzuziehen, ob der Kranke in der Tat werde imstande sein, aufzustehen und ins Ministerium zu fahren. Der Arzt hatte ein bedenkliches Gesicht gemacht, doch Dubourg hatte herrisch auf seinem Vorhaben bestanden. Und da saß er jetzt wirklich, umgeben von Arzt, Pfleger und Diener, jämmerlich verfallen zwar, doch den wackeligen Körper in Galakleider gehüllt.

Der Anblick des blauen, feierlichen Franklin erregte ihn, er fragte, und Franklin erzählte. „Man muß sich bemühen“, setzte er auf seine behagliche Art auseinander, „für Gelegen­heit und Umgebung den jeweils rechten Rock zu wählen. Das habe ich von Karl dem Großen gelernt. Als der nach Rom ging zu seiner Krönung, verwandelte er sich aus einem Sim­peln Franken in einen römischen Patrizier.“ Und dann be­richtete er die Geschichte seines blauen Rockes, und freund­lich über den schwergesteppten Samt streichend, sagte er: „Sie sehen, mein Freund, ich war dem Rock eine Genugtuung schuldig.“ Dubourg lächelte, nickte eifrig mit dem Kopf und verfiel in einen Hustenanfall, der ihn sehr schwächte.

Nochmals warnte der Arzt, Dubourg solle nicht in den bö­sen Wintertag hinausfahren. Doch Dubourg winkte nur ärger­lich ab, und man schickte sich an, das Haus zu verlassen.

Da aber kam, abgehetzt, ein Bote Monsieur Gérards. Der Bote war hinaus nach Passy gefahren und dann eiligst hier­her. Monsieur Gérard ließ Franklin mitteilen, die Unter­zeichnung müsse auf den nächsten Tag verschoben werden aus Gründen, die der Doktor in dem mitgesandten Schreiben finde. Man zog den enttäuschten Dubourg wieder aus, brachte ihn zu Bett, und Franklin versprach, ihn am nächsten Tag abzuholen. Doch war allen klar, daß Dubourg nach der An­strengung von heute am nächsten Tage unmöglich werde auf­stehen und mitkommen können.

Daß aber die Unterzeichnung hatte verschoben werden müssen, war durch folgendes verursacht. Monsieur Paillasson hatte die beiden Dokumente in je zwei Exemplaren ausgefer­tigt. Er hatte das edle Pergament verwendet, auf das Staats­verträge geschrieben zu werden pflegten, und die Schrift­stücke mit der Sorgfalt hergestellt, für die er geschätzt war. Als indes Louis die Dokumente aufmerksam durchlas, hatte er gefunden, daß in dem Handels- und Freundschaftsvertrag auf Seite 5, Zeile 17, ein Punkt so ausgefallen war, daß er für ein Komma hätte angesehen werden können. Louis verlangte, daß die Seite nochmals geschrieben und ihm dann die Doku­mente nochmals vorgelegt würden. Auf diese Art gewann er einen Tag, und er hoffte wohl, es könne sich im Laufe dieses Tages etwas ereignen, was ihn der endgültigen Unterzeich­nung doch noch überhöbe.

Es ereignete sich nichts. Vielmehr schrieb Monsieur Pail­lasson geduldig seine Seite nochmals und so, daß auch das kritischste Auge den Punkt auf Zeile 17 für einen Punkt an­sehen mußte und für nichts sonst. Und geduldig mit den beiden Dokumenten und mit den zu unterzeichnenden Voll­machten erschien noch einmal Monsieur de Vergennes vor Louis. Dieser seufzte, sagte: „Nun ja, nun schön“, und unter­schrieb. Und eilig übergab Vergennes alle Schriftstücke Mon­sieur Gérard und dazu eine Vollmacht, in seinem und somit in des Königs Namen die Staatsverträge 1778/32 und 1778/53 zu unterzeichnen und zu siegeln.

Am 6. Februar, pünktlich um fünf Uhr nachmittags, fan­den sich dann die drei Kommissare in Begleitung William Temples im Hôtel Lautrec ein, im Arbeitszimmer Monsieur Gérards. Doktor Franklin trug auch heute seinen blauen Rock; Doktor Dubourg aber hatte nicht mehr mitkommen können.

Die Verträge lagen vorbereitet auf dem Tisch, daneben lag das Siegel des Königs. An einem zweiten, kleineren Tisch wartete Monsieur Gérards Sekretär. „Ja, Doktor Franklin“, sagte Monsieur Gérard und schien sehr guter Laune, „nun ist es soweit. Und wenn es Ihnen recht ist, schreiten wir sogleich zur Unterzeichnung.“

Doch Arthur Lee hielt ihn mit starker Handbewegung auf. Er schaute auf Franklin, und da dieser schwieg, sagte er: „Ich denke doch wohl, wir sollten vorher unsere Vollmach­ten und Beglaubigungen austauschen, unsere Kreditive.“ – „Haben wir Kreditive?“ fragte halblaut Franklin, und William Temple begann zu suchen. Monsieur Gérard, sehr kühl, sagte zu dem Sekretär: „Zeigen Sie dem Herrn meine Bevollmächti­gungen, Pêcheur.“ Arthur Lee las die Vollmachten sorgfältig durch. Dann überreichte er ihm seine Beglaubigungen. „Danke“, sagte, ohne hinzuschauen, Monsieur Gérard. Arthur Lee aber, ziemlich streng, erklärte: „Ich gestatte mir, darauf hinzuweisen, Herr Staatssekretär, daß ich im Besitz zweier Vollmachten bin. Ich bin hier sowohl in meiner Eigenschaft als bevollmächtigter Gesandter des Kongresses beim Hofe von Versailles wie in meiner Eigenschaft als bevollmächtigter Gesandter beim Hofe von Madrid. Halten Sie es für richtiger, Monsieur, daß ich meine Unterschrift, nachdem ich die Ver­träge als Ganzes unterzeichnet habe, neben die Geheimklau­sel über den allenfallsigen Eintritt Spaniens in das Bündnis setze, oder daß ich mich begnüge, die Verträge zu unterzeich­nen und meiner Unterschrift auf dem Bündnisvertrag meinen zwiefachen Charakter beizufügen?“ – „Fügen Sie den zwie­fachen Charakter bei“, riet freundlich Franklin. „Tun Sie das“, meinte Gérard. „Das wäre also geregelt“, sagte Arthur Lee. „Aber nun erhebt sich die Frage, wie ich meinen Titel ‚Vollgraduierter Rechtsrat‘ am besten ins Französische über­setze. Ich finde, ein schlichtes ‚Conseiller des Droits‘ dürfte der Bedeutung des Englischen am nächsten kommen.“ – „Er­lauben Sie mir, Ihnen zu versichern, Monsieur“, antwortete Gérard, „daß die Allerchristlichste Majestät den Vertrag nicht anstreiten wird, wie immer Sie unterzeichnen.“ – „Dan­ke“, sagte Arthur Lee. „Es bliebe dann nur noch ein letztes Präliminarium zu erledigen. Ich bitte, jenes Schreiben vorzu­weisen, das gemäß unsern Vereinbarungen die Verträge als integrierender Bestandteil ergänzt, ich meine das Schreiben bezüglich der allenfalls herzustellenden Reziprozität in der Regelung der Zölle auf die Ausfuhr der Melasse und so wei­ter.“ – „Bitte, weisen Sie vor, Pêcheur“, sagte Monsieur Gé­rard.

Während Arthur Lee das Schreiben studierte, sagte Mon­sieur Gérard zu den beiden andern Herren: „Ich muß die Herren im Auftrag des Grafen Vergennes nochmals dring­lich ersuchen, nichts von dem Abschluß des Paktes verlauten zu lassen, bevor er vom Kongreß ratifiziert ist. Wir zögern dadurch den Krieg um einige Wochen hinaus, die uns für die Vollendung unserer Rüstung unbedingt notwendig sind. Ich darf nochmals wiederholen, daß die Zusicherung Ihres Still­schweigens Voraussetzung des Vertrages war und ist. Graf Vergennes verlangt nichts Schriftliches. Ihm genügt Ihr Wort, Doktor Franklin.“ Franklin machte eine kleine Neigung mit dem Kopf. Arthur Lee sagte nichts, trat an den Kamin, schlug die Arme übereinander.

„Wenn es Ihnen also jetzt genehm ist, Messieurs“, sagte Monsieur Gérard, „dann unterzeichnen wir.“ Es war ein nicht großer Tisch, auf dem die Dokumente lagen. Monsieur Gé­rard setzte sich in den kleinen Sessel an der Schmalseite, Dok­tor Franklin stand ihm gegenüber, beide Hände auf den Tisch gestützt, Arthur Lee stand am Kamin, Silas Deane neben ihm. William Temple hielt sich bescheiden neben dem Sekretär Pêcheur. Der wärmte den Siegellack und ließ ihn auf das erste Dokument träufeln. Monsieur Gérard drückte sein Sie­gel auf und unterschrieb die erste Kopie.

Franklin sah nach der Uhr auf der Wandkonsole. Sie zeigte 5 Uhr 22 Minuten.

Er stand an der einen Schmalseite des Tisches, die großen roten Hände leicht aufgestützt, das schüttere Haar fiel auf den kostbaren blauen Rock, und er schaute auf die Hand Monsieur de Gérards, eine weiße, gepflegte Hand, wie sie viermal siegelte und viermal unterschrieb. Eine große Freude schwellte Franklins Herz. Diese, genau die war die Minute, auf die er so lange gewartet hatte. 6. Februar, 5 Uhr 22. Drau­ßen war ein Gemisch von Regen und Schnee, hier innen brannte ein gutes Feuer im Kamin, freundliche Kerzen leuch­teten, der Sekretär Pêcheur wärmte den Siegellack, und Mon- sier Gérard siegelte und schrieb. Um dieser Minute willen hatte er, Franklin, die schwierige Reise über See gemacht, um dieser Minute willen hatte er vierzehn Monate hindurch die Komödie des bäuerlichen Philosophen aus dem Wilden We­sten gespielt, mit Pelz und braunem Rock, hatte geduldig tau­send alberne Fragen beantwortet, hatte in Gennevilliers mit der hübschen, törichten Frau in der blauen Maske eine schlaue und törichte Unterredung geführt. Und jetzt also unterschrieb dieser Mann, und dann wird er, Franklin, unter­schreiben, und dann werden viele französische Schiffe in See stechen mit vielen Kanonen und vielen Menschen, und viele Franzosen werden sterben, damit England die Unabhängig­keit Amerikas anerkenne. Der König, in dessen Auftrag die­ser elegante französische Herr die Verträge unterschrieb, war nicht sehr gescheit, aber er hatte eingesehen, daß es gefähr­lich war, den Pakt zu unterzeichnen mit der jungen Republik, welche die Feindin war aller despotischen Autorität. Und er hatte sich, dieser dicke, junge Louis, mit Händen und Füßen dagegen gesträubt, das Abkommen zu unterzeichnen, er wollte nicht die Unabhängigkeit der Dreizehn Staaten an­erkennen, ihre Bewohner galten ihm als Rebellen, er hatte nein gesagt und immer wieder nein. Er war ein absoluter Monarch, der König von Frankreich, keinem Parlament ver­antwortlich, er konnte tun, was er wollte. Aber offenbar konnte er doch nicht tun, was er wollte, und mußte tun, was er nicht wollte. Das, was man gemeinhin Weltgeschichte nannte, war stärker als er und zwang ihn. Und es stak also Sinn in der Weltgeschichte und trieb die Menschen, sich in einer bestimmten Richtung zu bewegen, ob sie wollten oder nicht. Und der alte Doktor schaute zu, wie die weiße Hand Monsieur Gérards schrieb und siegelte und schrieb und sie­gelte, und er war sehr glücklich. Und wußte in all seinem Glück, daß es Unsinn war, wenn ein Mann glaubte, er mache Geschichte, und daß einem jeden seine Funktion vorgeschrie­ben war. Und daß zuletzt ein großer Mann das gleiche tun mußte wie ein kleiner, nur vielleicht schneller oder lang­samer, und ein unwilliger das gleiche wie ein williger.

Monsieur Gérard war zu Ende mit seiner Arbeit. Er sagte höflich: „Bitte, Doktor Franklin“, und wies auf den großen Sessel an der Breitseite des Tisches. Doch Franklin setzte sich in den kleinen Sessel, in welchem Monsieur Gérard gesessen hatte. Monsieur Pêcheur wärmte den Siegellack und schickte sich an, ihn auf das Dokument zu träufeln. Aber da drängte sich eifrig der junge William Temple hinzu, er wollte bei der Unterzeichnung helfen, wofür wäre er sonst mitgekommen? Und Franklin siegelte und schrieb. Er schrieb säuberlich: B Franklin, und aus dem B ging er kunstvoll über in das F, und er schrieb mit vielen Schnörkeln, und er siegelte mit seinem Ring; es war ein zierliches Siegel mit Ähren und zwei Löwen und zwei Vögeln und einem Fabeltier. Ihm gegenüber stand Monsieur Gérard und schaute zu, und am Kamin standen die Herren Deane und Arthur Lee und schau­ten zu.

Dann unterzeichnete Silas Deane. Behaglich und eilig ging er zu dem Tisch und ließ sich nieder in den Sessel. Der junge Temple ging ihm beflissen zur Hand, wärmte ihm den Lack, reichte ihm den Federkiel. Und Silas Deane sagte: „Danke“, herzlich und immer wieder. Er siegelte, und er setzte dick und deutlich seinen Namen neben das Siegel: Silas Deane, und er beschaute verliebt und selig das Dokument und seine Unter­schrift. Er hatte viel Bitteres hinunterschlucken müssen in dieser letzten Zeit, aber es wurde ihm reichlich vergolten durch die Süßigkeit dieser Minute. Der böse Mensch dort drüben, der ihm so finster auf die Finger sah, hatte ihn gehetzt wie zehn Teufel und ihn mit giftiger Tinte verleumdet; aber er hatte doch nicht verhindern können, daß er nun hier saß als Vertragspartner der Allerchristlichsten Majestät und sein Sie­gel und seine Unterschrift hinsetzte unter diesen wichtigsten Vertrag seines Landes und seines Jahrhunderts. Und er schrieb und siegelte, und da stand cs, und jeder konnte cs lesen: Silas Deane.

Nun aber, gemessenen Schrittes, begab sich Arthur Lee zum Tisch. Düsteren, entschlossenen Gesichtes nahm er Platz, starr aufrecht. William Temple wollte ihm helfen, doch Lee sagte streng: „Danke, Herr Franklin, ich mache das schon selber.“ Es dauerte eine ganze Weile, bis er sein Siegel, sei­nen Namen, seinen Titel, seinen zwiefachen Charakter auf den vier Schriftstücken niedergelegt hatte. Er tat es mit Sorgfalt, die Franzosen waren schlüpfrige Bundesgenossen, er traute ihnen nicht über den Weg, und er wenigstens wollte das Seine getan haben, ihnen Ausflüchte aus dem Vertrag zu ver­legen. Die andern, seine Amtsgenossen, statt dem Akte der Unterzeichnung zuzuschauen, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, schwatzten mit dem Franzosen, und der einzige, der sich für seine Tätigkeit zu interessieren schien, war der wich­tigmacherische Bengel William. Nicht nur schauten sie nicht her, die andern, sie störten ihn bei der Unterzeichnung durch ihr müßiges halblautes Gerede.

Gegen seinen Willen mußte er hinhören. „Sie haben einen langen Weg hinter sich, Doktor Franklin“, sagte Monsieur Gérard, „einen harten Weg, Sie und Ihre Amerikaner, und ich freue mich, daß Sie Ihr Ziel erreicht haben und daß dieses Dokument gezeichnet und gesiegelt ist.“ Franklin aber er­widerte: „Nicht ich habe das Dokument zustande gebracht, Monsieur, sondern der Sieg von Saratoga.“ Arthur Lee, wäh­rend er hinschrieb: Conseiller des Droits, verbiß die Lippen voll Verachtung für soviel falsche Bescheidenheit. Monsieur Gérard mittlerweile erklärte: „Nein, nein, Doktor Franklin, ohne Ihre kluge Zurückhaltung und ohne das außerordent­liche taktische Geschick, mit welchem Sie das Gespräch mit der Königin führten, wäre es uns nie geglückt, unsern Mon­archen zur Zustimmung zu bewegen.“ Arthur Lee schrieb den T-Strich härter und schärfer. Immer setzten diese Franzosen Amerika gleich mit Franklin. Als ob dieser alte Wüstling die junge, tugendhafte Republik repräsentierte. Wenn *ein* Ame­rikaner für das ganze Land stehen sollte, wer anders dann als Richard Henry, sein Bruder Richard Henry Lee, der den An­trag auf die Unabhängigkeitserklärung eingebracht hatte? So aber wurde ihm, Arthur Lee, auch dieser Augenblick, da er für sein Land den glücklichen Vertrag unterzeichnen sollte, vergällt durch die Anmaßung des Doktor h. c. und das Miß­urteil der Franzosen.

Man war zu Ende. Schweigend schauten alle zu, wie Mon­sieur Pêcheur umständlich und gewissenhaft den Dokumenten das große Siegel des Königs anheftete.

Gérard überreichte Franklin die beiden für den Kongreß bestimmten Kopien. Franklin gab sie achtlos an William Temple weiter. Arthur Lee hätte die über alle Vorstellung hinaus kostbaren Urkunden lieber in eigene Verwahrung ge­nommen, aber er mußte sie wohl dem leichtsinnigen Jungen überlassen. „Das Schreiben“, mahnte er mit heiserer Stimme. Und da ihn die andern verständnislos ansahen, erläuterte er: „Das Schreiben über die Artikel XII und XIII.“ Ohne seine Mahnung hätten sie wahrhaftig den wichtigen Brief vergessen.

Dann verabschiedete man sich von Monsieur Gérard.

Es waren viele Leute auf den Korridoren des Hotels Lau­trec; doch ohne Rücksicht auf das Aufsehen, das er erregte, nahm Silas Deane, kaum hatte man das Zimmer Monsieur Gérards verlassen, Franklins Hand und schüttelte sie lange. „Ein großer Tag, ein weltgeschichtlicher Tag“, sagte er, und : „Ich danke Ihnen, Doktor Franklin, ganz Amerika ist Ihnen unendlich verpflichtet“, er war sichtlich bewegt, er hatte Trä­nen in den Augen. Arthur Lee, angewidert von der falschen Sentimentalität des Mannes, brachte es nicht über sich, länger mit den andern zusammen zu sein. Er lehnte Franklins An­gebot, seinen Wagen zu benutzen, ab und zog es vor, zu Fuß zu gehen.

Franklin brachte zunächst Silas Deane nach Hause. Dann aber fuhr er nicht zurück nach Passy, sondern zu Doktor Du­bourg. Er ließ sich von William die Verträge geben und hieß ihn warten.

Es hatte sich aber Dubourg seit dem gestrigen Tag er­schütternd verändert. Augenscheinlich hatten Anstrengung und Erregung seine letzte Kraft erschöpft. Er konnte kaum mehr reden, es kostete ihn Mühe, den Kopf mit den matten Augen dem Freunde zuzuwenden.

Franklin trat sacht an das Bett heran. „Wir haben es ge­schafft, mein Alter“, sagte er und reichte ihm die Dokumente. Dubourg streckte eine wächserne, behaarte Hand aus, aber er konnte die Papiere nicht halten, sie fielen auf die Decke. Franklin brachte ihm den Bündnisvertrag nahe vor die Augen. Dubourg griff danach, lesen konnte er wohl nicht mehr, doch betastete er das große Siegel des Königs.

Franklin mußte so gut wie allein reden. Er rühmte den Freund; dessen Werk vornehmlich sei diese segensreiche Allianz. Mit seiner leisen Stimme sprach er, sehr deutlich, nahe am Ohr Dubourgs, und damit dieser besser verstehe, sprach er französisch. Aber: „Sprechen Sie englisch“, befahl mühsam Dubourg.

Dann, da er sah, wie sehr sein Besuch an Dubourgs letzten Kräften zehrte, nahm Franklin die Verträge, um sie wegzu­stecken und zu gehen und den Freund in Ruhe eindämmern zu lassen. Dubourg aber, mit ungeduldiger Gebärde, hielt ihn zurück. Nochmals betastete er die Verträge, und: „Quod felix faustumque sit – Was Glück und Segen bringen möge“, sagte er mit schauriger Eindringlichkeit.

Dann noch immer nicht ließ er Franklin gehen. Offenbar hatte er ihm noch etwas zu sagen. „Eulogium Linnaei“, stammelte er. Franklin verstand. Dubourg, dessen Lieblings­beschäftigung von je die Botanik gewesen war, hatte ihm davon gesprochen, daß er an einem Aufsatz über den vor kur­zem verstorbenen Linné arbeite, den größten Botaniker der Epoche. „Soll ich den Aufsatz an mich nehmen? Soll ich ihn übersetzen?“ fragte Franklin. Dubourg brachte etwas wie ein Nicken zustande. „Das mache ich gerne“, sagte Franklin. Der Freund hatte viel von ihm und mit Beflissenheit übersetzt. Franklin freute sich, es ihm vergelten zu können. „Sowie es Ihnen besser geht“, sagte er, „geben Sie mir den Aufsatz. Dann sprechen wir ihn durch, Wort für Wort, und übersetzen ihn.“ Er war gewiß, daß es dazu nicht kommen werde, aber er nahm sich vor, unter allen Umständen den Aufsatz eng­lisch zu veröffentlichen.

Doch Doktor Dubourg wußte in seinem Innern, daß er Franklin zum letzten Mal sah, und wollte sichergehen. Wie­der mit Gebärden hielt er Franklin zurück, und dieser, der Diener und der Pfleger mußten sich daran machen, das Ma­nuskript zu suchen. Erst als er das „Eulogium“ in der Hand Franklins wußte, beruhigte sich Dubourg.

Franklin blätterte in dem Manuskript. „Es ist sehr deutlich geschrieben“, versicherte er, und er versprach: „Ich werde dieses .Eulogium' selber drucken, englisch und französisch.“ Da ging ein Leuchten über das gelbe, verfallene Gesicht, von dem Franklin wußte, er werde es nicht mehr sehen.

Die beiden Verträge und die Lobrede auf Linné in seinem blauen, gesteppten Rock, fuhr Franklin zurück nach Passy.

1. Ich kenne Ähnliches von vielen, / Die immer die Geschäftigen spielen, / Sie mischen sich in alle Dinge,/ Als ob es ohne sic nicht ginge — / Und sind nur ungelegen überall / Schmeißt sic hinaus mit Knall und Fall! [↑](#footnote-ref-1)